Aus meinen Hütten.

Aus meinen Hütten.

Oder

Geständnisse und Träume

eines

deutschen Schriftstellers.

Herausgegeben

von

J. G. Kohl.

„Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben“.

Drei Bände.

Dritter Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1850.

Inhalts-Verzeichniß.

Abschweifung

über

den Ruhm der Schriftsteller und über ihre Leser.

Wie es dir nicht im Leben ziemt,
Mußt du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen;
Denn bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

XIX.

Der Drang zum Publiciren.

Es wird wenig in der Welt geschrieben, ohne daß der Schreiber nicht dabei auch den Zweck hätte, es andere Menschen lesen zu lassen. Selbst Moses, die Propheten und Evangelisten brachten ihre begeisterten Vorträge zu Papier, damit sie verbreitet würden und unter die Leute kämen. Sogar die Klagelieder, die Jeremias, und die Bußpsalmen, die David in Stunden der innern Verzweiflung und Zerissenheit niederschrieben, wurden publicirt. Die Dichter aller Nationen, obwohl ganz von ihrem Gotte erfüllt, waren doch auch ganz von der Liebe zum Ruhme und vom Drange zum Publiciren erfüllt und hauchten ihre Leiden auf das Papier, damit die Blätter von Hand zu Hand, ihre Verse von Mund zu Mund gehen möchten.

Hätte man Jeden der tausend und aber tausend Schriftsteller, welche die Welt producirte, auf einen besondern Stern oder auf eine ganz abgeschiedene Insel gesetzt, wo ihm auch gar keine Hoffnung gelassen wäre, daß je ein spä-

terer Ankömmling sein Manuscript finden könnte, so würden selbst unter den Begeistertsten nur Wenige erfunden sein, die nicht ihre Feder zerbrochen, ihre Dinte verschüttet hätten und deren Hand nicht erlahmt wäre.

Sogar die Könige, Kaiser und Fürsten, wenn sie den Drang zum Schreiben in sich spürten, wenn sie sich zu Schriftstellern geboren fühlten — selbst diese Großen der Erde, die doch schon Ruhmes genug hatten und die sicher waren, daß auch ohnedieß ihr Name der Nachwelt überliefert würde, publicirten ihre Werke und bewarben sich um den Lorbeer der Dichter.

Im Grunde ist auch dieser unwiderstehliche Hang und Drang zum Publiciren ebenso natürlich und ebenso wenig tadelnswerth, wie der ebenso mächtige Drang zum Reden, zum Klagen, zum Jubeln, zum Discutiren und Conversiren mit Anderen, wie der ganze, im Menschen so unüberwindliche Hang zur geselligen Mittheilung.

Der Schriftsteller thut nichts Anderes, als was andere Menschen thun. Er erzählt wie diese, er klagt, er plaudert, er belehrt und discutirt wie diese. Er thut es nur auf andere Weise: er erzählt auf dem Papiere, er jubelt und klagt in Versen, er plaudert mit der Feder und belehrt durch die Schrift. Obwohl einsam, ist er immer von großer Gesellschaft umgeben, die seine Phantasie ihm nahe bringt.

Manuscript-Literatur.

Ich glaube nicht, daß sehr viele werthvolle schriftstellerische Producte den Druckereien und der Welt verloren gehen und in Manuscripten stecken bleiben. Denn im Ganzen, kann man wohl sagen, ist die Leinwandfaser, auf der wir schreiben nicht weniger explodirsüchtig als die Schießbaumwolle.

Man muß dieß als eine besondere Eigenthümlichkeit der schriftstellerischen Natur ansehen. Denn könnte man sich nicht denken, daß wir ebenso, wie andere Künste, auch die Dicht- und Schreibekunst bloß der Sache selbst wegen und bloß um unseretwillen zu betreiben vermöchten?

Wie viele ausgezeichnete Talente bleiben nicht mit ihrer Musik, mit ihrer Malerei ganz im häuslichen Kreise. Wir musiciren oft ganz vortrefflich bloß für unsere eigene Genugthuung, wir malen zuweilen ganz ausgezeichnet bloß für uns und unsere Freunde. Warum sollten wir auch nicht zu unserem eigenen Genusse, aus bloßem inneren Drange, aus tiefgefühltem Bedürfniß dichten, denken und unsere Gefühle in Worte bringen und aufs Papier setzen?

Es hat Gefangene gegeben, die bloß für sich selbst sangen, ohne daß sie auch nur den gerinsten Wunsch hattten, daß Jemand sie hören möchte. Wie kommt es, daß beim Schreiben gleich dieser Wunsch bei der Hand ist? Daß dieß bei den weichen, liebevollen, mittheilenden Menschen der Fall ist, ist zwar kein Wunder. Allein es giebt ja auch schroffe, verschlossene, tiefsinnige, finstere Charaktere, stolze Men-

schen, die Niemanden in ihre Gesellschaft zulassen, die gegen Keinen sich eröffnen, die überall mit ihren Worten kargen. Wie kommt es, daß die Geschichte gar keinen solchen Charakter aufzuweisen hat, der seine Papiere ebenso verschlossen hat? Lord Byron z. B. war menschenscheu, in sich gekehrt, stolz und hochfahrend. Wie kommt es, daß selbst ein solcher Mann doch auch die Publicität suchte?

Gott sei Dank, wir haben, glaube ich, keinen Caesar oder Tacitus, keinen Horaz als uns verloren zu beklagen, der etwas Kostbares geschrieben und dieß aus Eigensinn mit sich begraben hätte. Die Lehre, daß man sein Licht nicht unter den Scheffel stellen solle, befolgt Niemand besser als wir Schriftsteller.

Wir haben allerdings große Männer, die überhaupt zu stolz waren, um etwas Nützliches zu schreiben, wie z. B. der große Condé, der trotz aller Bitten seiner Freunde nie seine Memoiren aufsetzen wollte. Allein wir haben keinen, der nicht, wenn er es einmal geschrieben, am Ende den Bitten seiner Freunde, es zu publiciren, doch nachgegeben hätte.

In früheren Zeiten hatten die Bücher noch etwas Heiliges und waren alte werthvolle Erbstücke, selbst noch in dem ersten Jahrhunderte nach dem Anfange der Buchdruckerkunst. Jetzt, wo sie billig geworden sind, wo wir sie nicht mehr in Folio und Quartodrucken, sondern in Klein-Octav, in Duodez, in Sedez, wo wir sie nicht mehr in Pergament und

Schweinsleder einbinden, sondern brochiren, wo kein Buch mehr mit silbernen Schlössern versehen ist, sondern alle immer offen daliegen, ist alle Heiligkeit von den Büchern geschwunden und sie sind etwas recht Gemeines geworden.

Es wäre schön, wenn man auch noch eine bedeutende Manuscript-Litteratur hätte. Wenn es Bücher gäbe, die von den Vätern bloß für ihre Söhne oder Familien geschrieben würden. Jetzt werden alle solche „Bücher der Väter an ihre Söhne," der „Lehrer an ihre Zöglinge" gleich publicirt, sie kommen dadurch in den Gemeinbesitz und die Familien verlieren das besondere Liebes-Interesse daran. In England sah ich einmal eine Reihe von Reisebeschreibungen und Familienmemoiren in einer Schloßbibliothek auf dem Lande, die von Vater, Großvater, Brüdern, Schwester und Schwiegertochter herrührten. Welcher werthvolle, heilige Bücherschatz für ein Geschlecht! Das Manuscript der Schweizer Geschichte von Tschudi war lange Jahre (Jahrhunderte) im Besitz einer Schweizerfamilie, die so stolz darauf war, daß sie nur nach vielen Schwierigkeiten und manchen Unterhandlungen die Profanirung ihres werthen Privatschatzes durch den Druck gestattete. Doch wie gesagt, solche Fälle sind, — soll man es beklagen? soll man sich freuen? — selten und der Hauptsache nach kann man annehmen, daß alle Gedankenkeime das helle Tageslicht erreichen und daß die Resultate des Nachdenkens immer der ganzen Menschheit zu Gute gekommen sind.

Größe des schriftstellerischen Ruhmes.

Die Größe des Ruhms, zu der wir uns durch Schriften erheben, ist in Vergleich mit jeder andern Gattung von Ruhm colossal zu nennen. Diese vier und zwanzig Buchstaben des Alphabets liefern uns ein Material zur Errichtung von Monumenten, deren Dauerhaftigkeit auf Erden ohne alle Parallele ist.

Mit ihnen können wir weiter in die Welt hinausgreifen, bleibender und tiefer auf unsere Mitmenschen einwirken, als mit Marmor, Eisen und Stahl. Durch sie können wir unsere menschliche Zwergkraft zu riesenhafter Größe anschwellen, alle Zeitalter auf gleiche Weise erfreuen, wie unserer Mitwelt, so auch den spätesten Nachkommen auf dieselbe Weise gegenwärtig sein und die Entfernten eben so gewaltig ergreifen, wie unsere uns nahen Zeitgenossen.

Die Töne eines Marsyas verklingen, die Farben eines Apelles erbleichen, die Statuen und Tempel eines Phidias wirft die Zeit über den Haufen und von Allem, was sie schufen, bleibt uns am Ende nichts. Homer's aber und Horazens Werke stehen größtentheils noch so unverstümmelt da, wie in dem Augenblick, in welchem sie ihnen aus der Feder flossen. Sie reden zu uns, als wären sie unter uns noch gegenwärtig. Die Schätze, die sie sammelten, sind Schätze, die weder die Motten fraßen noch der Rost zernagte und ihr Ruhm ist unvergänglich.

Große Könige verschwinden mit allem ihrem Glanze und ihrer Pracht in Nacht, während der Dichter in unverlöschli-

cher Glorie dasteht. Der Helden lärmende Thaten verrauschen; was der Dichter in der Stille schrieb, besteht. Diesen weiß jeder Gebildete zu nennen. Ganze Fürsten-Dynastieen sind dagegen nur noch den Forschern alter Chroniken bekannt. Ganze Völkermassen und Staaten entwickeln sich, sterben ab und werden vergessen. Das dichterische Individuum überlebt sie. Die Gesetze, die Sitten, der Charakter jener Millionen sind gänzlich unbekannt, die Eigenthümlichkeiten, die Launen, die Einfälle, die Fehler und Tugenden des Dichters weiß Jeder auswendig, und ein Gastmahl, das Boileau gab und beschrieb, ist berühmter in der Welt, als eine Schlacht, welche der seiner Zeit allmächtige König Salvatis von Egypten lieferte. Das so kurze Zeit dauernde Liebesbündniß zwischen Abeilard und Heloise ist aller Welt bekannter, als die hundertjährige Freundschaft oder Feindschaft zwischen den Assyrern und Syrern. Man kann sagen, die Autoren sind ein wahres Titanengeschlecht.

Selbst die kleinen Schriftsteller der Gegenwart haben noch etwas Gigantisches im Vergleich mit dem Ruhme und Namen und der Wirksamkeit, welche andere Menschen erreichen können.

Der Schauspieler, der Musiker, der Redner — sie vermögen nur einen sehr beschränkten Kreis zu erfreuen. Sie sind an einen einzigen Platz oder doch an wenige Orte ihrer Wirksamkeit gebunden. Der Schriftsteller schlüpft überall ein, trifft die Menschen in den Städten, in den Dörfern, jenseits

und diesseits des Meeres. Wie schwer kann der Maler und Bildhauer seine Werke transportiren! Nur die Wenigen, welche zu dem Orte hinreisen, können sie zu sehen bekommen. Der Schriftsteller ist so compendiös, daß er leicht überall hin im Originale mitgenommen wird.

Wie viele selbst nicht sehr bedeutende Schriftsteller giebt es nicht, die sich doch rühmen können, daß ihr Name von vielen tausend Menschen mehr genannt und gekannt wird, als der eines höchst verdienten Advocaten oder Kaufmanns oder Beamten, und daß daher ihr Ruhm sich zu dem dieser Leute verhält, wie ein Riese zu einem Zwergen.

Nichtigkeit des Ruhms.

Im Grunde kann nur das Lob solcher Menschen großen Werth für uns haben, die uns und unser ganzes Verdienst genau ergründeten und die uns deßwegen in dauernder und unverlöschbarer Liebe und Hochachtung halten.

Der Ruhm bei Denen, die uns nur von Hörensagen kennen, ist uns wenig schmeichelhaft, und eine Zuneigung, die nur einem vorübergehenden Rausche gleicht, ist, da sie uns Täuschung bereitet, fast noch schlimmer, als wäre statt ihrer bleibende Gleichgültigkeit da gewesen.

Schließen diese Sätze einige Wahrheit in sich, so ist uns Autoren zu rathen, daß wir nicht zu genau dem inneren Wesen jenes glänzenden Dinges, jenes schimmernden Ruhmes

und des großen Namens, der uns so sehr reizt und bezaubert, nachforschen. Es würde sich uns am Ende, wie bei dem Eindringen in einen leuchtenden Kometen, nur ein sehr winziger Kern zeigen, und das Ganze, wie eine schöne Seifenblase, vor unseren Augen in Dunst vergehen.

Ein sehr tüchtiger englischer Kritiker bemerkt von Milton, daß dieser große Genius noch heutiges Tages keinen Commentator gefunden habe, der ihn völlig zu begreifen und in seiner ganzen Größe darzustellen vermocht hätte. Und doch haben Kenner, wie Addison und Johnson, über Milton gedacht und geschrieben. „Allein Addison," sagt jener Kritiker, „obgleich ein Mann von gutem Geschmack und feiner Gemüthsbildung, besaß nur wenig von der Tiefe der Einsicht, von der Energie des Gedankens, die nöthig sind, um einen Charakter wie Milton zu verstehen und zu beurtheilen. Und Johnson wiederum war deßwegen nicht zu dem Geschäfte, das er übernommen, geeignet, weil es ihm in demselben Grade an Wärme des Gefühls fehlte."

Wenn nun jener allberühmte Milton, jener Stern ersten Glanzes am Himmel der englischen Litteratur noch selbst von den Besten in seiner ganzen Bedeutung und Größe nicht aufgefaßt und portraitirt ist, wenn er, so zu sagen, wie ein unerforschter Berg da liegt, dessen Gipfel noch Niemand erstiegen hat, obwohl sich alle von seiner Höhe Wunderdinge erzählen, wie viele von unseren kleinen literarischen Notabilitäten dürfen dann hoffen, daß die Welt sich hinreichende Mühe gege-

ben habe, sie in ihrer ganzen Wesenheit zu studiren und ihnen alles gebührende Lob und Liebe zu zollen.

Ich will zugeben, lieber Autor, es giebt Menschen, die den größten Theil deiner Werke, ja vielleicht alle deine Schriften gelesen haben. Allein wie viele sind deren unter den vierzig Millionen, die deine Sprache reden. Sollte es wohl der tausendste Theil deiner Landsleute sein?

Die große Masse hat dich nie auch nur einmal nennen gehört. Und du strahlender, mit dem Lorbeer gekrönter Tasso oder Ariosto, oder welcher von den Laureaten du sonst seiest, bist, wenn du ihnen begegnest ihnen nichts anders, als jeder andere Adams-Sohn.

Von den Uebrigen, die zu den Wenigen, welche Bücher lesen, gehören, haben Viele dich allerdings nennen hören, ohne jedoch zu der Lectüre deiner Werke selber Zeit zu finden.

Einige sind ganz in der Lectüre der Alten vergraben, und versichern geradezu, daß sie nie etwas Neues lesen. Andere sind bloß auf Reisebeschreibungen oder Romane erpicht, und bist du ein Historiker oder ein Lyriker, so wirst du schon als solcher bei ihnen ignorirt.

Tausende bekümmern sich um die ganze belletristische Literatur so wenig, wie ein Bauer um die Gestirne und erklären, indem sie nur an dem Zweiglein eines Zweiges des Baumes der Wissenschaften arbeiten, wohl die Iliade und die Odyssee selber für Allotria.

Und selbst jenen oben genannten Wenigen, die eines berühmten Mannes Werke wirklich gelesen haben, wie nahe ist er ihrem Herzen, ihrem Geiste denn damit gekommen?

Vielleicht waren sie einmal krank oder sonst müssig, und da griffen sie zu einem seiner Producte, und diese himmlischen Inspirationen einer von Apollo begeisterten Seele mußten dazu dienen, ihnen die Langeweile zu vertreiben.

Das, was du mit Mühe und unter innern Kämpfen schriebest, feiltest und sorgsam polirtest, an was du dein halbes Leben verwendetest — sie haben es in wenigen Augenblicken verzehrt, wie ein hungriger Bär die Honigwabe, die Arbeit vieler Tausend gefahrvoller Flüge der emsigen Biene verschlingt.

Dieß war vor so und so viel Jahren. Dann haben sie den Inhalt deiner Schrift längst vergessen, und daß deine Muse seitdem sich in der Producirung vieler anderen Werke gefiel, ist ihnen entgangen.

Ja, wenn der Autor nur immer zu rechter Zeit vor seinem Leser erscheinen könnte, gerade in den Stunden, in denen derselbe so eben in der Gluth der Lectüre und dem Enthusiasmus für Buch und Verfasser begriffen — dann könnte er wohl zuweilen solchen Dank, solchen Ruhm, solche Verehrung ernten, wie sie einem ruhmliebenden Manne ziemen und erwünscht sind; wenn man es immer so abpassen könnte, wie Ariosto mit dem Räuberhauptmanu Philippe Pachione, dem der Dichter gerade im Walde begegnete, als er eben sei-

nen Orlando gelesen, und der, nachdem er gehört, Wen er vor sich habe, den Ariosto nicht nur nicht beraubte, sondern ihn begeistert umarmte und ihm seine höchste Verehrung bewies.

Aber so wie es gewöhnlich geht, verfliegt dem Leser der Rausch, hundert andere Bücher folgen nach und das Alte tritt weiter und weiter in den Hintergrund zurück.

In der That, unter wie vielen andern Berühmtheiten muß sogar der ausgezeichnetste Dichter selbst in dem Kopfe seines eifrigsten Lesers Platz nehmen! Die Gebildeten unserer Zeit müssen die alten und neuen Classiker, die französischen und deutschen, die englischen und italienischen kennen und lesen, studiren und verehren. Wie viel Raum bleibt denn da neben dem Shakespeare, neben Aristoteles, neben Horaz, neben Cervantes, Racine und Dante noch für diese neue Berühmtheit übrig?

Das Leben eines Lesers ist sehr kurz und wie winzig kurz ist noch die ganze Summe der Augenblicke dieses kurzen Lebens, in denen man sich mit dir, mit deinen Gedichten, mit deinem Ruhm beschäftigt hat. Dieses winzige Sümmchen von Augenblicken, jenes bescheidene Plätzchen in dem Kopfe deines Lesers sind die Elemente, aus denen dein Ruhm, nach dem du lechzest, dieser colossale Name, den du zu besitzen wähnst, aufgebaut ist?

Hat jeder Autor nur äußerst wenige Leser, welche alle seine Werke in allen ihren Theilen kennen, die den überall

verwendeten Fleiß und den aus jedem Verse hervorleuchtenden Geist erwogen, geschätzt und bewundert haben, so hat er noch wenigere, die ihn lieben, die ein Verlangen nach innigerer Verbindung mit seiner „schönen Seele" ergriffen hat; kaum den Einen oder den Anderen, der sich nach seinem Leben, nach seinen Zuständen erkundigt; Keinen, der auch nur im Entferntesten ahnet, wie er schreibend gestrebt und gelitten hat.

Man hat allerdings Beispiele, daß Leser vor einem Dichter in brünstiger Verehrung wie vor Königen ein Knie beugten, man hat auch Beispiele, daß einzelne gutmüthige Herzen in der Wärme, die ein Buch in ihnen anfachte, für den Autor selber entbrannt sind, ihm enthusiastische Briefe geschrieben und ihn am Ende gar geheirathet haben. Aber großer Gott! Wie selten ist dies doch im Ganzen, und was wäre natürlicher, als daß einem Berühmten so etwas alle Tage passirte? —

Ein berühmter Name lähmt oft die schöpferische Kraft.

Die Dichter sind eben in jeder Beziehung doppelsinnige und extreme Naturen, auch in Bezug auf ihr Verhältniß zum Ruhm.

In ihren Werken finden wir neben den glänzendsten Schilderungen eines berühmten Namens und der Verherrlichung ihres eigenen Namens vor der Nachwelt, die rüh-

rendsten Beschreibungen eines stillen, unbekannten, völlig vergessenen Lebens. Sie scheinen zugleich von der unbändigsten Begierde nach Bekanntschaft mit der ganzen Menschheit und der harmlosesten Lust an Verborgenheit bewegt zu sein.

Sie fühlen sich verletzt, wenn ein Bauer ihre Gedichte nicht kennt, und möchten wieder von der ganzen Welt ignorirt werden:

„Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen".

Horaz beschäftigt sich besonders gern mit der Idee, daß sein Name bis ans Ende der Welt leben werde und doch wieder lobt er seinen kleinen sabinischen Winkel, in dem er sich verstecken kann. Die Dichter scheinen Alles für den Ruhm zu thun, und doch kaum haben sie ihn erlangt, so fangen sie an, ihn zu verachten und empfinden ihn als eine Last.

„C'est un pesant fardeau, qu'un nom trop tôt fameux."

Ein „Großer Name," wenn's auch nur ein kleiner „Großer Name" ist, wird uns zwiefach lästig, nicht nur in der Gesellschaft, den anderen Menschen gegenüber, sondern auch in der Einsamkeit bei unserem Schreiben und Meditiren.

In der Gesellschaft ist er uns überall im Wege, denn wir sehen wohl, daß wir die Menschen nicht befriedigen. Jeder Blick, jedes Wort sagt uns, daß man, wo wir erscheinen, sich desappointirt sieht, wir fühlen dieß und fühlen uns davon niedergeschlagen.

Aber auch bei unserem Schreiben drückt uns ein berühmter Name nieder und wirkt dämpfend auf uns ein. Wir verlie-

ren dadurch unsere Unbefangenheit. So lange wir bloß die Musen um uns sahen, dichteten wir bloß für sie. Jetzt wissen wir, daß uns eine Menge Blicke beobachten. Eine lebhafte Phantasie stellt uns das lauernde Publikum vor. Daher die meisten Producte, welche berühmte Leute als unbekannte Menschen dichteten, viel besser sind, als die späteren, die sie in dem Zenithe ihres Ruhmes von sich gaben. Ebenso wie diejenigen Producte, welche die „audax paupertas" eingab, meistens vorzüglicher sind, als die, welche wir bei gutem Auskommen dichteten, wo wir träge wurden.

Man kann hier gewissermaßen anwenden, was Robertson sagte, als man ihm bemerkte, daß ein gewisser Theil von Hume's Geschichte der englischen Könige sehr schwach und unvollständig wäre. „Kein Wunder" sagte er, „David wurde für dieses Stück im Voraus bezahlt, und das ist das Schlimmste, was einem Schriftsteller begegnen kann".

So lange die Glorie des ersehnten Ruhms einem Autor noch als ein unberührter Kranz über dem Haupte schwebt, zwischen den Gestirnen und Wolken des Himmels, —

„— — — — — daß sein Leben
Nach diesem Ziele ein ewig Wandeln sei".

so lange fühlt er sich stark, frei und unbefangen. Allein so wie der Kranz sich auf sein Haupt herab läßt, hat dieser seine Zauberkraft verloren und die Illusion ist geschwunden.

O nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er sengt mir meine Locken,
— — — — — — — — brennt mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirn.

Autoren sind die Schildhalter aller Arten von Ruhm.

In der Mitte und in der schönsten Abtheilung, im Allerheiligsten seines glänzenden Ruhmestempels erblickte Pope, wie billig, als die vornehmsten Stützen und Zierden des Ganzen, die neun Musen und ihre Zöglinge, Homer und seine Nachfolger.

But in the centre of the hallow'd choir,
Six pompous columns o'er the rest aspire
Around the shrine itself of Fame they stand
Hold the chief honours and the fame command
High on the first, the meighty Homer shone
Eternal adamant composed his throne etc.

In der That, wer würde noch berühmt sein, welcher der längst verschwundenen Großen würde von den Menschen auch nur genannt werden, wenn nicht die Musen, diese mächtigen Zionswächter, stets mit offnen Augen auf dem Capitole der Menschheit sich niedergelassen, wenn es nicht Schriftsteller und nicht Federn, und nicht die vier und zwanzig Buchstaben des Alphabets gegeben hätte, die alles Edle und Große mit Worten umkränzten und die großen Namen, wie den Eichbaum der Epheu, zugleich zusammenhielten und schmückten.

Was wäre Achilles und Hector, was der ehrwürdige Priam und der sinnreiche Odysseus ohne die Alpha's und Omega's des Maeoniden? Weniger als Staub und ein Name! Sie und wir haben es dem Dichter zu danken, daß sie als lebendige Geister noch jetzt unter uns wirken und leben, daß sie unsere Liebe und Achtung besitzen und uns zu Entschlüssen und Thaten reizen.

Die Schriftsteller sind zwar selber die Berühmtesten unter den Berühmten, aber sie sind auch für alle Anderen die einzigen Thüren und Thore zum Ruhme. Ihre schmalen Zeilen sind die Brücken und ihre dünnen Blätter die Wege, auf denen sie jeden Würdigen zum Tempel des Ruhmes führen.

Apelles ist ein Name, der jeden Hörer mit Ehrfurcht erfüllt — und doch hat Keiner der Lebenden auch nur einen Strich seines zauberischen Pinsels geschaut. Zu Keinem von uns hat er auch nur durch ein Bruchstück seiner Werke selber reden können. Keiner kann sich rühmen, auch nur einen heilsamen Eindruck durch seine Inspirationen empfangen zu haben.

Er ist mit allen seinen Werken wie ausgerottet aus dem Bereiche der Menschheit. Und doch schätzen wir ihn fast nicht geringer als Raphael oder Buonaroti, deren Bilder wir Alle mit eigenen Augen schauten, da sie unter uns existiren und wirken.

Die Autoren sind es, die dieß Wunder bewirkt haben, daß ein verstorbener Maler, ein bloßer Schatten von einem Künstler, der Menschheit noch auf dieselbe Weise imponirt, wie einer, der mit allen seinen Werken unter uns lebt. Den Versen der Dichter, dem Lobe der Kritiker, den treuen Ueberlieferungen der Historiker wird es Raphael zu danken haben, wenn sein Ruhm dereinst, nachdem alle die kostbare Leinwand, die er berührte, verfault ist, nnd nachdem wir nur noch von ihm reden, wie von einem erloschenen Meteore, da

er nicht mehr für sich selber sprechen kann, und nur die Bücher uns noch von ihm erzählen, — noch ebenso weit und unauslöschlich strahlen wird, wie jetzt.

Desappointements.

Es giebt fast keinen Schriftsteller, der nicht übertriebene Vorstellungen von seinem eigenen Ruhme hätte und der sich nicht dadurch unzählige Desappointements bereitete. Lamartine, als er auf seiner Reise im Orient sich der Lady Stanhope präsentirte, ihr seinen Namen: „Lamartine!“ — und seinen Stand: „Vates!“ — nannte, mußte zu seinem Schmerze vernehmen, daß jene alte Dame in Syrien nie etwas von einem solchen Namen und Dichter gehört hatte, was sie ihm ganz offenherzig gestand, indem Lamartine dabei in den Seufzer ausbrach: „Voilà ce que c' est la gloire!“

Dem Cicero passirte, als er noch ein junger Mann war, auf seiner Reise aus Sicilien nach Rom etwas ganz Aehnliches. Er begegnete unterwegs einem angesehenen Römer, und da er von den Erfolgen, die einige seiner vortrefflichen Reden und Plaidoyers gehabt hatten, und von seinem steigenden Ansehn und Ruhme den Kopf und das Herz voll hatte, so nahm er sich vor, jenen Römer, den er von früher kannte, zu fragen, was man in Rom von ihm rede, und er freute sich im Voraus zu vernehmen, wie und was für schöne Dinge alle Welt von ihm auf dem Forum erzählen möchte.

Sein Freund kam ihm aber mit der Frage entgegen: „Sagen Sie doch, lieber Cicero, wo haben Sie denn die ganze Zeit gesteckt? Man hat ja seit Jahren nichts von Ihnen gesehen und gehört," und damit schlug er den jungen Redner und Autoı gewaltig zu Boden, der nun beichten mußte, wie er in Sicilien gewesen und was er dort getrieben. Da er gehofft hatte, daß diese Dinge schon allen Römern völlig bekannt nnd geläufig wären, so wurde ihm jene Beichte sehr schwer und wie er selbst sagt, höchst peinlich.

Der besetzte Parnaß.

Schiller erzählt in seinem bekannten Gedichte, wie die Bauern und Ritter, die Kaufleute, Priester und Könige die Erde unter sich theilten und wie für den Dichter nichts übrig blieb, als eine Zuflucht in den Wohnungen der Himmlischen, die Jupiter ihm anbot.

Für die Dichter des Alterthums mochte dieß eine sehr schätzenswerthe Entschädigung sein. Allein in unserer jetzigen Zeit, wo auch der Himmel schon so sehr überfüllt ist, sind die Dichter doppelt traurig daran. Jupiter hat im Laufe der Jahrtausende nun schon so Viele zu Gaste geladen, am literarischen Firmament glänzen Sterne von allen Größen und auf dem Parnaß ist ein solches Gewimmel von Priestern, daß auch dort jeder Platz schon doppelt und dreifach besetzt scheint. Was soll nun die Dichter trösten, für ihre

irdischen Entbehrungen, da es jetzt der Himmel eben so wenig mehr kann als die Erde?

Die unsterblichen Christen.

Daß die alten heidnischen Dichter einen quälenden Durst nach dauerndem Ruhme besaßen, ist natürlich. Sie hatten in der andern Welt so wenig zu erwarten. Alle ihre Ideen waren auf diese lachende Erde, die sie bewohnten, und auf die Menschen, mit denen sie lebten, gerichtet. Es mußte ihnen der Wunsch, ihre Wirksamkeit und ihr Leben hier zu verlängern, und die Hoffnung darauf, besonders schmeichelhaft scheinen. Man sollte denken, daß, seitdem das Christenthum uns die Versicherung der Unsterblichkeit unserer Seele nach dem Tode gegeben und die Aussicht auf das Paradies eröffnet hat, die Vorstellung von irdischem Ruhme an Reiz und Lockung verloren haben müßte.

Man begreift eigentlich nicht, wie für den Christen, der da weiß, daß wir alle unsterblich sind, daß vor Gottes Angesicht Jahrtausende wie Gedanken verschwinden, noch irgend etwas der Art Reiz haben kann. Besonders auch seit den Entdeckungen der Astronomie, aus denen hervorgeht, daß diese Erde nur ein höchst geringfügiges Theilchen der großen Schöpfung ist.

Allein so gleich bleibt sich der Mensch zu allen Zeiten und trotz alles Wechsels der Religionen und trotz alles Fort=

schrittes der Wissenschaften, daß die Autoren aller Zeiten und Völker überall gleich ruhmdurstig sind und bleiben.

Großmüthige Jugend und ängstliches Alter.

Die Jugend ist meistens muthvoll, großmüthig, verschwenderisch; derselbe Mensch, der als Jüngling ohne Aengstlichkeit seine Reichthümer auch Andern mittheilte, wird wohl im Alter, wo er die Unsicherheit aller irdischen Erwerbnisse mehr erkannt hat, haushälterisch, sparsam, geizig und habsüchtig.

Man kann diese oft gemachte Bemerkung auch auf die Schriftsteller in Bezug auf ihr Verhältniß zu ihrem Credite und ihrem Ansehen bei der Welt anwenden.

Von Voltaire bemerkt Lord Brougham, daß er sich in seiner Jugend viel unempfindlicher gegen die Reizungen des öffentlichen Lobes oder Tadels als im Alter gezeigt habe. Selbst bei der ersten Vorstellung eines seiner dramatischen Werke, empfand er so wenig Aufregung, so wenig Furcht vor einer Niederlage, und blieb mitten in dem Applaus des Publicums so gleichmüthig gestimmt, daß er sogar mehrere Scenen des gegebenen Stücks bespöttelte und lächerlich machte, und daß die Menschen, welche seine Scherze anhörten, mit Verwunderung vernahmen, wie dieser junge Spötter der Verfasser jenes Stücks selber sei. Und eben dieser Voltaire zeigte sich später so hungrig nach Lob, daß er es begierig fast aus

jeder beliebigen Hand in Empfang nahm, und daß er sich mit Eifer und sogar mit Erbitterung gegen solche Neider und Verläumder vertheidigte, die seiner gar nicht würdig waren.

Der Uebermuth der Jugend macht es, daß sie trotz ihrer größeren Eitelkeit und Ruhmliebe der Meinung Anderer mit mehr Keckheit Trotz bietet. Ihre Selbstgefälligkeit ist so groß, daß sie, wenn auch Niemand sie lobt, sie sich hinlänglich durch die Enkomiums entschädigt fühlt, die sie sich selber spendet. Auch fühlt sie noch einen großen Vorrath von Kraft in sich, der sie hoffen läßt, daß sie noch später recht bald den Ruhm erlangen könne, den man ihr jetzt versage.

Nachher, wenn man die innern Vorräthe des Geistes etwas erschöpft fühlt, wenn auch das Publicum, das Anfangs, durch die Neuheit der Erscheinung gereizt, sich überraschen ließ, nicht mehr so verschwenderisch in seinen Lobsprüchen ist, dann erwacht Besorgniß und Aengstlichkeit in uns, daß unser Ruhm doch noch scheitern könnte, und wir geizen dann begierig, aus dem Munde Anderer ein Lob zu vernehmen, das die innere Stimme uns selber nicht mehr spendet, weil wir nun besser eingesehen haben, wie schwierig jedes menschliche Unternehmen, wie unvollkommen jede Leistung ist.

Auch sind wir immer ängstlicher in Vertheidigung des Erworbenen als in Erlangung dessen, was wir noch nicht haben. Daher denn bekanntlich alle Leute, die nichts besitzen, verhältnißmäßig mehr Geld ausgeben als die Reichen, deren Talent zum Festhalten gewöhnlich mit ihrem Reich-

thume gleichmäßig wächst. Der junge Autor hat noch keinen Namen, keinen Ruhm und man kann auf ihn anwenden was Horaz von der „audax paupertas“ singt. Die auf der Lebensbahn weit Fortgeschrittenen macht dagegen der erlangte Besitz des Ruhmes sehr eifersüchtig in seiner Conservirung.

Oeffentliches Preisgeben.

So lange wir mit unseren Handlungen und Gedanken innerhalb der engen Gränzen des gewöhnlichen geselligen Privatverkehrs bleiben, sind wir dafür Niemand verantwortlich als uns selber, unserem eigenen Gewissen und Gotte, dem obersten Richter aller Thaten und Worte, und von den übrigen Menschen höchstens unseren nächsten Freunden. So wie wir aber mit unseren Thaten und Werken vor das große Publicum treten, unterwerfen wir uns dem Urtheile und der Laune der Menge und geben jedem Beliebigen das Recht, uns auszuzischen oder zu applaudiren.

Der, der bloß sein eigenes Gewissen und Gott über sich erkennt und seine intimen Freunde neben sich, bewahrt sich daher eine gewisse würdevolle Unverletzlichkeit, auf welche der, welcher sich mit seinen Productionen öffentlich so zu sagen preisgiebt, zu verzichten scheint.

Sogar in Vergleich mit den auf der Bühne der Oeffentlichkeit agirenden Königen wohnt dem Charakter des in seinem eigenem Hause, auf seinem eigenen Schlosse lebenden

Privatmanns noch eine gewisse Unabhängigkeit und Würde bei, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern als der schönste Zierrath eines Mannes betrachtet worden ist. Doch haben die, welche unter uns die Rollen der Staatsmänner und Könige spielen, zum Ersatz für die Heiligkeit des Privatcharakters, der sie entsagten, die Macht, vermöge deren sie der Tadellust jedes unberufenen Kritikers spotten oder sie gar unterdrücken und in Zaum halten.

Und diese Gewalt giebt ihnen in den Augen der Menge das Ansehen zurück, was sie als öffentlich agirende Personen zu verlieren schienen.

Ganz anders aber ist dies mit den machtlosen Künstlern, Dichtern und Autoren, die mehr oder weniger ganz von der Meinung des Publicums abhängen, die seinen Tadel und seine Kritik nicht unterdrücken können, die nach seinem Lobe haschen, und deren ganze Existenz so zu sagen, von der öffentlichen Meinung, vor der sie zittern, abhängig ist.

Sie machen sich, wie es scheint, zu Dienern und Sklaven dieser öffentlichen Meinung, welche von jenen Machthabern beherrscht und gelenkt, von den würdevollen Privatmännern aber verachtet und ignorirt wird. Und es liegt also in dem Geschäfte, das sie betreiben, etwas, was dem Gefühle eines freien Mannes eines — „independant gentleman" — zuwider streben scheint. Viele ächte Männer (z. B. der große Condé) haben sich daher auch nie dazu herablassen wollen, als Künstler oder Autoren öffentlich aufzutreten. Und es läßt sich

nicht leugnen, daß aus diesem Grunde selbst der unbedeutendste Privatmann dem bedeutendsten Künstler oder Genius mit einem gewissen stolzen Selbstgefühle gegenübertritt.

Von allen Künstlern sind die abhängigsten diejenigen, die mit ihrer Person selbst dem Publicum unmittelbar gegenübertreten, die Akteure unserer Theater. Sie sind kaum einmal vor persönlichen Insulten sicher.

„Chacun le peut traiter de fat et d'ignorant"
„C'est un droit, qu'à la porte on achète en entrant."

Die Schriftsteller, Maler und alle diejenigen, welche nicht ihre ganze Person selbst, sondern nur ihre Werke in die Welt hinaus schicken, behalten für ihre Person einigermaaßen noch eine gewisse Privatwürde bei. Die Leute können höchstens ihre Bücher und Schriften insultiren — und — wenn sie wollen zerreißen, verbrennen. Der Schriftsteller wird gleichsam nur in effigie geköpft, der Schauspieler aber, der in seiner Person selbst auch seine Werke, sein Gemälde und seine Statue darstellt, muß viele solche Executionen in persona erdulden.

Von allen öffentlich auftretenden Künstlern muß der Schauspieler daher die größte Selbstverleugnung üben und obgleich Selbst*verleugnung* unter andern Umständen eine sehr christliche und lobenswerthe Tugend ist, so gereicht sie ihm doch hier in den Augen der Menschen zum Vorwurf und Stigma, da in den Augen der Welt Selbst*behauptung* gerade das meiste Ansehen gewährt.

Und dieser Umstand ist vorzugsweise daran Schuld, daß zu allen Zeiten die Stellung, welche die Schauspieler in der Welt einnahmen, eine so niedrige war, daß hie und da gar keine freien Männer sich zu dieser Kunst bequemen wollten, sondern nur Sclaven sich dazu hergaben.

Dem Schauspieler am nächsten scheinen alle Gattungen öffentlicher Redner zu stehen, die Volksredner, die Parlamentsredner, die Prediger, die Lehrer 2c. Auch ihre Leistungen sind als persönliche Leistungen einer unmittelbaren Kritik unterworfen. Doch ist der himmelweite Unterschied zwischen ihnen, daß hier kein „droit, qu'à la porte on achète" existirt.

Die Lehrer der Jugend sind zugleich die höchsten Autoritäten derselben, und die Kritik, wenn sie auch existirt, darf sich nicht laut gegen sie hervorthun. Die Prediger schützt die Würde der Kanzel vor persönlicher und verletzender Kritik, und sie sehen in der Gemeinde nicht sowohl ihre tyrannischen Gebieter, als die Heerde, die sie hüten. Die Volks- und Parlamentsredner müssen es sich zwar gefallen lassen, daß sie öffentlich widerlegt, öffentlich getadelt, ja öffentlich und in ihrer Gegenwart verspottet werden, allein sie haben das Recht zur Erwiederung, das dem zum stillen Dulden verurtheilten Schauspieler nicht gewährt ist. Und dann setzt man bei ihnen voraus, daß sie nicht um des Lobes oder des Gewinnes, sondern um des Vaterlands willen sich preisge-

ben, und sie erscheinen daher als Märtyrer für eine gute Sache.

Leser.

Das Lesen ist ein sehr bequemes, das Schreiben hingegen ein vielfach unbequemes Geschäft.

Daher kommt es, daß wir uns so oft herablassen, Bücher zu lesen und sogar mit einigem Vergnügen zu lesen, die eigentlich ganz unter unserer Würde sind. Wir haben vielleicht selbst viel interessantere Dinge erfahren, als diese Werke vorbringen, wir kennen die Welt vielleicht weit besser, als sie es uns sagen können, wir haben über dieselben Gegenstände höhere Ideen und klarere Gedanken gehegt, als sie das Buch ausspricht. Wir hätten Gründlicheres produciren können, wenn wir selber zur Feder hätten greifen wollen. Aber wir waren entweder zu vornehm oder zu zerstreut oder zu träge, um uns zu diesem Geschäft herbeizulassen. Und wir lesen daher den Autor, nicht weil er uns etwas sagt, was wir nicht selber auch wissen und denken könnten, sondern weil er uns die Mühe spart, selbst zu speculiren und zu arbeiten.

Die Schriftsteller bilden sich daher zu viel ein, wenn sie deswegen, weil sie die einzigen sind, die da *schreiben*, auch glauben, daß sie die einzigen wären, die da *wüßten* und *vermöchten*. Kennten sie den Leser besser, so würden sie wis-

sen, wie oft dieser vornehme Herr sie nur als seine Diener ansieht, während sie selber die Lehrer und Tonangeber zu sein glauben.

Der Leser, so lange er das Buch noch liest, und der Leser, so bald er das Buch zugemacht hat, sind zwei ganz verschiedene Wesen.

So lange der Leser liest, ist er allein, wie der Schriftsteller, so lange er schreibt. Da fühlt er sich von der Schreibart und den Ideen des Schriftstellers begeistert, er applaudirt ihm im Stillen, er glüht wohl für ihn. Hätte er ihn gerade jetzt da, er würde ihn umarmen, er würde ihm, wie der Herzog von Este dem Tasso, den Lorbeerkranz um die Schläfe winden. Wie anders ist dies aber, sowie er das Buch zumacht und in die Welt hinaustritt. „Haben Sie das Buch gelesen? fragen ihn da seine Freunde, „und wie gefällt es Ihnen?" — „O — passirt! — ja es ist ein hübsches Buch. Ich möchte nur, daß der Autor zuweilen sich etwas mäßigte und eines bessern Geschmacks befleißigte und dann . . . ." Der Verräther! — und zu Hause hat er es, wie Honigseim verschlungen!

Die Gedanken, welche wir Leser bei einem Autor finden, scheinen oft so natürlich sich darzubieten, daß wir dann meinen, wir hätten sie auch wohl selbst finden können. Oft sind uns wirklich dieselben oder doch ähnliche Gedanken schon durch

den Kopf gegangen. Wir haben uns nur nicht die Mühe gegeben, sie in klare Worte zu bringen. Dieß scheint nur ein geringer Unterschied zwischen dem Leser und dem Schriftsteller, und jener ist daher noch nicht geneigt, diesen deßwegen hoch über sich zu stellen, weil er bloß formulirt, was er selber — der Leser, — auch eben so gut gedacht hat.

Allein wir Leser sollten uns oft an das Ei des Columbus erinnern, um zu erkennen wie groß der Unterschied zwischen unsern eigenen vage gehegten, aber nicht geschriebenen und nicht ausgesprochenen Gedanken, und den in genießbare Form und Gestalt gebrachten Ideen des Autors ist und wie bedeutend viel höher das Verdienst des letztern steht.

Unsere Schriften schlagen weite Wurzeln.

Die guten und geistvollen Bücher der Schriftsteller sind den Thaten der Helden zu vergleichen. Wie jede tüchtige That Impuls gebend um sich greift und in der Nation fortlebt, so faßt auch jedes Buch Wurzel und treibt Blüthen und Früchte weit über die beschränkten Gränzen seiner bedruckten Blätter hinaus.

Durch die Schlachten, welche unsere Heerführer gewannen, wurden nicht nur die allernächsten Vortheile, diese oder jene Stadt, dieses oder jenes Landstück errungen; nicht nur die Soldaten, die daran Theil nahmen, wurden dadurch zu Helden gestempelt, sondern ein solcher Triumph stärkte den

ganzen Geist der Nation. Er lebt lange im Andenken des des Volks und die spätesten Nachkommen ziehen noch Vortheil aus der Tapferkeit ihrer Väter.

Alexander der Große und seine dreißig Tausend verrichteten nicht bloß für sich die Heldenthaten am Granicus, bei Arbela und am Nil. Ihr Geist schwebte noch lange über dem Lande Macedonien und ist dort, wenn wir unserem großen Historiker Müller trauen dürfen, noch jetzt nicht erloschen.

Große Helden, Könige und Gesetzgeber hauchen ihren Geist einem ganzen Volke ein und ihre Thaten und Institutionen wirken noch in den spätesten Nachkommen fort, die den von jenen ausgehenden Impulsen folgen. So ist z. B. jeder Preuße noch heute ein Stück von Friedrich dem Großen.

Nicht anders ist es mit unseren Schriften. Boileau's geistvolle Episteln und Satiren, die nur ein kleines unbedeutendes Bändchen füllen, wuchsen rasch, nachdem sie erschienen, wie ein mächtiges Gewächs aus diesem engen Topfe, in welchem Boileau sie niederlegte, hervor. Ganz Paris wußte bald seine treffenden, feingefühlten und schmackhaft gesalzenen Verse auswendig, und sie wurden in allen Gesellschaften citirt. Durch sie wurden eine Menge anderer witzigen Köpfe geweckt und erregt und nicht nur in der literarischen Welt, in anderen Büchern, sondern auch im gemeinen Leben in der alltäglichen Unterredung machte man satirische Scherze à la Boileau.

Von der Liebe zwischen den Autoren und ihrem Publicum.

Es ist wichtig, daß der Schriftsteller eine deutliche Vorstellung von seinen eigenen Kräften und Fähigkeiten habe, es ist aber auch sehr wichtig, daß er sich eine eben so klare Vorstellung von den Bedürfnissen und den Ansprüchen seiner Leser mache. Der Enthusiasmus für seinen Gegenstand begeistert und kräftigt den Forscher, aber eben so viel Anregung und Kraft auch schöpft er aus der Liebe für sein Publicum.

Die Autoren fühlen daher anch in der Regel ein so großes Bedürfniß, ein bestimmtes Publicum im Auge zu haben, daß, wenn sie es jetzt in der Gegenwart nicht finden, sie es sogar in der Zukunft suchen und sich in Gedanken ein liebliches Bild der Nachkommenschaft schaffen, die ihre Werke lesen wird und der sie dann ihre Oden widmen.

Derselbe Trieb, der uns reizt, unsere Werke zu schreiben und in die Welt hinauszusenden, bewirkt es auch, daß uns bei unseren Arbeiten die Muse selber, von der wir unsere Begeisterung empfangen, ebenso vorschwebt wie unser Leser, dem wir sie mittheilen. Es ist sogar jedem Schriftster dringend zu rathen, daß er sich eine möglichst genaue Vorstellung von seinem Publicum verschaffe und sich den Kreis und die Gränzen desselben, mag er sie nun weit oder eng ziehen, sich recht bestimmt ausstecke.

Ist doch schon die Liebe zum Ruhme nicht nur nützlich, sondern fast nöthig, damit wi retwas Gutes hervorbringen.

Ein wie viel mächtigerer und wie viel edlerer Antrieb zum Aufbieten aller unserer Kräfte ist dann nicht die Liebe zu den Menschen selbst, für welche wir schreiben.

Ein Schriftsteller habe daher immer sein Publicum im Auge. Er sehe nach, wo seine Schriften zündeten, welche Leser es sind, die sich ihm in Freundschaft ergeben haben. Er folge seinem Leserkreise, so viel er durch Umgang mit Menschen und durch die Beobachtung der öffentlichen Meinung es vermag, damit er ihn kennen und lieben lerne und von ihm angespornt werde zu neuen Unternehmungen.

Der Eine schreibt für die Jugend. Welchen Anreiz wird er daraus gewinnen, daß er selber die Jugend recht kenne, daß sie ihn kenne!

Der Andere schreibt für die gelehrte Welt. Welche Begeisterung wird ihm entgegenströmen, wenn er sich die Heiligkeit und Schönheit der Idee einer Republik der Gelehrten, einer Art Gemeinschaft der Heiligen vorstellt!

Zunächst schreiben wir in der Regel für unser Vaterland, für unsere Nation, in unserer Sprache. Welche Anfeuerung wird dann der Patriotismus für uns sein!

Schreiben wir für das große Publicum, für die ganze lesende Welt — auch diese Idee ist erhebend. Arbeiten wir dagegen für einen geringen Kreis Auserwählter, das ist wieder auf andere Weise schön. Nur müssen wir, daß es so sei, erkennen und müssen es benutzen.

Es ist Schade, daß Schriftsteller und Publicum sich ge-

wöhnlich so fern stehen, und daher die Liebe unter ihnen nicht immer angeregt und genährt wird. Meistens treten zwischen Beide die Kritiker, und diese sind eher geeignet, den Autor mit seinen Lesern zu verfeinden als seine Liebe zu ihnen zu erhöhen.

Das Publicum des Schriftstellers ist nie so en masse in einem Hause vereinigt wie z. B. das des Schauspielers, das sich auf einmal ausspricht und kund thut und wo die Kritik daher weit mehr der allgemeinen Meinung folgen muß, während sie beim Schriftsteller die allgemeine Meinung weit mehr lenkt und beherrscht.

Das Publicum des Schriftstellers ist sehr weit verstreut, und nur selten kommt ihm einmal ein unbefangenes Urtheil und ein Lob des Einen oder Andern seiner Leser zu.

Der Schriftsteller empfängt daher bei weitem keine solche Begeisterung aus seinem Publicum zurück, wie andere Künstler, wie z. B. alle Die, welche mit dem lebendigen Worte wirken: der Redner, der Prediger, der Schauspieler. Diese sehen den Effect ihrer Anstrengungen, die Erregung ihrer Zuhörer und werden dadurch sofort zu größeren Leistungen, zu höherem Redeschwung getrieben. Ja selbst die Furcht, die sie vor ihrem gegenwärtigen Publicum haben, regt ganz andere Kräfte in ihnen auf, als sie beim Schriftsteller je erregt werden. Dieser muß sich ganz allein tragen. Er muß seine Begeisterung weit mehr aus sich selbst und seinem Gegenstande schöpfen. Sein Publicum ist nur in seiner Imagi-

nation gegenwärtig. Niemand, als er selber, controlirt ihn auch. Er kann sich daher viel leichter gehen lassen, als der von Person zu Person, von Mund zu Ohr Redende und erschlafft so auch leichter als dieser, der immer in Spannung erhalten und vielfach getragen wird.

Die Autoren stehen auf den verschiedenen Stufen ihrer schriftstellerischen Carrière gewöhnlich auf einem sehr verschiedenen Fuße mit ihrem Publicum. Im Anfange sind sie für dasselbe in hohem Grade begeistert, so wie auch das Publicum seinerseits jedes neu auftauchende Talent mit Enthusiasmus aufnimmt. Dieß sind die Honigmonate der Liebe zwischen Schriftsteller und Publicum. Indeß der beste und reichbegabteste Autor, selbst wenn auch seine Werke nicht schlechter werden, wird doch am Ende dem Publicum, das immer nach Neuem lechzt, etwas Gewöhnliches. Man spricht bald: „toujours perdrix."

Der Schriftsteller seinerseits verliert dann auch allmälig die Begeisterung für das Publicum. Das große Gute, das er sich vorsetzte, bewirkte er nicht. Die hohe Ehre, die er erwartete, wurde ihm doch nicht zu Theil. Allerlei unfreundliche Kritiker schießen Breschen in die vielen Bande, mit denen er sich an das Publicnm gebunden glaubte. Und am Ende wird daher das Verhältuiß ein sehr laues. Wohl dem, bei dem es immer wenigstens ein freundschaftliches bleibt!

Unsere Liebe pflegt um so inniger und um so fruchtbrin=

gender zu sein, auf je weniger Individuen sie beschränkt ist. Daher haben auch viele Schriftsteller die Idee, für die Menschheit oder für die Nachwelt zu schreiben, gänzlich aufgegeben und haben sich begnügt, ihre Schriften an einige ihrer intimsten Freunde zu adressiren und die Liebe zu ihnen hat diesen dann neue Schwungkraft verliehen. Man kann, glaube ich, behaupten, daß diese Concentrirung auf wenige Leser jedem Schriftsteller, namentlich bei fortschreitendem Alter, mehr und mehr Bedürfniß wird. Alle Oden „an die Nachwelt" oder „an die Mitwelt" sind mehr oder weniger jugendliche Producte, und es läßt sich — mit Ausnahme derjenigen Verse, welche Amor eingab — im Leben der meisten Schriftsteller nachweisen, daß sie mit dem Alter immer froher wurden, sich auf ein kleines Publicum zu beschränken. So z. B. finden wir es bei Horaz um so deutlicher ausgesprochen, daß er nur „Wenigen" gefallen wolle, daß er „die große Menge" verachte, in je höherem Lebensalter seine Productionen geschrieben sind.

gibt er zu sein, — mit je weniger Individuen sie beschäftigt ist. Dabei haben auch viele Schriftsteller die Idee, für die Ewigkeit oder für die Nachwelt zu schreiben, gänzlich aufgegeben und haben sich begnügt, ihre Schriften an einige ihrer intimsten Freunde zu adressiren und die Liebe zu ihnen hat diesen kaum neue Schwungkraft verliehen. Man kann, glaube ich, behaupten, daß diese Concentrirung auf wenige Leser älteren Schriftstellern, namentlich bei fortschreitendem Alter, mehr und mehr Bedürfniß wird. Als Ovid, „an die Nachwelt" oder „an die Mitwelt" sind nicht eben wenige schriftliche Monumente, und es läßt sich — mit Ausnahme derjenigen Werke, welche Amor eingab, — im Leben der meisten Schriftsteller nachweisen, daß sie mit dem Alter immer sonder wünschten, sich auf ein kleines Publikum zu beschränken. So z. B. könnte nicht es der Dichter um so deutlicher auszusprechen, daß er nur „Wenigen" gefallen wolle, daß er „die große Menge" verachte, je in höherem Lebensalter seine Productionen geschrieben sind.

Phantasie.

Man sehnt sich nach des Lebens Bächen
Ach! nach des Lebens Quellen hin.

XX.

Phantasie.

Wenn in dem Chaos der in meinem Kopfe und Herzen nebeneinander wohnenden und streitenden Triebe, Kräfte, Anlagen, Tugenden und Untugenden irgend eine Gewalt prädominirt, so ist es die Phantasie. Ich wollte, ich wüßte Alles so gewiß, wie dieß.

Diese wunderliche Göttin ist es, welche von Jugend auf bei allen meinen Gedanken den Vorsitz geführt und das Ruder geführt hat. Sie hat mir unzählige Genüsse verschafft, sie hat mich zum Anstreben vieler Dinge ermuntert; sie hat mir manche bittere Stunde bereitet und mir zu Zeiten auf meinen Lebenswegen vielfache Hindernisse entgegengewälzt. Sie war die Urheberin fast aller meiner Leiden und Freuden. Sie ist das Element, worin ich lebte und in ihr hatte ich meine Stärke und meine Schwäche.

Ich möchte behaupten, daß ich die Zusammensetzung meines ganzen Wesens aus ihr erklären könnte. In ihr lösen sich alle Widersprüche meines Herzens. Sie ist der Brenn=

punct meiner Seele, in dem sich alle Extreme verknüpfen. Sie giebt mir meine ganze Eigenthümlichkeit, sie macht mich reden, sie macht mich stumm, sie macht mich furchtsam, sie macht mich kühn, sie giebt mir Flügel, sie läßt mich erlahmen, sie nähert mich den Engeln, sie wirft mich zu den Teufeln. Sie allein giebt allen meinen Eigenheiten die Färbung und den Ton, die Haltung und den Anstrich, die sie besitzen.

Jetzt spreche ich dieß aus, da ich es glaube beweisen zu können. Einst in meiner frühen Jugend wußte ich nichts davon, daß ich ebenso wie andere Menschen Phantasie besäße. Ich würde den, der dieß von mir behauptet hätte, für einen schlechten Menschenkenner gehalten haben. Ich konnte keine Spur von Phantasie in mir entdecken. Dagegen aber, wenn ich jetzt mich prüfe, weiß ich kaum, was nicht Phantasie an mir wäre, und es scheint mir, als müßte ich unter diesem Capitel eigentlich mein ganzes Selbst abhandeln.

Was mich früher am meisten abhielt, mir Phantasie zuzuschreiben und sie in mir zu erkennen, mochte der Umstand sein, daß ich fast nie Werke der Phantasie schuf.

Ich empfand fast immer nur mehr die störende als die schöpferische Kraft der Phantasie. Erst später, als ich den Verstandes-Uebungen der Schule und den andern Beschäftigungen, die das Leben mir auflegte, in meine Hüt-

ten einkehrend entschlüpfte, wurde ich mir meiner Phantasie mehr und mehr bewußt. Und sie selbst auch nahm mehr und mehr in mir zu, je mehr ich mich auf mich selbst beschränkte, je mehr ich mich einer unabhängigen und von der Welt entfernten Einsamkeit hingab. Die Einsamkeit läßt der Phantasie freien Spielraum, und daher ist es mir ganz anders, als andern Menschen gegangen, deren Phantasie mit dem fortschreitendem Alter und mit den sich häufenden Lebensgeschäften abnimmt. Meine Phantasie ist bis auf die letzte Zeit herab in eine immer größere Gährung gerathen, und ich stehe jetzt als ein sechs und dreißigjähriger Phantast da, mit einer Einbildungskraft, die stets aufgeregt, stets thätig und unbesiegbar ist.

Es ging mir wie dem heiligen Antonius, von dessen Visionen in seiner vom heiligen Athanasius abgefaßten Biographie nicht die Rede ist, so lange er während der ersten zwanzig Jahre seines Lebens in dem Hause seiner reichen Aeltern in Alexandrien wohnte. Erst als er die Höhlen der Wüste zu bewohnen anfing, begann er der berühmte Visionär zu werden.

Ich sage: in meiner Jugend empfand ich mehr nur die störenden und zerstörenden Wirkungen der Phantasie und erst später, als ich mehr und mehr anfing, mich ihrer Herrschaft ganz hinzugeben, fing diese Göttin an, mir auch Wohlthaten zu spenden.

Vor allen Dingen machte mich meine Phantasie von jeher im höchsten Grade träumerisch und zerstreut. Es war mir fast nie möglich, einem mündlichen Vortrage, bei dem nicht etwa irgend eine äußere Thätigkeit (z. B. das Nachschreiben) Augen, Hände, Kopf und Aufmerksamkeit beschäftigte und auf diese Weise die Phantasie fesselte, Schritt vor Schritt zu folgen.

Ich nahm mir zwar jedes Mal beim Anfange eines Vortrages, z. B. einer Predigt vor, alle meine Kräfte zu sammeln und bis ans Ende zu beharren. Ich folgte auch der Einleitung sehr gut, hörte auch die Entwickelung der Disposition und sprach dann zu mir: „Nun jetzt merk auf! Jetzt kommt erst dieser Punct, dann der zweite, dann der dritte". Aber ehe ich es mich versah, hatte mich die Erwähnung irgend eines die Phantasie anregenden Gegenstandes aus der Kirche weit fortgeführt. War z. B. so etwas wie Dieses vorgekommen: „Seid gleich den Kindlein"! oder: „Werdet klug wie die Schlangen und unschuldig wie die Tauben"! — so dachte ich gleich: „Ach ja, die Tauben, die lieben sanften Tauben! Wie unschuldig gebehrden sich die Tauben, wenn sie girren! Wie munter fliegen sie. Was mögen wohl jetzt meine Tauben machen? Wenn ich einmal ein Landgut haben werde, so soll mitten im Hofe ein Taubenhaus stehen. Sie sind ein gar zu liebliches Symbol der ländlichen Ruhe und des Friedens. Wie nett hat nicht der Maler Ramberg in Hannover in dem ersten Bilde des neuen Calenders von diesem

Jahre die Tauben auf dem Dache dargestellt. Ich will doch auch noch ein Paar Tauben auf das Haus hinsetzen, das ich jetzt zu zeichnen angefangen habe".

Auf diese Weise flog ich mit der Taube zur Kirche hinaus. Auf ähnliche Weise schlüpfte ich mit den „Schlangen", die der Prediger erwähnte, zu den Schlangen meines Naturaliencabinets, und von da zu den Schlangen in den Wäldern Ost- und Westindiens, und war ich einmal erst über See eingeschifft, so kehrte ich sicher nicht sobald wieder in die Kirche zurück.

Ich habe mehre beredte Prediger gehört, aber kein einziger hat es vermocht, mich bei seiner Predigt bis ans Ende zu fesseln; gewöhnlich erst, wenn ich merkte, daß es zum Schlusse ging, erwachte ich aus meinen Träumereien und nahm zu meiner Schaam und Schande wahr, daß ich gar nicht bei der Sache gewesen sei. Das Endstück hörte ich dann wieder aufmerksam an, indem ich mich zusammennahm.

Noch jetzt kann ich nur von jedem Vortrage Anfang und Ende fassen. Ja, nicht einmal einer Anekdote, oder der geringsten Erzählung, die mir Jemand vorträgt, vermag ich zu folgen. Ich blicke ihn an, ich neige ihm mein Ohr. Ich sage, um ihn nicht zu beleidigen: „So"? „Haha"! „Ei!" „Wirklich"? „Das ist außerordentlich!" dazwischen. Aber bemerke ich an dem allgemeinen Lachen oder der allgemeinen Aufregung der Andern, daß der Erzähler etwas sehr Interessantes gesagt hat, so frage ich Jemand, der die Geschichte

gefaßt hat: „Ich bitte, erzählen Sie mir schnell, was war der langen Rede kurzer Sinn“?

Aus allen den Vorträgen meiner Lehrer, die außer dem Gehirn nicht zugleich auch meine andern Sinne und meine Hand zu beschäftigen wußten, habe ich daher wenig oder nichts gelernt. Wenn ich selbst las, ging es schon viel besser. Am besten, wenn ich selbst vortrug oder schreibend arbeitete.

Wenn ich selbstthätig eine Idee entwickeln sollte, dann erkannte ich diese Idee am besten. Wenn Andere mich um eine Sache befragten, und ich anfing darüber zu reden, dann fing ich erst an diese Sache zu verstehen, und hatte sie am Ende, wenn ich mich ausgesprochen hatte, wirklich gut begriffen. Daher paßte auf Niemand das Wort: docendo discimus, mehr, als auf mich. All das Wenige, was ich weiß, habe ich nicht der Schule, in der ich lernen sollte, sondern der Schule, in der ich lehrte, zu verdanken.

Ebenso half das bloße Nachdenken nichts, wenn ich über eine Sache klar werden wollte. Ich mußte aufschreiben, aufnotiren, ausarbeiten, zusammenstellen, ordnen und überpoliren. Dann kam mir Alles klar hervor. Eigentlich denke ich nie nach, wenn ich nicht schreibe. Das Nachdenken ist ein ordentlicher, geregelter, logischer Lauf der Gedanken. Meine geistige Thätigkeit, wenn sie nicht mit Lesen und Schreiben verbunden ist, gleicht aber dem unregelmä-

ßigen Schäumen, Sprudeln und Hüpfen eines Gebirgsgewässers. Der gewöhnliche Verlauf meiner Gedanken ist eine Reihe von Ideen von allerlei Art, von denen ich keine festzuhalten im Stande bin. Oft versinke ich in träumerisches Hinbrüten. Dann und wann fallen helle Lichter und dunkle Schatten, freudige und trübe Sensationen dazwischen.

Ein so zügelloser Zustand ist zwar nicht bloß ein reines Product einer übermäßig sprudelnden Phantasie. Er ist eben sowohl ein Mangel an vorherrschender Willenskraft und an Selbstüberwindung. Allein dieß alles hängt doch mit einander zusammen, Eines arbeitet dem Andern in die Hand und ist durch das Andere bedingt, und die Phantasie mag die Energie und den Willen schon in der Wurzel schwächen und die Selbstüberwindung ganz verhindern.

Ich habe Menschen gekannt, die im höchsten Grade zerstreut waren, ohne daß sie doch eine besonders regsame und schöpferische Phantasie gehabt hätten. Es war bloße Geistes- und Willensschlaffheit bei ihnen. Allein giebt es auch sehr phantasiereiche Menschen, die immer ihre Aufmerksamkeit in der Gewalt haben und einer großen Concentrirung der Seelen-Kräfte fähig sind?

Ich konnte mich nie concentriren. Vielmehr war Discentrirung mein gewöhnlicher und mein natürlicher Zustand, ausgenommen dann, wenn etwas mich in allerhöchsten Grade

interessirte, wenn etwas mich gänzlich hinriß. Diesem Mangel an Concentrirung verdanke ich ich meine ganze geistige Beschaffenheit, mein widerspruchreiches Wesen, meine entgegengesetzte Bestrebungen, mein buntes Leben, meine Mangelhaftigkeit in allen Dingen.

Weil meine Phantasie mehr träumerischer und tändelnder als schaffender Natur war, so war sie auch meinem geistigen Wachsthum vielfach hinderlich und machte mich oft genug unzufrieden und unglücklich.

Die Erzählungen von fremdern Ländern versetzten mich allerdings so fort zu den Negern, zu den Türken, unter die Palmen und Datteln Arabiens, zu den Zucker- und Kaffeeplantagen Westindiens, oder „unter blühende Mandelbäume an der Loire Strand". Aber was half es mir, daß ich daran dachte und Stunden lang in diesen Ideen schwelgte? Oder was half es mir, daß ich eben so Stunden lang den Mond angaffen und darüber nachsinnen konnte, welche Wesen wohl jetzt dort in seinem milden Schimmer herum wandeln möchten?

Oder wozu nutzte es mir, daß ich halbe Tage lang auf dem Rücken im Grase liegen konnte, mit dem Gesicht zum Himmel gewendt, um den Zug der Wolken, die ich immer und immer wieder „die Segler der Lüfte" nannte, anzusehen? und wozu war es mir dienlich, daß ich eben so Stunden lang am Bache sitzen und seinem Murmeln lauschen konnte, ohne es je satt zu werden?

Alles dieses hielt mich nur davon ab, etwas Tüchtiges zu lernen, was ich später hundert Mal vergebens bedauerte. Zuweilen wünschte ich, Jemand hätte mir meine Phantasie in der Jugend aus der Seele geschnitten und hätte sie mir erst später wiedergegeben! Jetzt bin ich in Bezug auf alle jene obengenannten Dinge zwar noch um kein Haar anders gesinnt. Ich kann noch ganz eben so Stunden lang die Wolken ansehen, mit dem Rücken im Grase liegend, oder das Bachmurmeln belauschen oder den Wind säuseln hören. Allein allemal habe ich dann auch Griffel und Papier zur Hand und schreibe mir meine Bemerkungen und Sensationen auf und weiß besser, was ich damit anzufangen habe.

Die Zeit der Jugend ist diejenige, wo es hauptsächlich darauf ankommt, daß man uns gesunde moralische Principien ins Herz setze, das Gedächtniß stärke, uns solide Fundamente der Wissenschaften beibringe und den Geist allseitig forme.

Da hat man denn auch vor allen Dingen die Phantasie zu berücksichtigen, die bei den Knaben in der Regel so stark ist, und deren Leitung und Ausbildung gewöhnlich von unsern Erziehern so sehr vernachläßigt wird.

Die Thätigkeit der Lehrer sollte in dieser Beziehung in der Regel wo nicht eine hemmende und unterdrückende, doch eine Richtung gebende sein. Sie sollten die wilden Gewässer in Canäle und Teiche leiten, um dann aus diesen Teichen

den ganzen Garten wohlthätig bewässern zu können. Allein da sie der Phantasie meistens alle Nahrung und Aufmerksamkeit versagen, so verwildert, versumpft und verdumpft sie dann völlig und erfüllt die geistige Atmosphäre des phantasiereichen Knaben mit Wolken. Ich glaube, hätte meine Phantasie frühzeitig eine gesunde Nahrung bekommen, so hätte sie nicht so oft wie ein Nebel mein klares Denken getrübt.

Jetzt weiß ich besser, was ich mit meiner Phantasie anfangen soll. Ich gebrauche sie als Spürhund, den ich überall, wo ich etwas untersuchen will, voranschicke, und der mir von den Schätzen, die etwa in dem Felde der Untersuchung, das vor mir liegt, stecken möchten, sowie von dem Umfange dieses Feldes, von vorn herein eine ungefähre Idee giebt, und der mir zugleich die Dinge alle ganz nahe vor die Augen bringt, sodaß ich sie in der Nähe deutlich erblicken kann.

Uebrigens bedrängt und belästigt sie mich auch noch jetzt zuweilen. Denn wenn auch dieß dunkle Ahnen, dieß unbewußte Tasten, dieß Brüten und Träumen, diese geistige Tändelei aufgehört und sich hie und da in ein deutlicheres Schauen verwandelt hat, so ist doch auch jetzt meine Phantasie zuweilen zu thätig. Sie übermannt mich und erdrückt mich beim Denken und Schreiben mit der Masse von Gegenständen, die sie auf einmal meinem Verstande zur Untersuchung herbeischafft.

Stellt sich mir irgend eine neue, sei es eine moralische oder politische Frage, dar, so zeigt mir meine Phantasie gleich die ganze Vielseitigkeit des Eingreifens dieser Frage ins Leben und aller der vielen Nebenfragen, die sich dabei erheben. Jede neue Idee, jedes Phänomen, jeder Vorfall, jede Erfahrung, die auf meinem Lebenswege auftaucht, präsentirt sich mir nicht, als ein Ding von einfacher Gestalt, sondern als ein vielverzweigtes Wesen, ich möchte sagen, wie ein Baum mit hundert Aesten und Zweiglein, Wurzeln, Zasern, Früchten und Blättern.

Meine Phantasie hüpft sofort wie ein Eichhörnchen in den Aesten herum und beleuchtet mir einen jeden von ihnen. Ich sehe jede Einzelheit sogleich und wie mit einem Zauberschlage in ihrem ganzen Zusammenhange mit dem Universum. Mannichfaltige Lichter spielen. Tausendfache Echos erschallen und murmeln aus der Nähe und Ferne. Daher wird es mir so schwer, mich über irgend eine Sache auszulassen. Ich weiß sie nicht anzufassen und beginne ich bei einem Ende, so komme ich leicht mit einem Sprunge an das andere, weil ich sehe, daß auch dieses dabei ebenso wichtig ist, wie jenes.

Ich lasse auch dieses Ende bald wieder fahren und dringe in den Stamm und in die Wurzel selber ein. Allein ich finde bald, daß sich nichts sondern läßt, und daß Alles — Strauch und Wurzel und Blatt und Ast und Frucht und Blüthe, — zu gleicher Zeit Ursache und Wirkung ist. Ich

möchte dann Alles auf einmal in seinem ganzen Zusammenhange sehen und geben, sowie nur höhere Geister die Dinge selber sehen und geben können.

Daher kommt es denn auch, daß ich den Versuch, etwas mitzutheilen oder mich über etwas auszusprechen oft ganz aufgebe, und am Liebsten in Nichtsthun und Stummheit versinke. Zuweilen ist der Andrang von Ideen und Bildern so stark, daß ich die Feder in Verzweiflung weit wegwerfe, mich auf die Gartenbank ausstrecke und mich unthätig meinen Träumereien überlasse. Noch leichter aber als meine Feder lasse ich meine Zunge im Gespräche erlahmen, wo dann noch zu meinen eignen Kreuz- und Querfragen die der Andern hinzukommen, was mich oft völlig verwirrt, und worüber ich dann ganz außer Fassung gerathe.

Natürlich sind Leute mit einer regen Phantasie für die abstracten Wissenschaften, für die Philosophie, für die Auffassung der großen und allgemeinen Grundsätze und Lehren der Natur am wenigsten geeignet, weil sie diese großen Fragen gleich in ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Consequenzen und Einzelheiten übersehen wollen. Sie sind wahre Elementar-Atomen, und Theilchen-Beschauer und verstehen es nicht, mit den großen Massen wie geübte Denker umzugehen. Allein haben sie sich erst einmal auf dem mühsamen Wege der Erkenntniß des Einzelnen zum Allgemeinen

erhoben, so sehen sie dann dieses auch um so deutlicher und inniger.

Wenn mir so Jemand mit einem allgemeinen Erfahrungssatze, mit einer großen generellen Wahrheit, mit einem philosophischen Problem, miteinem Fundamentalprincip der Wissenschaft kommt, so erweckt er dadurch in mir einen großen Respect. Er erschreckt mich höchlich. Denn ich verstehe mich nicht darauf, sogleich bloß die Hauptpuncte und Umrisse des mir vor Augen gebrachten Riesen zu fassen. Ich ziehe meine Loupe hervor und besehe mir erst die Poren seiner Haut.

Gäbe diese selbe Phantasie mir zu Zeiten nicht auch die Kraft, mich in die rechte Höhe hinaufzuschwingen, von wo aus die großen Dinge in ihrer Ganzheit erscheinen, so wäre es mir ein wahres Problem, wie ich mich überhaupt über irgend etwas in meinem Leben noch habe klar aussprechen können. Allein dieser Schwung in die Ferne und in die Höhe kostet mir immer einige Anstrengung, und da ich aus natürlichem Hange lieber träge bin als mich anstrenge, so unterbleibt dann ein solcher Flug gewöhnlich und ich behalte daher die Dinge immer nahe vor den Augen, so daß ich in der Regel das Sprüchwort: „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen" buchstäblich auf mich anwenden kann.

Eben diese Unermüdlichkeit meiner Phantasie, die bei richtiger Zügelung mich so leicht und gewandt zu machen im

Stande wäre, macht mich auch schwerfällig, in der Unterhaltung sowohl als auch im Denken und auch im Schreiben. Ich will die Sache immer allseitig beleuchten und in dem Grunde ihrer Gründe erkennen und erkennen lassen. Bei den Anstrengungen darüber gerathe ich aus dem Hundertsten ins Tausendste und verliere den Faden.

Ich kann mich daher eine ganze Stunde lang und länger bloß von demselben Dinge unterhalten und mit derselben Idee beschäftigen, was natürlich den meisten Menschen unerträglich ist. Daher auch meine ewigen Wiederholungen im Gespräche sowohl wie beim Schreiben, deren ich mich mit aller Mühe nicht erwehren kann.

Dieselbe Kleinigkeit, die meiner Phantasie einmal als Spielball übergeben ist, stellt sich mir unter tausend Gesichtspuncten dar. Ich werde es nicht satt, diesen Spielball in die Luft zu werfen und wiederum in die Luft zu schleudern, und bemerke ich dann wieder etwas Neues an ihm, so komme ich plötzlich darauf zurück, wo es sich keiner meiner Gesprächsgenossen vermuthet, oft wohl gar erst nach mehreren Tagen. Daher wird es mir auch so schwer, von einem Gegenstande zum anderen überzugehen, weil meine Phantasie gleich gewissermaßen mit dem Stricke davonläuft, wie ein wildes Pferd, und dann nicht so schnell aus der einen Richtung, die sie einmal verfolgt, in eine andere Bahn einzulenken versteht.

Oft passirt es mir, daß ich einen Menschen, mit dem ich einmal gelegentlich über die Zubereitungsweise der geräu=

cherten Rennthierzungen der Lappländer oder über sonst einen trivialen Gegenstand sprach, erst nach acht Tagen wieder sehe: „Ach à propos“, fange ich an, „bei Gelegenheit der geräucherten Rennthierzungen, von denen wir neulich sprachen, ist mir noch dieß eingefallen ꝛc“. Mein Freund sieht mich dann groß an, weil er längst vergessen hat, daß wir uns je von einer solchen Sache unterhielten.

Daher habe ich auch ewige Berichtigungen und Verbesserungen meiner Aussprüche nachzutragen. Ich befürchte immer, daß man mich mißverstand, daß man mich mißgedeutet haben könnte, indem meine Phantasie mir gleich die vielfachen Arten und Weisen zeigt, in welchen man meine Worte gedeutet haben *könnte*. Ich fühle mich beunruhigt. Ich denke: „Vielleicht hat mein Freund es so und so verstanden. Ich muß hingehen und ihm die Sache besser auslegen.“

Ich thue dieß dann wohl zuweilen und berichtige etwas, was zu mißdeuten meinen verständigen Freunde gar nicht eingefallen war.

Ich sage: *zuweilen* thue ich es. Denn ich muß gestehen: *in der Regel* unterlasse ich es. Denn so viel mich meine Phantasie dazu treibt, so behalten doch mein Verstand und mein gesunder Takt, die mir sagen, daß nichts unleidlicher ist wie solche Auseinandersetzungen, die Oberhand.

Solche Auseinandersetzungen und Berichtigungen unserer Aeußerungen und Meinungen führen meistens auf einem eben so langwierigen Wege zum Ziele, wie gerichtliche Pro-

ceße mit ihren unaufhörlichen Einreden, Repliken und Dupliken. Jeder sollte es sich daher eigentlich seiner Phantasie zum Trotz zum Princip machen, lieber alle die sogenannten „Schinken im Salze stecken" zu lassen und lieber von der Zeit und seinem eigenen unveränderten Betragen die Versöhnung zu erwarten, als sie durch Auslegungen und Besprechungen in die Länge zu ziehen oder vielleicht gar erst nöthig zu machen. Weil ich nur zu gut sehe und weiß, wie vieldeutig die Worte und Phrasen sind und weil mir meine Einbildungskraft immer zeigt, wie wenig man damit den eigentlichen Gegenstand trifft, so habe ich mir daher auch keine Phrasen mehr angewöhnt als solche: „Verstehen Sie wohl", oder „das heißt", oder „ich meine", oder „in dieser und in jener Beziehung", oder „in so fern", oder „wenn Sie so wollen", oder „von dieser Seite", oder „von der andern Seite" ꝛc.

Ich habe mich wohl darauf ertappt, wie ich eine ganze halbe Stunde lang mit „das heißt" und „ich meine" einen Satz an den andern anknüpfen konnte z. B. so: „Alle Frauen, mein Bester, sind etwas cokett, das heißt, ich meine nicht alle Frauen, denn natürlich giebt es Ausnahmen, sondern verstehen Sie mich wohl, ich meine die Natur der Frauen neigt sich zur Coketterie; das heißt, nicht immer zu dieser krassen, eitlen, egoistischen, tadelswürdigen Coketterie, die wir als einen Fehler an einigen Frauen sehen, sondern es wird, verstehen Sie mich wohl, oft eine eben so

charmante und liebenswürdige Coketterie daraus, die wir fast eine Tugend nennen möchten; natürlich Sie begreifen, ich meine nicht eigentlich eine Tugend im hohen Sinne, sondern eine angenehme Eigenschaft für die Gesellschaft, nämlich für den geselligen Umgang. Verstehen Sie mich wohl, ich will damit nicht die Coketterie überhaupt loben, sondern nur eine Seite von ihr ꝛc." Mehr oder weniger geht es mir immer so, bei meinen Gesprächen, wenn ich nicht aufpasse.

Solche Menschen sind auch in der Regel nach einer Gesellschaft weit lebhafter und gesprächiger als während derselben. Jetzt fühlt ihre Phantasie sich frei und ungestört und da sie natürlich viel schneller denken als sie in der Gesellschaft sprechen konnten, so giebt sie ihnen nun die besten Einfälle ein, die sie ihnen zur rechten Zeit vorenthielt. Auf dem Zuhausewege von einer conversirenden Gesellschaft gehen ihnen alle aufgestellten Behauptungen und Aeußerungen wieder durch den Kopf und sie sehen dann Alles, was man zu ihrer Widerlegung oder Bekräftigung hätte sagen können. Im Getümmel der Gesellschaft fiel ihnen dieß nicht ein, gewöhnlich deßwegen, weil ihre Phantasie mit ihren Gedanken in einer andern Richtung davon gelaufen war.

Ich bin hierin, wie in anderen Stücken, ein ganzer Deutscher, dessen ganzes eigenthümliches nationelles Wesen sich, im Gegensatz zu dem der Franzosen und Engländern, ganz

aus seiner träumerischen, brütenden, nach deutlichen Anschauungen — oft vergebens — ringenden Phantasie erklärt.

Auch meine Armuth an Kenntnißen kann ich zum Theil aus der Lebhaftigkeit meiner Phantasie erklären. Einer lebhaften und eindringlichen Phantasie genügen schon wenige Gegenstände der Beschäftigung. Sie kann sich unendlich lange mit ihnen abgeben und stets neues Vergnügen aus ihnen schöpfen.

Der Verstand allein ermüdet sehr bald, denn er kommt schnell mit seinen Untersuchungen zu Ende, da er gar nicht an Das denkt, was er einmal nicht begreifen kann, und da das Gebiet des Begreiflichen sehr beschränkt ist, während die Phantasie sich auch in ewigen Betrachtungen an den Geheimnissen des Unbegreiflichen ergötzt.

Der Verstand auch beschränkt sich auf den vorliegenden Gegenstand, während die Phantasie gleich tausend Vergleiche anstellt und alle Extreme verknüpfen will. Man gebe z. B. dem Verstande und gleichzeitig auch der Phantasie eine Blume. Jener wird sie ansehen, wird ihr seine Bewunderung zwar nicht versagen, aber sie doch bald, nachdem er sie gepflückt, in seine botanische Büchse stecken, um sie zu Hause zu classificiren, zu benennen, allenfalls auch mit Lust zu anatomisiren, um, so weit seine Augen und Loupen reichen, die innere Structur ihres Baues zu erkennen und zu bewundern.

Die Phantasie wird schon bei der äußern Gestalt und Farbe der Blume länger verweilen, wird sie, selbst ehe sie sie pflückt, in ihrer graziösen Stellung am Abhange eines Berges, an dem sie zu den Füßen eines großen Baumes blüht, bewundern. Sie wird sie beschauen, beriechen, belauschen und sich dabei vielen Sympathien hingeben. Sieht sie die Blume vor sich im Sonnenschein, so wird sie sich fragen, wie wohl ihre Farben im Mondenlichte schimmern mögen? Sie wird der Insecten gedenken, die summend von des Morgens Frühe bis Abends spät darum herumfliegen. Bei der Anatomie der Pflanze wird sie weiter gehen, wie das Auge und die Loupen des Verstandes. Sie wird es nicht vergessen, wie selbst die letzten Tröpfchen und Zäserchen, die unser leibliches Auge sieht, und wie selbst die kleinsten Atome, die sie sich noch vorstellen kann, wieder kleine Kunstwerke in sich sein müssen und wie das nie endet.

Sie schwelgt in den Ideen der Unendlichkeit und der unergründlichen Tiefe der Dinge bei dem Blick in das Innere einer Blume, wie bei dem Blick in den blauen Aether. Dem Verstande schwindelt bei solchen Blicken, und er giebt sie daher lieber ganz auf und beschränkt sich auf das Faßbare. Er bleibt daher immer auf den sichern und umzäunten Gebieten des menschlichen Horizonts, während die Phantasie stets ausgelassen üppig und luxuriös in die fernste unfaßbare Ferne schweift.

Der Verstand sieht den Umlauf der Säfte unter der Rinde

und durch die Wurzeln, soweit er ihn nachweisen kann, und begnügt sich dabei. Die Phantasie denkt weiter und verfolgt das Waßeratom, das die Wurzel aufsaugt und seine ganzen Bewegungen durch den Baum, durch den Stamm in die Aeste, durch die Aeste zu den Blüthen.

Sie legt das Ohr an den Stengel, als wolle sie die Bewegung der aufsteigende Säfte belauschen. In einem Walde, denkt sie im Stillen daran, wie es hier für die Ohren der feinhörigen Engel in allen Stämmen, in allen Grashalmen und Blumenstengeln unaufhörlich rieseln und rauschen mag?

Dem Verstande kommen solche extravagante Gedanken gar nicht in den Sinn, geschweige denn, daß er sich ihnen hingäbe, weil sie unnütz sind und zu nichts führen. Die Phantasie wirft sich ihnen aber geradezu in die Arme.

Der Verstand sieht auch weiter nichts als die Blume, die er vor sich hat und faßt sie ausschließlich scharf ins Auge. Er denkt nicht dabei an Allotria und wenn er andre Dinge nebenher untersucht, so sind es bloß die den Blumen verwandten andern Pflanzengeschlechter und deren Verhältniß und Stellung zu ihnen. Hat er sie, so weit es Menschen möglich ist, kennen gelernt, so geht er zu andern Pflanzen über und auf diese Weise vervollständigt er seine Kenntniß der ganzen Pflanzenwelt.

Für die Phantasie dagegen giebt es keine Allotria. Indem sie es sich wunderbar verständig und geheimnißvoll in

der Blume bewegen sieht, wird diese ihr selber unter den Händen gewissermaaßen belebt und sie glaubt eine Dryade in ihr walten zu sehen. Dadurch wird ihr die Pflanze ein vieldeutiges Symbol, das sie an Lebendes und Todtes erinnert und sie zu Vergleichen aller Art auffordert.

Die Blumen verwandeln sich in lebendige Göttinnen und umgekehrt verwandeln sich die lebendigen Göttinnen in Blumen, wie in den Metamorphosen des Ovids. Ja, die Blume, die einzige, liebe, theure, unendlich schöne, unendlich sinnige, belebte und begeistete Blume wird ihr zu einer ganzen Welt, wie umgekehrt die ganze große blühende und verblühende Welt ihr am Ende nichts als eine Blume zu sein scheint. Man gedenke der indischen Mythologie, wornach die Welt mit einer großen Lothosblume verglichen wird.

So giebt es tausend Dinge, mit denen der Verstand sich kaum zwei Minuten beschäftigen könnte, während die Phantasie im Stande ist, Jahre lang daran ihre Kräfte zu üben.

Die Phantasie hat die Eigenthümlichkeit, daß sie nie satt wird und ewig jung bleibt, so wie ihr auch die Gegenstände ewig jung und neu bleiben, während der Verstand frühzeitig altert.

Daher begreife ich auch, warum ich so spät gereift bin und meine Ideen nie älter werden wollen. Vor allen Dingen aber — wie gesagt, und das war es eben, was ich jetzt hier näher beleuchten wollte — begreife ich daher, daß ich

in meinem Leben so wenig Kenntnisse gesammelt habe, daß ich selbst diese wenigen so selten festhalte, und daß mir auch diese raren, wirklich festgehaltenen in der Regel vollkommen genügen und immer vollauf zu thun und zu denken geben.

Der Verstand braucht eine ungeheure Masse von Erfahrungen, um zu einer einzigen Wahrheit zu gelangen. Die Phantasie hat nur einige wenige nöthig, um sie in eine ungeheure Masse von Combinationen zu bringen.

Der Verstand sammelt sich daher einen reichen Schatz von Kenntnissen, welche der Phantasie zwar nicht unnütz — denn nichts ist ihr unnütz — aber wohl lästig erscheinen.

Umgekehrt spürt die Phantasie einer Menge von Dingen nach, welche dem Verstande vollkommen unwichtig erscheinen und die er daher als unbrauchbar über Bord wirft.

Eine andere, mit meiner Phantasie in Verbindung stehende üble Eigenheit, schlimmer noch vielleicht als die Zerstreutheit, die Unwissenheit, die Spiel- und Traumsucht, ist meine Furchtsamkeit. Auch diese mag mir von Natur eigen sein, aber gewiß wird sie durch meine Phantasie noch sehr erhöht. Der Mensch, welcher keine lebhafte Phantasie hat und nur an Das glaubt, was seine Augen sehen und seine Hände greifen, schreitet sicherer und muthiger durchs Leben, weil er eben nicht an die Fälle, welche kommen *könnten*, denkt. Mit jeder Art von Muth wird man gewiß immer

eine gewisse Art von Blindheit und Phantasielosigkeit verbunden finden.

Wer im Stande ist, in einer Schlacht sich recht lebhaft alle möglichen Fälle vorzustellen, wie die Kugeln fliegen und wie und wo sie ihn verwunden können, der wird gewiß vermöge dieser Fähigkeit, je stärker sie in ihm ist, um so mehr seinen natürlichen Muth gelähmt fühlen.

Was ist in einer Schlacht nicht Alles möglich! Der Kopf kann dir abgehauen oder der Körper bis auf den Sattelknopf herab gespalten werden. Doch dieß gehört noch zu den wünschenswerthen Ereignissen, denn man überlebt es nicht. Und selbst der Furchtsamste wird sich vor einem solchen Schlachtereigniß am wenigsten fürchten. Er wird ja dann mit einem Schnitt alle seine Furcht und Plage los, und vielleicht bittet er gar den Himmel, daß er ihm bald möglichst eine solche so gründlich aufräumende Kugel schicken möchte.

Nun aber kommt nach diesen einfachen und vollkommenen Tödtungen ein ganzes Meer von Möglichkeiten, eine ganze Masse mehr oder weniger wahrscheinlicher Verstümmelungen und Verwundungen. Der kleine Finger, dieser wirklich so äußerst zierlich und mit so viel Kunst und Fleiß geformte kleine Finger kann mir von einer verwünschten Flintenkugel zerschmettert, ja das ganze bewundernswerthe Kunstgebilde meiner Hand kann mir von einer solchen rücksichtslosen Kugel zerdrückt werden.

Ach! Es ist schrecklich, wenn man daran denkt, wie

weh schon ein Splitterchen unter einem Nagel thut, wie ungeduldig man schon war, wenn man Frostbeulen an den Fingern hatte. Welche Sorgfalt wandtest du nicht auf, wenn mich ein Geschwürchen am Finger drückte. Welche Leiden duldete man nicht, welche Sorgen trug Mancher nicht im Laufe seines Lebens um jeden einzelnen der zehn Finger an den beiden Händen. Wie oft wusch, seifte, parfümirte, bürstete, putzte und säuberte er sie nicht in allen Ecken und zog die goldenen Ringe und die Handschuhe über — und diese Kinder seiner Sorgfalt nun so auf ein Mal mit einem einzigen grausamen, rücksichtslosen Hiebe weggehackt, wie Rüben.

Auch der ganze Arm kann mir ja abgeschossen werden — hier — da — dicht beim Ellbogen — dort — und ganz hart am Rumpf weg — welch gräuliche Entstellung!

Ach wie viele Nerven und Adern und Aederchen und Muskeln und Sehnen, deren Dienste sehr weislich vom Schöpfer berechnet sind, werden durch einen solchen einzigen Schuß auf ewig zerrißen, so daß sie keine menschliche Kunst wieder anstückt. Wie mögen die Knochen dabei grausamlich zerschellen und einige Splitter davon in die Haut dringen, so daß man sie mit Mühe und Noth und mit eisernen Zangen wieder heraus holen muß.

Wie mag ich dann wohl in diesem schauderhaften Zustande, verlassen und vergessen mitten zwischen Tausenden von Menschen, die gegen einander wüthen, in meinem Blute unter unsäglichen Schmerzen mich winden und krümmen, noch

dazu gestoßen — statt geschmeichelt, auf dem harten Boden — statt in einem Bette, von Pferden getreten — statt von zartfühlenden Händen behandelt, mit Staub und Koth, mit Sand und Gras und Splittern das Angesicht und die blutende Wunde bedeckt — statt mit stärkendem Tranke, mit kühlender Waschung, mit linderndem Verbande gelabt.

Mit einem Worte, ich sage, wer eine rege Phantasie hat und sich auf diese Weise oder noch viel lebhafter alle grausamen und schaudererregenden Möglichkeiten eines Schlachtfeldes denken und vorstellen kann, der wird nicht zur Tapferkeit und zum Muthe sehr geeignet sein. Und hätte er Beides von Natur, so würden sie in dem Maaße geschwächt werden, in welchem seine Phantasie stärker wäre. Ich glaube daher, daß alle Phantasten von Haus aus wenig Muth besitzen. Die kaltblütigen, ruhigen und phantasielosen Menschen sind die tapfersten.

Bei mir will ich aber allerdings auch hier die meiner Natur anklebende Furchtsamkeit nicht allein auf Rechnung einer übermäßig erregbaren Phantasie schreiben. Ich weiß wohl, daß unsere Phantasie ebenso von der Furchtsamkeit und Feigheit, welche uns angeboren ist, Flügel leiht und Impulse empfängt, und auf diese Weise künstlich erregt wird, wie jene Eigenschaften ihrerseits von der uns angebornen Phantasie aufgeregt und erzeugt werden.

Unser Geist eignet sich die Dinge, welche ihm homogen sind, mit großer Leichtigkeit an, und behält sie sicher, selbst

wenn er im Ganzen ein schlechtes Gedächtniß haben sollte. Und ebenso ist unsere Phantasie, selbst wenn sie im Allgemeinen nicht sehr lebhaft sein sollte, doch in den Dingen, in welchen wir uns besonders stark oder schwach fühlen, vorzugsweise thätig und empfänglich.

Es giebt daher kein besseres Kennzeichen für die Muthlosigkeit eines Menschen, als wenn man ihn auf einer Geneigtheit zur Ausführung solcher Phantasiegemälde ertappt, wie das vorige eins war.

Im Ganzen, sollte man denken, müßte es uns sehr leicht werden, muthig zu sein und uns überall tapfer zu benehmen, wenigstens da, wo man gezwungen ist, sich in Gefahr zu begeben. Denn da man die Gefahr mit Muthlosigkeit doch nicht mindert, ja eher vermehrt, und da die Vorstellung aller möglichen Fälle doch zu nichts hilft, so sollte man gerade eben aus Vorsichtigkeit recht tapfer drein gehen, und sollte mit einer solchen Erhitzung der Phantasie sich nicht schon im Voraus alle die Schmerzen zufügen, derer man auf den schlimmsten Fall frühzeitig genug theilhaftig werden wird.

Man könnte vom Egoismus sagen, daß der rechte und klügste Egoismus sich selbst zerstören und aufhören müßte, egoistisch zu sein, um sich selber am besten zu dienen und am wohlsten zu befinden. Denn der gewöhnliche Egoismus thut sich, was er doch eigentlich will, nicht selber wohl, sondern quält und peinigt sich selber.

Ebenso könnte man von der Furchtsamkeit sagen, daß die

rechte Furchtsamkeit eigentlich sich selbst vernichten und in Muth und Tapferkeit verwandeln müßte, weil die Furchtsamkeit eben dadurch, daß sie sich mit Muth und Tapferkeit panzerte, am besten ihren Zweck, der auf Selbsterhaltung und auf Entfernung des Schmerzes ausgeht, erreichen könnte.

Was mich betrifft, so habe ich Anwandlungen von allen Arten von Furchtsamkeit und von den ihr verwandten Geistesanlagen — Todesfurcht, Schmerzensfurcht, Gespensterfurcht, Besorglichkeit, allgemeine Muthlosigkeit und Mißmuth — in mir verspürt und ich habe bemerkt, daß sie alle mit einander auf das Innigste durch meine Phantasie bedingt werden. Todes- und Schmerzensfurcht haben mir schon so viel Pein in meinem Leben gemacht, daß im Vergleich mit der Summe aller dieser Pein der Tod selbst mit seiner Schmerzensbegleitung unbedeutend sein wird.

Wie mit meinen körperlichen Schmerzen, ebenso steht es auch mit meinen geistigen. Sie sind fast nur Phantasieschmerzen. In der Wirklichkeit sind mir noch wenige oder keine außerordentlichen oder außergewöhnlichen begegnet. Niemand hat noch meine Ehre in hohem Grade verletzt, auch ist mir dieselbe noch nie durch ein bürgerliches Gericht abgesprochen worden.

Mein Verstand ist immer in denjenigen Bahnen geblieben, die man die Bahnen der Vernünftigkeit zu nennen pflegt. Ich bin nie weder wahnsinnig noch blödsinnig, weder irre noch rasend geworden. Mein Herz ist mir durch

keinen Schmerz, den ich erlitten hätte, gebrochen, keine geliebte blühende Braut ist mir von Räubern oder von Krankheit in dem Augenblicke, wo ich sie zu umarmen gedachte, dahingerafft, kein Busenfreund wurde an meiner Seite vom Blitze getroffen, was doch Alles nicht so außerordentlich ist, daß es nicht Hunderten von meinen Mitmenschen, wie die Geschichte lehrt, begegnet wäre.

Zwar ward auch mein Stolz und meine Eitelkeit und meine Ehre hundert Mal *verletzt*, zwar bin ich oft in meinen Gedanken bis an die Gränzen des Wahnsinns *gestreift*, zwar ist auch manches theure Wesen durch den Tod von mir getrennnt, zwar hat mein Herz auch sonst noch hie und da Vieles gelitten, zwar ist es mit meiner geistigen Existenz ähnlich wie mit meiner körperlichen, sie ist selten ganz ungetrübt und heiter und immer giebt es einige Nesseln, die mich brennen, allein alle diese Schmerzen waren entweder klein und unbedeutend, oder solche, die in dem Laufe des Lebens der Natur nach zu erwarten waren und ich kann mich in jeder Beziehung mit Recht den Mann der kleinen Schmerzen nennen, so wie Chateaubriand sich „*den Mann der großen Schmerzen*" nannte.

Auch hier hat meine eigene Phantasie indessen nachgeholfen, wo das Unglück selbst mich verschonte, und hat mich hundert und wieder hundert Mal Leiden und Unglücksfälle in Gedanken durchleben und durchempfinden lassen, welche in der Wirklichkeit selber mich nie trafen.

Schon als Kind beschäftigte ich mich häufig mit den Gedanken an den Verlust derjenigen Personen, die für das Kind Alles in Allem sind, und obgleich sie Gott mir lange erhielt, so erlitt ich doch schon vielfach im Voraus die Trübsal eines älternlosen und verwaisten Kindes.

Später zagte und sorgte ich häufig um die Zukunft, und diese lag fast immer wie ein mehr oder minder unheilschwangeres Gewitter vor mir, trotzdem, daß mit dem Schritte jedes Tages dieses Gewitter jedesmal einen Schritt weit von mir zurückwich.

Obgleich ich keine Stelle weiß, wo mich der Stahl eines Mörders getroffen hätte, so weiß ich doch viele, wo ich sie in Gedanken aus dem Busche hervorblitzen sah, und ich habe daher ungemordet die Mörder wohl hundert Mal geschmeckt, welche die wirklich Gemordeten nur einmal schmeckten.

Es ist mir wenig Besitzthum hienieden zu Theil geworden. Dennoch habe ich für dieß Wenige stets gezagt und gefürchtet. Eben so wenig ist auch nur ein Tag meines Lebens hingegangen, wo ich mich nicht mit allerlei Vorstellungen von Unglücksfällen, welche die mir werthen Personen betroffen haben könnten, gequält hätte.

Ich wußte, daß in dem Hause eines mir sehr lieben Menschen sich eine steile, enge und unbequeme Treppe befindet, und diese eine steile Treppe und Alles was jenem Menschen auf dieser Treppe begegnen könnte, hat mich so viel geplagt und gemartert, daß, wenn ich ein sehr reicher Mann gewe-

sen wäre, ich diese Plage allein dem Geschick um eine Tonne Goldes hätte abkaufen mögen.

Wie meine Phantasie, nach dem, was ich oben sagte, oft, wenn sich mir eine neue Frage zur Untersuchung darstellte, sogleich wie ein Vogel in allen Zweigen des vielverästelten Gegenstands herumhüpfte und mir seine ganze Ausdehnung zeigte, so flog sie auch, gleich einer unheilverkündenden Eule in dem vielverzweigten Labyrinthe der möglichen Unglücksfälle herum und erhellte mir zu derselben Zeit alle Winkel dieses traurigen Labyrinthes auf ein Mal. Sie zeigte mir den einen meiner Freunde auf dem Sterbelager, Jenen im Krankenbette, Diesen im Unglücke, Den in Verzweiflung; bald flog sie in jene Richtung, um anzufragen, was man dort mache, bald in jene, um zu sehen, ob dort nicht etwas geschehe; bald übers Meer, um sich zu erkundigen ob die Schiffer nichts von Unheil in Bezug auf die Freunde, die jenseits des Meeres wohnen, vernommen hatte; bald zeigte sie mir einen Trauerbrief mit schwarzem Siegel, durch die Reihe der Länder auf mich zueilend.

Und dieß Alles wirbelte sie nach ihrer Weise oft in einer und derselben Minute durch meinen Kopf. Ich weiß, daß es viele Tausende von Menschen giebt, die dieß Alles nicht außerordentlich finden werden, denn es giebt ihrer viele Tausende, welche die Vorschrift unseres Heilands: „Sorget nicht für den morgenden Tag" eben so wenig zu erfüllen wissen wie ich.

Wenn bei irgend einer Art von Furchtsamkeit uns die Phantasie behülflich ist, so ist es bei der sogenannten Gespensterfurcht, von der ich ebenfalls nicht frei war. Ob überhaupt je irgend ein Mensch von dieser Furcht sein ganzes Leben hindurch und unter allen Umständen völlig frei geblieben ist, weiß ich nicht. Viele versichern es.

Im Ganzen ist diese Furcht vor etwas Unsichtbarem und Uebermächtigem außer uns so natürlich wie möglich und steckt tief in unserem ganzen hinfälligen Wesen.

Unsere Seele fühlt sich unsicher in diesem zerbrechlichen Körper, der ihr hienieden zur Wohnung angewiesen ist. Sie weiß aus Erfahrung, daß sie sich nicht immer auf seiner Dienste verlassen kann. Sie sieht rund um sich her eine Menge Kräfte walten, deren Wesen und Wirksamkeit selbst die größesten Weisen unter den Menschen ihr nicht erklären können. Sie fühlt sich selbst wie ihr Diener — der Leib — von angenehmen und unangenehmen Sensationen und Empfindungen ergriffen, die ganz und gar nicht in ihrer Gewalt stehen und von denen sie die Ursache nicht kennt.

Kurz, wenn sie nachdenkt, so schaut sie es klar, wenn sie dumpf hinbrütet, so ahnt sie es undeutlich, — daß sie hienieden im Finstern herumtappt, und ein Spielball vielfach waltender Kräfte ist.

Keinem kann es einfallen zu leugnen, daß zwischen dem Menschen und dem höchsten, allmächtigen Schöpfer der Dinge noch eine Reihefolge von andern mehr oder minder mächti-

gen Wesen existiren k ö n n e. Daß diese wirklich existiren, ist sogar sehr wahrscheinlich, da wir schon hier auf Erden vor unseren Augen eine Stufenfolge der Entwickelung erblicken, vom rohen unbelebten Stein zu dem Anfange des Lebens in der Pflanze, zu einer größeren und umfangreichen Lebensthätigkeit im Thiere und endlich hinauf bis zur Krone der Schöpfung, dem Alles beherrschenden Menschen. Warum sollte diese Stufenleiter mit dem Menschen aufhören? Welche unermeßliche Lücke wäre dann zwischen ihm und der Gottheit! Gränzenlos unermeßlicher, als die zwischen dem Menschen und dem Thiere!

Fast alle Völker und alle Weisen aller Völker haben auch an Engel nnd Geister höherer Ordnung geglaubt. Die Frage ist nur immer d i e gewesen, ob diese höheren Wesen auch eigenwillig und folgenreich in die menschliche Welt und Ordnung eingreifen könnten?

Um diese Frage beantworten zu können, müßte erst die erörtert werden, ob eine Welt auch i n der andern existiren könne. Und wer, der etwas über u n s e r e W e l t nachgedacht hätte, könnte das bezweifeln wollen? Das, was wir leeren Raum, was wir undurchdringliche Materie, harten Stein, Holz, Erde u. s. w. nennen, ist dieß Alles nur für uns Menschen, die wir so und so beschaffen, mit solchen und solchen Sinnen begabt sind? Vielleicht giebt es aber Wesen, denen das n i c h t leer ist, was uns so ist, und denen das nicht undurchdringlich ist, was uns so scheint.

Diese Wesen nehmen also auf die Welt, wie sie für unsere Augen und Ohren da ist, gar keine Rücksicht. Sie schweben und weben durch das, was wir unsere Zimmer, unsere Möbeln, unsere Häuser, unsere Berge, unsere Luft, unsern Aether, unsere Erde, unsere Monde, Sonnen und Sterne nennen, hindurch, als wären sie gar nicht da. Wir nehmen sie nicht wahr, sie nehmen uns nicht wahr. Ihre Welt besteht in der unsrigen, wie ein Staat im Staate.

Diesen uns unsichtbaren Wesen ist vielleicht eine ganz andere Welt, die auf sie Einfluß übt, und auf welche sie Einfluß üben, wahrnehmbar. Es ist also möglich, daß eine solche uns unsichtbare Wesen-Welt noch in die unsrige hineingeschichtet ist. Es ist kaum denkbar, daß alle der wüste Raum in dem Kern unserer Erde und dann vor allen die leeren Räume zwischen den Sternen und Sonnen wirklich leer und wüste sein.

Es verträgt sich dieser Gedanke kaum mit der Idee der Unbegränztheit der Welt und ihres Schöpfers. Warum sollte diese Welt bloß dem Umfange nach unendlich groß sein, warum sollte sie nicht auch unergründlich tief, eben so unermeßlich belebt und beseelt in ihrem innern Kerne sein?

Warum sollte es auch in dieser den Menschen sichtbaren Welt nur eine einzige ihm verborgene unsichtbare geben? Warum nur bloß zwei verschiedene Welten, eine sogenannte sichtbare und eine sogenannte unsichtbare? Ist es nicht vielmehr mit der Idee der Unermeßlichkeit der Schöpfung

viel vereinbarlicher, daß es eine ganz unzählige Menge solcher verschiedenen unsichtbaren Welten gebe, die alle mit einander sich durchdringen, sich in einander schachteln und durch einander wirken, und einander ins Unendliche spiegeln, wie ein Licht in zwei gegenüberstehenden Spiegeln, ohne daß sie gegenseitig etwas von ihrer Ineinander-Existenz wissen?

Wird nicht die Schöpfung erst so, wenn wir sie uns auch intensiv eben so unendlich denken, wie sie uns extensiv unendlich erscheint, der Idee eines allmächtigen und allgegenwärtigen Schöpfers würdig und wäre sie nicht so, wie unser Auge sie auffaßt — nämlich als ein unermeßliches Vacuum, in welchem nur hie und da belebte und bewohnte Stäubchen und Sandkörnchen (ich meine die Sonnen und Erden) eingespritzt sind — unendlich öde und ganz unglaublich leer?

Es ist also nicht bloß möglich, sondern auch wahrscheinlich, daß all dieser Raum, den wir mit unserm Leibe und mit unserem ganzen körperlichen Apparate, mit unserer Erde und unseren Planetensystemen einnehmen, bis in die tiefsten Tiefen hinein von Leben und lebenden Wesen sich regt, so wie es eben so möglich und auch wahrscheinlich ist, daß es unter diesen Wesen, die in uns leben und in denen wir leben, welche giebt, die höher begabt sind, als wir Menschen.

Es fragt sich nun, wie diese zahllosen Welten nebeneinander existiren, und wie und ob sie auf einander einwirken? Im Ganzen scheint eine wunderbare Ordnung und völlige

Trennung zwischen ihnen abzuwalten, so daß die eine Wesenwelt gar nicht auf die andere einwirken kann.

Im Allgemeinen und in der Regel — dieß giebt Jeder, selbst der Abergläubigste, zu — gestaltet sich hienieden Alles nach denjenigen Gesetzen, die wir an den uns sichtbaren Dingen vermittelst unsrer Sinne und unsres Verstands wahrgenommen haben. In der Regel wird kein Baum umgeknickt, kein Haus abgebrannt, kein Staub aufgejagt, ja kein Blatt gerührt, kein Laut in den Lüften erregt, ohne daß wir nicht physikalische Phänomene als die Ursachen dieser Wirkungen nachweisen könnten.

In der Regel und im Ganzen genommen erklärt sich diese ganze, uns sichtbare Welt aus sich selbst, und wo wir nicht Alles erklären können, da ist es anerkannterweise meistens nur unsre Schuld, weil wir noch nicht tief genug in das Wesen und die Gesetze dieser physischen Welt eingedrungen sind.

So sage ich, ist es in der Regel und gewöhnlich. Nun aber ertönen zuweilen Laute und es zeigen sich zu Zeiten dem Auge Erscheinungen, es giebt mitunter Ereignisse in der Natur, von denen Manche behauptet haben, daß sie dabei durchaus keine physischen Ursachen hätten nachweisen können.

Diese Behauptungen sind zwar sehr häufig als falsch erwiesen, indem andern Scharfsinnigen geglückt ist, was den Furchtsamen und Blödsinnigen nicht glücken wollte, zuweilen aber auch hat man die Falschheit dieser Behauptungen nicht nachweisen können. Und da entsteht denn nun die Frage:

Giebt es Berührungspuncte zwischen den zahllosen neben- und ineinander existirenden Welten? Können sie doch ausnahmsweise auf einander einwirken? Giebt es eine Geisterwelt, welche in unsre physische Welt, in unsre Menschenwelt hineinragt?

Diejenigen, welche Erfahrungen gemacht zu haben glauben, die durchaus mit dem gewöhnlichen Gange der Natur im Widerspruch stehen, bejahen diese Fragen. Denjenigen aber, welche solche Erfahrungen nicht zu machen geglaubt haben, läßt es sich im Allgemeinen nicht beweisen. Aber ebenso wenig läßt sich auch die Unmöglichkeit erweisen.

Viele, welche diesen Beweis der Unmöglichkeit zu führen wünschen, sagen, es sei nicht denkbar, daß Gott die Welt nicht unmittelbar selber regiere, und es vereinige sich nicht mit seiner allgütigen Weisheit, zuzulassen, daß mächtigere Wesen den Gang der Natur störten und uns Menschen selbst zum Spielballe ihrer Launen und Begierden machten. Allein sehen wir nicht schon hier innerhalb der Gränzen der uns sichtbaren und einigermaaßen begreiflichen Welt eine Menge Dinge sich zutragen, die unser schwacher Verstand nicht mit der Allgüte und Allliebe des Schöpfers zu vereinen versteht?

Im Ganzen zwar ist die Erde herrlich und wunderbarlich zubereitet zu einem Wohnsitze für Menschen und Thiere, aber ausnahmsweise ist sie es gar nicht. Die Erde ist fruchtbar und es gedeihen darin genießbare Pflanzen und Kräuter

allerlei Art. Die Pflanzen und Bäume tragen vielfach nutzbare Früchte. Aber manche tragen auch giftige Früchte, welche das Leben zerstören.

Des Regens fällt im Durchschnitt Jahr aus Jahr ein, nicht mehr als nöthig ist, um die Felder zu bewässern und eine Sündfluth zu vermeiden. Aber zu Zeiten und stellenweise fällt auch so viel, daß Mensch und Thier darüber zu Grunde gehen. Die überflüssigen Gewässer strömen in höchst wunderbar bereiteten Flußbetten ab, und halten sich im Ganzen genommen und für gewöhnlich zum Frommen des Menschen innerhalb der ihnen gewiesenen Gränzen. Aber zu Zeiten schwellen sie an, erheben sich, treten aus und nehmen dann nicht Rücksicht weder auf Menschen noch auf Menschenwerke.

Blicken wir von unserm kleinen Wartthurm der Erde hinaus in den unermeßlichen Weltraum, so ist auch dort Alles im Ganzen genommen zwar wundersam in Ordnung. Die Sterne, Sonnen und Erden drehen sich in einer ewigen, gewöhnlich ungestörten Sphärenmusik auf vorgewiesenen Bahnen durcheinander. Aber ist es auch hier gewiß, daß ein Uebergreifen und Eingreifen durchaus nie stattfinden könne? Schweifen die Kometen nicht manchmal in sehr gefährlicher Nähe an uns vorüber, und sind wir sicher, daß nicht einer von ihnen doch einmal unsere ganze Erde mit Allem was darauf wohnt, ergreifen, in seinen Schweif verwickeln und mit sich fortführen werde? Ja, machen es uns unsre

Astronomen nicht sogar glaublich, daß solche Uebergriffe und solche Störungen in dem ewigen großen Uhr-Räderwerke wirklich schon statt gehabt haben und daß wir zertrümmerte Planeten sogar in unserm Sonnensysteme besitzen? Also auch hier scheint die Einrichtung in Bezug auf Erhaltung alles Geschaffenen ganz vollkommen zu sein.

So steht es um die todte Welt. Wie steht es nun aber erst mit dem Ineinandergreifen der von Leben und eigenwilligen Bewegungen beseelten Wesenklassen, oder verschiedenen Thier- und Menschen-Racen? Hier geht es ohne Störungen noch viel weniger ab. Die höhere Wesenwelt der Menschen ragt wirklich furchtbar drohend und rücksichtslos eingreifend in die niedere Thierwelt hinein. Und diese Thierwelt selbst ragt wieder zörstörend in die Menschenwelt hinein.

Ja — wunderbar zu denken, scheint es nicht, daß dieses gegenseitige Eingreifen und Zerstören eben in dem Plane der Schöpfung gelegen habe? Daß der Tiger Thier- und Menschenfleisch frißt, ist nicht etwa nur eine üble Gewohnheit, ein unnatürlicher, entarteter Trieb, der ihm selber zur Last fällt. Vielmehr ist sein Zahn von der Natur wunderbarlich auf die Zerreißung des Muskel-, Knochen- und Sehnenwerks dieser Thiere zugerichtet. Sein ganzer Organismus ist mit einem Aufwande unendlicher Kunst dazu vorbereitet. Seine Gewandtheit und Sehnenelasticität zum Springen und Haschen, seine Krallen zum Packen, seine Kraft zum Ueberwinden, sein Magen zum

Verdauen und sein ihm von Natur inwohnender, unüberwindlicher, bloß auf Fleisch gerichteter Appetit stehn ganz damit in Harmonie.

Und wir haben hier also auf der einen Seite eine Wesenklasse, welche die Natur zu ihrer eigenen Erhaltung wunderbarlich geschmückt hat, die sie mit einem dicken Fell zur Wärme, mit einem feinen Geruch zur Unterscheidung giftiger und schädlicher Pflanzen, mit einem scharfen Auge und Ohr, um die Feinde schon aus der Ferne zu merken, mit raschen Füßen, um ihnen zu entgehen, begabt hat und daneben eine andere Wesenklasse, die von derselben Mutter Natur grade höchst wunderbar auf Zerstörung jener andern Wesenklasse eingerichtet ist, so daß sie gar nicht anders als grausam sein kann und beim Blutvergießen nichts anders als das Geheiß des Schöpfers erfüllt.

Dieselbe Gottheit sprach zum Hirsche: Weil ich dich liebe, so gebe ich dir hier aus der Fülle meiner Gaben die Schnelligkeit. Mache davon zur rechten Zeit Gebrauch und entfliehe. Und dieselbe Gottheit sprach zum Tiger: Weil ich dich liebe und dein Wohl will, so gebe ich dir Tatzen, die für das Festhalten des Hirsches geeignet sind, Kinnbacken und Zähne, dem kein Schafsknochen widersteht, einen Appetit und einen Magen, dessen Verdauungsfähigkeit dir Vergnügen machen wird. Sehet zu, wie ihr beiden mit einander auskommt"!

Das arme Schaf bittet: Gieb mir mein tägliches Brot

und die Natur giebt ihm Blume und Gras. Der Tiger bittet auch: Gieb mir mein tägliches Brot und die Natur giebt ihm das Schaf.

Ja, wenn es noch bei dem Schafe bliebe. Aber wie gesagt, sogar auf Menschenfleisch und Menschenknochen sind die Constitutionen einer Menge von wilden Thieren ganz ebenso gut eingerichtet. Es giebt sogar eine ganze Reihe von Thieren, die bloß einzig und allein darauf angewiesen sind, vom Menschen sich zu nähren; ekles Ungeziefer und Gewürme aller möglichen Art, Millionen mikroskopischer Wesen in unsern Säften, in unserm Blute, in unseren Augen.

Ragt also, sage ich, in diese Welt eine niedere Welt von unten her bis in unsere Augen und bis in unser Herz in uns hinauf und müssen wir trotzdem hierbei unsere Vernunft unter den Glauben gefangen nehmen und uns entschließen, nicht an der Allgüte und Allweisheit Gottes zu verzweifeln: so vermag ich nicht einzusehen, warum wir ein solches Hineinragen einer höheren Wesenwelt in die unsrige herab für so unmöglich halten und als so gänzlich im Widerspruch mit Gottes Allgüte betrachten wollen. Ich muß im Gegentheil bekennen, daß ich ein solches Herabragen allem Gesagten nach nicht nur für möglich, sondern auch für sehr wahrscheinlich halte, ohne selbst noch zu untersuchen, welche Gründe wie aus dem Sonnambulismus, der Clair voyance, dem Ahnungsvermögen, dem thierischen Magnetismus und aus vielen andern wunderbaren Erscheinungen, die offenbar

Eingriffe in den natürlichen Gang der Dinge zu sein scheinen, entnehmen könnten.

Dem Allen sei indeß, wie ihm wolle, so bin ich leider sicher, daß mir von Jugend auf eine gewisse Furcht vor unsichtbaren Gewalten immer eigen gewesen ist und mich nie und zu keiner Zeit in meinem Leben verlassen hat.

Der größte Theil dieser Furcht ist zwar im höchsten Grade lächerlich, nämlich insofern sie sich nur unter gewissen Umständen und an gewissen Localitäten äußert. Denn giebt es eine Geisterwelt in und neben uns, die zu Zeiten und ausnahmsweise auf uns einwirken kann, so ist es doch auf keine Weise plausibel zu machen, daß diese Geisterwelt auf menschliche Localitäten oder überhaupt auf irdische Verhältnisse Rücksicht nehmen sollte, da Nacht für sie nicht Nacht, Sonne für sie nicht Sonne und wilde öde Felsen- und Wolfsschluchten keine Felsen- und Wolfsschluchten sind.

Wenn ich um Mitternacht und im Mondenschein die Ruine eines alten Schlosses besuchend ängstlicher war, als wenn ich diese selbe Ruine im hellen Sonnenscheine bestieg, so war dieß nur lächerliche und eingebildete Furcht, die mir durch die Erzählungen und Sagen anderer Menschen eingeimpft worden war, weil es sich gar nicht einsehen läßt, warum die Geister höherer Ordnung gerade in der Nähe alter Ruinen lieber mit uns verkehren sollten als mitten zwischen Blumen oder in der Gesellschaft anderer Menschen

und was sich solche Geister überhaupt aus Sonn- oder Mondschein, oder aus Morgen, Mittag und Mitternachtstunde machen sollten.

Allein es giebt eine Geisterfurcht, die uns an hellem lichten Tage anwandelt, die uns mitten zwischen Menschen ebenso wohl als in der Einsamkeit befällt und diese Furcht ist dann nicht so leicht wegzuspotten und zu nichte zu machen.

Was mich betrifft, so ist mir meine Phantasie dabei behilflich gewesen, daß ich die meisten Arten von der Furcht vor unsichtbaren Gewalten selbst kennen gelernt habe.

Daß ich gern Gespenstergeschichten erzählen hörte und auch Andre damit gern in Schrecken setzte, hatte ich wohl mit einer unzähligen Menge andrer Menschen gemein. Doch ergreifen sie mich noch jetzt mit einer bei einem übrigens vernünftigen Menschen fast unglaublichen Lebhaftigkeit.

Ich hatte eine große Furcht und zugleich auch eine große Liebe für das Grauenhafte und ich besuchte daher nichts lieber als grauliche Orte, Felsschluchten, Schloßruinen, Kirchhöfe und dergleichen. Ich besuchte sie zu Zeiten auch des Abends und des Nachts.

Von allen Gedichten, die ich je auswendig gelernt habe, habe ich nur zwei behalten, nämlich den „Fischer" und den „Erlenkönig" von Goethe, die ich zu jeder Zeit von Anfang bis zu Ende hersagen kann, ohne daß mir ein Wort fehlt und dieß kann ich leider sonst von keinem einzigen andern Gedichte sagen.

Es ist wirklich sonderbar, daß der Furchtsame immer ein so großes Vergnügen darin findet, die Gefahr, die er mehr als alle Andern fürchtet, aufzureizen und gewissermaßen herauszufordern. Ich hatte einen Freund, von dem ich überzeugt war, daß er in allen Stücken ohne Ausnahme noch unendlich viel furchtsamer war als ich. Er mochte nichts lieber als andere Menschen erschrecken, ja, sich selbst durch Erzählung von grausigen Geschichten erschrecken zu lassen, liebte er ungemein.

Er war immer voll von solchen Geschichten, in denen Blut in Fülle floß und Grausamkeiten aller Art begangen wurden. Prügeleien, Hundebeißereien, Duellen, Amputationen und chirurgischen Operationen sah er gern aus der Ferne vom Fenster aus zu. Wilde Thiere reizte er vorzugsweise gern mit der Spitze seines Spazierstocks. Der derbe, biedre, tapfere, furchtlose Mensch macht sich aus allen solchen Dingen nichts, eben weil er an die Gespenster und an die Gefahr nicht denkt und glaubt und dieß Alles verachtet.

Ein Gelehrter bezeichnet und schildert sechs verschiedene Grade der Clairvoyance. Vielleicht könnte man aber in der Wirklichkeit zwanzig und mehr auffinden. Ein eigentlicher Clairvoyant war ich nie. Aber eine entfernte Neigung und Anlage dazu besaß ich. Die Bilder meiner Phantasie waren stets clairvoyant-*artig*.

Alle Ideen, die mir kommen, haben etwas Visionen-

haftes. Sie nahen mir ungerufen und wie von selbst. Sie sind mit einem Male und plötzlich und dann auch ganz und vollständig da. Sie haben etwas Lebendiges und Persönliches. Erfasse ich sie dann aber auch nicht rasch, so sterben sie wieder dahin, so verschwindet die schöne Vision in Dunst und mir bleibt nichts.

Wenn ein neuer Gedanke mir aufstößt, so ist mir als wenn plötzlich die Wolken sich zertheilten und eine weite Aussicht auf Berge und in Thäler sich vor mir eröffnete. Ich habe nicht eine Idee, sondern eine ganze Reihe von zerketteten Ideen auf einmal vor mir. Ich sehe den Gedanken in seinem ganzen Zusammenhange mit allen seinen Consequenzen. Mache ich mich dann schnell darüber her und copire ich das Bild rasch in allen seinen Theilen, so gelingt es mir wohl etwas aufzusetzen, was dem mir vorschwebenden Bilde entspricht. Lasse ich aber einige Zeit darüber verstreichen, denke ich mir: „ich will das Thema einmal später durchführen", so gelingt mir meistens nichts. Ich schmiede dann an dem Eisen herum. Allein es ist kalt und hart und ich vermag es nicht auf die beabsichtigte Art zu gestalten.

Ich muß ein Beispiel nehmen, um zu zeigen, was ich meine. Neulich kam mir auf einem Spaziergange — wie mir denn auf meinen Spaziergängen beständig lauter neue Ideen wie ungebetene Gäste durch den Kopf schwirren — der Gedanke, die starke Liebe zum Ruhme gehe der Hauptsache nach aus einer tiefen Liebe zu den Menschen hervor und nur

die Schriftsteller, die ein warmes liebevolles Gemüth hätten, würden auch eine leidenschaftliche Liebe zum Ruhme empfinden.

Diese Idee erhellte mir, so zu sagen, wie mit einem Blitze auf einmal eine ganze Seite der menschlichen Seele, die ich noch wenig beachtet zu haben glaubte. Ich durchblickte den ganzen Zusammenhang dieses Gedankens. Es fielen mir hundert liebevolle und dabei ruhmliebende, viele gutherzige und dabei eitle, viele gesellige und dabei gefallsüchtige Menschen ein, die ich kennen gelernt hatte. Dann schwebten mir zugleich eine Menge kaltherziger, stolzer Männer vor, welche die Menschen und einen unter ihnen gepriesenen Namen verachteten.

Ich gedachte der edlen Ritter, die dem Ruhme und ihren Mitmenschen zu Liebe nach dem Lobe schöner Thaten strebten, der jungen begeisterten Dichter, welche, von inbrünstiger Liebe zur Welt und zur Menschheit beseelt, Welt und Menschheit besangen und ihr eigenes Lob als Echo aus der Welt zurückzuvernehmen verlangten.

Ich gedachte der hochfahrenden und despotischen Charaktere, die solche Regungen nicht kannten. Dabei sah ich aber auch zugleich alle Grade der Ruhmliebe und alle Abarten und Ausartungen derselben vor mir, die Ruhmsucht, die krasse Eitelkeit, die Lust zu gefallen und ihre ganze Verwandtschaft. Von ihnen allen fühlte ich mich auf einmal wie von einer Gesellschaft von Genien und Geistern umgeben. Ich sah sie vor mir, wie sie sich die Hände reichten, gleich den Tänzern

in einem Reigen oder gleich den in einander übergehenden Farben im Prisma.

Kurz, ich hätte, wenn ich mich auf der Stelle hingesetzt hätte, gleich eine vollständige Abhandlung über die Ruhmliebe als einen Ausfluß der Menschenliebe schreiben und Alles bis zum Gipfel und zur Wurzel darin entwickeln können. Allein, da ich erst nach einigen Tagen dazu gelangen konnte, die Idee aufzunehmen und mein Thema zu beginnen, so fand ich das Bild verwischt, der Reigentanz hatte sich aufgelöst, die Farben lagen nicht mehr in der ersten Ordnung, die Aussicht auf weite Gebiete der Forschung, ie tiefe Einsicht in noch nicht völlig ergründete Schlupfwinkel des Geistes — dieß Alles hatte sich geschlossen. Und während mir in dem ersten Momente die ganze Vorstellung ungewöhnlich neu, ich möchte sagen, himmlisch vorkam, erschien mir nun Alles gewöhnlich und ganz alltäglich, während ich im rechten Momente ahnte, zu sehen und zu wissen glaubte, daß sich hierüber noch unerhörte Dinge sagen ließen, kam es mir nun vor, als sei eben nichts Besonderes daran. Ich dachte nach und mir fiel nichts ein. Ich biß auf die Feder und warf sie weg.

Nach diesem Beispiele, sage ich, kann man sich denken, was ich meine, wenn ich sage, alle Ideen kämen mir wie Visionen. Mein ganzes Denken, möchte ich sagen, besteht nur aus einer Reihe von Visionen. Daher fühle ich auch eine unaussprechliche Leere in mir, wenn diese Visionen

einmal eine Zeitlang ihre Besuche einstellen. Es ist mir dann, als wäre meine Seele in undurchdringliche Nebel gehüllt, in denen ich umher wandle, wie wenn ich selber ein Nebelgeist wäre.

Aber eben daher fühle ich mich auch so unsäglich beglückt, wenn eine frische Idee mich wieder ergreift, wenn ein helles Licht in mir auftaucht. Und jede Idee ist mir neu, die mich wirklich lebhaft faßt. Denn wenn ich auch weiß, daß noch viele andere Schriftsteller dieselbe Idee schon gehabt haben, so scheint es mir doch immer, sie hätten sie nicht so wie ich gehabt, sie hätten sie so innig nicht gefühlt, so klar nicht geschaut oder hätten sie wenigstens von dieser Seite, von welcher ich sie jetzt erblicke, nicht angesehen. Mir kommt es immer vor, wie eine allerneueste Geburt, wie eine Entdeckung, eine Offenbarung, die mich beseligt.

Auch ist eine Idee, die mich ein Mal ergriff und die jetzt wie ein flüchtiges Wild spurlos verschwunden scheint, denn doch nicht völlig verloren für mich. Ich weiß sogar, sie wird mir einmal wieder nahen „und dann", so denke ich, „werde ich besser aufachten und sie mir nicht entschlüpfen lassen".

Da ich aber nichts in mir erkünsteln kann, so kann ich diese Wiederkunft in keiner Weise beschleunigen. Ich mache auch nie einen Versuch dazu. Ehe ich es mir aber versehe, ist wirklich der Gedanke mir wieder nahe.

Im Ganzen kann ich sagen, daß alles Schöne, alles

Rührende, alles Erhebende, alles Entsetzliche oder Erfreuliche mir stets abwechselnd bald nahe tritt, bald sich entfernt, ohne daß ich irgend etwas dazu thun kann. Heute z. B. ergreift mich die Idee von dem unendlichen Interesse der Geschichte und der Verkettung aller menschlichen Ereignisse. Ich habe dann in solchen Momenten ein besonders geschärftes Auge für die Beurtheilung der Wichtigkeit denkwürdiger Ereignisse, ihre lange nachhallenden Folgen und ihre tiefwurzelnden Ursachen. Ich werde dann kein Titelchen von der Geschichte hergeben und jeden Buchstaben haben wollen. Morgen dagegen geht mir mehr als Alles die Eitelkeit und Futilität aller menschlichen Angelegenheiten und selbst der größten Weltereignisse auf und ich habe so wenig Lust, etwas davon zu wissen, als sähe ich dabei in den Abgrund des Nichts.

Bald steht mir diese, bald jene Wissenschaft und ihr Verständniß näher. Und jedesmal, wenn mir auf diese Weise eine Wissenschaft oder Vorstellung näher rückt, kommt sie mir immer wieder völlig neu und unglaublich interessant vor.

Daher werde ich denn auch nie einer Idee satt und müde, ja wenn ich sie schon einmal niedergeschrieben und mein ganzes Herz darüber ausgeschüttet habe, so bin ich doch noch nicht sicher, daß sie mir nicht noch einmal wieder, etwa nur in etwas anderer Verkleidung zurückkehrt und dann so sehr der Betrachtung würdig scheint, daß ich mich ihr noch einmal mit meiner Feder und mit ganz frischer Begeisterung in die Arme werfe. Ich kann dann so unerschöpflich in ihrer Dar-

stellung und Ausmalung sein, wie die Dichter in ihren Liedern auf den Frühling. Ich denke mir immer, ich habe der Sache noch nicht genug gethan, sie lasse sich noch besser, noch genauer, noch inniger ausdrücken. Den wahren Angel- und Mittelpunct glaube ich noch immer nicht gefunden zu haben und ich denke mir, ich könnte stets noch tiefer ins Fleisch schneiden. Es geht mir nicht um ein Haar anders, wie den Troubadors mit ihren Geliebten, an denen sie auch jedesmal, wenn sie sie erblicken, wiederum neue Reize entdecken und die sie an jedem Tage eines neuen Sonettes würdig halten, das freilich beständig nur den alten Liebesreim aber stets auf etwas andere Weise enthält.

Nur der Unterschied zwischen ihnen und mir besteht, daß meine Leser weit mehr von den poëtischen Variationen auf die Liebe ertragen können, als von den prosaischen Betrachtung, die mich beschäftigen.

Einige Clairvoyant's haben gesagt, sie sähen das Innere ihres Körpers. Alle Theile schienen ihnen gleichsam durchsichtig und von Licht und Wärme durchströmt. Sie sähen in ihren Adern das Blut fließen und bemerkten genau alle die regelmäßigen und unregelmäßigen Bewegungen und Thätigkeiten, die in dem Organismus statt fänden.

Ganz ähnlich geht es mir, nicht nur mit meinem eigenen Organismus, sondern auch mit allen andern Organismen, die ich sehe. Die Menschen, die Thiere, die Vögel

die ich sehe, scheinen mir für meine Augen gewissermaßen etwas Durchsichtiges zu haben.

Wenn ich z. B. einen Vogel vor mir erblicke und ihn mir in seiner Totalität denke, so glaube ich ihm gewissermaßen bis in sein kleines pochendes Herz hineinzuschauen. Ich sehe den Magen daneben sitzen, der die Körner, die Wassertropfen und andere Speisen, die durch den Schlund eingehen, in sich aufnimmt, ergreift und verarbeitet. Ich sehe, wie er die Elemente sondert, wie er die guten Säfte in andere Organe treibt, die sie in Blut verwandeln, und in alle Theile des Organismus treibt. Ich sehe die Nerven unter den vollen Adern vibriren und erblicke die peristaltische Bewegung der Eingeweide und das regelmäßige Zucken und Zusammenziehen der Muskeln. Es ist mir, als wenn für meine Augen die Federn und Haare in der Haut gleich davon gingen und als hätte ich das ganze Getriebe der innern Maschine vor meinen Blicken.

Wie mit den thierischen Organismen, so geht es mir auch mit den Organismen der menschlichen Gesellschaft. Wenn ich lebha und lange über irgend einen Staat und e in Vol nachgedacht hatte und wußte wie alle die Vorrichtungen des politischen Organismus bei ihm vor sich gehen, wie die Befehle und die Botschaften in ihm durch alle Theile des Ganzen befördert werden, wie die Gesetze in ihm erdacht, publicirt und ausgeführt werden, wie die Menschen darin leben und mit einander umgehen, was sie den ganzen Tag über

thun und treiben, so sah ich bei dem Gedanken an ein solches Volk oder an einen solchen Staat gewissermaßen wie durch eine Phantasmagorie das Ganze vor mir sich regen und bewegen.

Ich sah das Ganze auf einem Schlage vor mir, wie man auf einer Landkarte oder auf einem Stadtplane gleich die vollständige Gestalt der Stadt oder des Landes vor sich sieht.

Denke ich zum Beispiel an England, mit welchem Lande ich mich oft beschäftigt habe, so sehe ich sofort die Königin in dem Centrum des Ganzen im Innern ihres Palastes schalten und walten, thronen und Audienz geben. Ich sehe die zwölf Minister wie zwölf Sterne oder Apostel um sie herum, die ihre Befehle empfangen oder ihren Willen errathen.

Ich erblicke diese Minister in ihren Bureaus in der engen Downingstreet bei Papier und Dintefässern im Schweiße ihres Angesichts thätig, die Schicksale von Millionen Menschen hundertfältig erwägend. Ich sehe wie sie mit einander correspondiren und conferiren. Zugleich erblicke ich nicht weit davon das niedrige Parlamentshaus, in welchem die weisen und erfahrnen Väter des Landes, wie die Bäckergesellen, um Mitternacht geschäftig sind, die Gesetze des Landes zu gestalten.

Ich sehe diese guten und schlechten Gesetze wie schöne Parfums oder wie üble Dünste daraus hervorgehen und das ganze Land mit Wohlgeruch oder mit Pesthauch erfüllen. Ich sehe alle die bunten Verhältnisse, in denen ein einziges sol-

ches Gesetz störend oder wundenheilend eingreift. Ich vernehme das Echo der Mißbilligung oder des Beifalls, das durch das ganze Königreich ertönt.

Ich sehe die hundert und hundert Versammlungen, die in jedem Augenblicke im ganzen Reiche gehalten werden, die großen politischen Zusammenkünfte, die Begegnungen auf den Märkten und Straßen, die geselligen Cirkel um das Kamin oder um die Weinflasche, in denen man sich über Das bespricht, was im Palaste der Königin oder im Senatshause der Landesväter vor sich ging.

Ich sehe, wie diese Quellen der öffentlichen Meinung sprudeln und sich vereinigen und wie endlich eine große Fluth der öffentlichen Meinung entsteht, welche auf jene beiden Häuser sich heranwälzt und die Stimmung dort ändert. Ich erblicke die tausend und tausend Wagen, Reiter, Schiffe, Wanderer auf den Canälen, Flüßen, Heerstraßen, Fuß- und Beiwegen des Landes sich hin und her bewegen und wie der Verkehr in diesen Venen und Arterien des politischen Organismus ab- und zuströmt und wie das große Herz dieses pulsirenden Verkehrs, London, in der Mitte sitzt und durch seine Muskelbewegungen Allem Impuls giebt.

Ich sehe, wie die Schiffe aus allen Weltenden herangesegelt kommen zu den Küsten des Landes und Kunde, Schätze, Tribut und Waaren aus beiden Hemisphären heranbringen. Ich folge den Schiffen, welche mit neuen Gesetzen und Befehlen, mit neuen Regenten, Gouverneuren oder General-

gouverneuren für entfernte Reichsgebiete die Wellen durchschneiden und es treten mir alle die schwarzen, braunen, gelben Nationen auf einmal vor die Augen, die sich unter dem Joche dieses weltumklammernden britischen Leviathan krümmen oder die von dieser welterleuchtenden britischen Sonne Licht und Wärme empfangen.

Ist es gerade Morgens neun Uhr, so höre ich die Frühstücksglocke in allen Schlößern und Cottages von England erklingen und schaue, wie sie aus allen Schlafkammern im Morning-dreß zusammenschleichen zum Breakfasttisch und lodernden Kamin und wie sie ihre Toasts zerknuspern und ihren Thee schlürfen. Und neben den tausend Schlößern sehe ich es in tausend Hütten und in tausend Werkstätten ärmlich und emsig sich regen. Ist es Abends sechs Uhr, so erblicke ich die ganze Bevölkerung, wie sie die Schreibfeder oder das Jagdrohr oder den Meißel oder den Pinsel oder das Weberschiff oder den Geldsack aus der Hand gelegt haben und wie sie vor dem Spiegel stehen, um sich in besten Glanz zu versetzen und zum „dinnertable“ hinabzugehen. Und neben den tausend und tausend Dinnertables höre ich das Hungergeschrei der „poor“ und „destitute“ kläglich erschallen.

Kurz, es kommt mir vor, als sei Alles, Palast und Haus, Schiff und Wagen gläsern und durchsichtig für mich, als gäbe es für mich keine Ferne und als könnte ich dieß ganze riesengroße Wesen, das man England oder das englische Volk nennt, so wie jener Zauberer in Tausend und

Eine Nacht jenen Riesengeist in ein Fläschchen bannen, in meine Hand bekommen und ihn in völliger Gemüthsruhe und Gemächlichkeit in seinem ganzen Umfange betrachten, wie ein Botaniker ein Pflänzchen betrachtet, das er vor sich hingelegt hat.

Eben so geht es mir mit andern Staaten und Völkern, die ich durch Selbstanschauung kenne und die ich immer gewissermaßen als concentrirte belebte und organisirte Ganze vor mir sich regen sehe.

Ja, ich gehe noch weiter oder meine Phantasie geht mit mir noch weiter. So wie die einzelnen Staaten, so sehe ich auch die ganze Menschheit sich regen und bewegen. Ich überschaue im Geiste die ganze Welt und zwar fast täglich, fast stündlich einige Male. Ich sehe in dem gebildeten Europa die zahllosen Völker und Staaten nebeneinander sitzen und arbeiten. In dem Karpfenteiche von Deutschland erblicke ich den großen Hecht Preußen munter schwimmen und betrachte sein Wachsthum und seine Ernährung auf Kosten der Kleineren.

Dann den riesigen Vogel Rock, das große Ungethüm Rußland, dessen feine Diplomatie unserem ganzen Europa wie ein Gift durch die Adern zieht, und dessen Riesenmacht die Hälfte der alten Welt mit einem Flügelschlage überschattet; die in Ruinen zusammenstürzende Türkei, und die Bemühungen der Mächte ihr Krücken unterzusetzen; die bunte österreichische Monarchie, und wie es Italien, Ungarn, Polen

und Böhmen mit sich lockerndem Bande noch zusammenhält; Spanien, das sich selbst zerfleischende, Frankreich, das stets von Neuem erblühende, Schweden, das verstummte, Dänemark und Holland, die geschwächten — dieß Alles glaube ich mit einem Blicke zu schauen.

Dann fallen meine Blicke auf die in ewiger Schwärze und unveränderter Barbarei erstarrenden Völker des heißen Afrika, auf die neuen Nationen des jungen Amerika und auf die alten Culturen des antiken Asiens.

In derselben Art, wie die Zustände der Gegenwart, erscheinen mir auch die Entwickelungen der Vergangenheit unter einem einzigen Bilde concentrirt. Ich habe die ganze Geschichte wie den Strom der Zeiten stets gegenwärtig vor meinen Augen. Ich sehe, wie die Cultur in denjenigen Vorschriften, die Gott den Menschen im Paradiese gab, entquoll. Wie diese Quelle sich vergrößernd über die Welt verbreitete, wie die Offenbarungen von indischen Weisen gehegt und gepflegt wurden, wie nach China, nach Hindostan, nach Egypten sich die Zweige dieses Stroms verbreiteten, wie sie nach Griechenland und Kleinasien hinübersprudelten und wie sie dann durch die Römer sich über ganz Europa ausgossen, und von hier endlich anfingen, auf alle Theile dieses Globus in eine allgemeine befruchtende Ueberschwemmung überzutreten.

Ich sehe wie die einzelnen Arme dieses Stromes sich abzweigten, wie sie anschwollen, wie ein Volk das andere ver-

schlang, wie es Jahrhunderte lang daran würgte, wie es dasselbe allmälig vernichtete und mit sich veramalgamirte, und wie endlich dann auch dieser Arm wieder sich im Sande verlor oder seinen Wassertribut Anderen zollen mußte. Und dieß Alles zu überdenken und wieder und wieder mir vorzustellen, bereitet mir stets neuen und unerschöpflichen Genuß.

Zuweilen verlasse ich gar auf den Schwingen meiner Phantasie die Erde ganz, sehe sie wie ein glänzendes Stäubchen, das von Infusionswesen belebt ist, hinter mir verschwinden. Ich schaue, wie Nebentrabant um Haupttrabant und mit diesem um ihre Sonne, und wie dann diese Sonne mit allem Apparat, der dazu gehört, und in Begleitung zahlloser anderer Sonnen um eine Hauptsonne und die eben so zahllosen Hauptsonnen um eine einzige und allmächtige Centralsonne sich herumschwingen.

Und alle diese Sonnen und Globen erblicke ich von Staaten und Völkern besetzt, und jeden dieser Staaten und jedes dieser Völker von einer merkwürdigen und eigenthümlichen Politik beseelt, und mit einer interessanten Entwickelungsgeschichte wie wachsender Pflanzen Und in jedem dieser Staaten und Völker erblicke ich Millionen Individuen. Sie sitzen wie kleine Früchte an den Bäumen, und jedes dieser Individuen ist eben so von einer höchst bunt organisirten Existenz mit einer höchst interessanten Geschichte, und in jedem dieser kleinen Individuen spiegelt sich das Ganze wieder mehr oder

weniger deutlich ab, je nachdem der Spiegel, den es im Kopfe trägt, mehr oder weniger klar ist. Solche Bilder, sage ich, schweben mir beständig vor Augen.

Daß ein Mensch mit einer so gearteten Phantasie, wie die meinige es war, auch von Träumen viel heimgesucht ist, wird man ihm aufs Wort glauben. In der That beherrscht mich der Traumgott dermaßen, daß ich fast immer unter seiner Herrschaft stehe.

Ich müßte ein paar Stenographen des Nachts bei mir sitzen haben, wollte ich alle meine Tränme verzeichnen lassen. Die meisten wären aber des Aufzeichnens nicht werth, weil sie nichts als ein stets sich wiederholender Beweis meiner innern Thorheit sein würden.

In der That, ich wache des Morgens oft mit einem wahren Widerwillen und einer aufrichtigen Verachtung gegen mein sogenanntes besseres Theil — ich meine: gegen meine Seele — auf, indem ich ihr zürne, daß sie für sich allein keine edleren Beschäftigungen vorzunehmen weiß, als diesen hohlen, nichtsnutzen und schaumartigen Traumspuk.

„Wie"? denke ich „der Schlaf ist ein Bild des Todes? In ihm wird meine nie schlummernde, nie sterbende Seele von ihrem irdischen Gefährten auf eine kleine Weile getrennt, wie im Tode auf immer. Sie fühlt sich, wo nicht aller, doch wenigstens eines großen Theils ihrer irdischen Banden entfesselt. Sollte man nicht denken, daß sie da ihres himmli-

schen Ursprungs eingedenk, nur mit den erhabensten und göttlichsten Dingen sich beschäftigen müsse? Und was thut sie? Sie gebehrdet sich wie ein Kind ohne Sinn und Verstand".

Ich fühle mich manchmal versucht, den Griechen Recht zu geben, welche der Seele nach dem Tode nur ein traumartiges, spukhaftes Leben zuertheilen, und zu glauben, daß Die unter uns, welche, wie die Seherin von Prevorst, an Gespenster glauben, ein deutliches Bild von dem Leben der Seele nach dem Tode aufstellen, wenn sie diese Gespenster allerlei tolle Streiche ausüben und sie sich noch vielfach auf die lächerlichste Weise um die irdischen Dinge bekümmern lassen.

In der That, ich bin oft mit den traurigsten Gedanken aus meinen Träumereien erwacht und habe meine geistigen Fühlfäden mit wahrem Behagen in die Schale meiner leiblichen Hülle zurückgezogen, um dieß tolle Wesen wieder unter das Commando meiner Sinne und meines Verstandes zu bringen.

Ich sage: zuweilen. Denn allerdings auch eben so oft habe ich meinen geplagten Leib und meine von vielen Wunden blutende Seele mit wahrem Entzücken dem Traumgott in den Schooß sinken lassen, um seines Balsams theilhaftig zu werden, und um Dinge zu vergessen, die nur er in uns vergessen zu machen weiß.

Je unglücklicher ich zu einer Zeit im Wachen war, desto glücklicher war ich im Träumen — und umgekehrt. Hatte ich

Sorge und Noth im Wachen, so hatte ich Freude und Ueberfluß im Traume, hatte ich Unglück in der Freundschaft oder in meinen weltlichen Speculationen, so war ich im Traume glücklich in Beidem; wollten am Tage meine Gedanken nicht fließen, meine Darstellungen nicht gelingen, so flossen und gelangen sie mir im Traume perfect — und umgekehrt. Ich möchte wohl wissen, ob dieß andern Menschen auch so geht, und ob man dieß wohl als ein allgemeingültiges Gesetz für alle Träume und Träumer annehmen könnte?

Man sagt zwar, daß, da unsere Seele nicht aufhören kann, thätig zu sein, jeder Mensch ohne Ausnahme, auch der phantasieloseste träumt, wenn er sich auch dessen nicht bewußt werden sollte. Und dann bestände der Unterschied bloß in der Lebhaftigkeit der Träume. Und da muß man denn wohl behaupten, daß der Phantasiestarke oder der Phantasiekranke — Beides kommt oft auf eins hinaus — in der Regel wenigstens viel lebhafter und regsamer träumt als der Verstandesstarke und der Leiblichgesunde.

Bei mir bleibt selbst im Wachen noch, so zu sagen, ein kleiner Rest meiner Seele übrig, der nicht ganz in die Hülle der fünf Sinne hineinschlüpft. Es ist ein kleines Residuum, das nicht unter die Herrschaft des Verstandes sich biegen will.

Es ist wie bei einer Schnecke, die nicht alle ihre Fühlhörner und Segelhäute wieder in ihr Haus zurückbringen kann. Ein Stückchen meiner Seele ragt aus dieser Welt

7*

der Wirklichkeit immer in die Welt der Träume und Phantasien hinaus. Daher bin ich selbst auch im Wachen, ich mag thun, was ich will, nebenher stets etwas mit Träumereien beschäftigt. Es ist mir immer, selbst wenn ich spreche, selbst wenn ich lese oder schreibe, wie eine doppelte Beschäftigung, und als ginge dabei beständig ein Theil meiner Seele fern von mir auf seinen eigenen Wegen einher.

Zwar überwiegt mein Verstand dermaßen, daß ich mir selber doch nie ganz entlaufe, wie das bei manchen träumerischen Menschen der Fall sein mag. Ich weiß immer, wo ich bin, was ich thue, was ich um mich habe. Und ich bin noch nie in meinem Leben im wachenden Zustande das gewesen, was man „abwesend" nennt, wie es vielen Leuten geht, deren ganze Seele zuweilen wie im Traume umhergeht.

Ich möchte meine träumerischen Anschauungen im wachen Zustande mit dem matten und strahlenlosen Bilde des Mondes vergleichen, wie wir es zuweilen am hellen lichten Tage kraftlos am Himmel stehen sehen. Mein wacher Traum hat keine große Energie, aber da ist er immer. Nur in Momenten, wenn sich Begeisterung meiner bemächtigt, oder mich irgend Etwas in hohem Grade anzieht, verschwindet dieser Traum-Mond ganz von meinem Horizonte und ich concentrire mich völlig.

Ich hatte eine Menge Träume, die sich beständig bei mir auf dieselbe Weise wiederholten und die mir zum Theil unerklärlich sind. So z. B. träumte ich sehr oft, daß ich sehr eifrig in einem Buche wunderschöne Dinge lese. Werde ich mitten in einer solchen träumerischen Lectüre geweckt, so daß ich mich noch erinnern kann, was ich las, so kommt mir Alles im höchsten Grade klug und geistreich vor. Alle folgenden Gedanken passen sehr gut zu den ersten, und auch alle Perioden sind abgerundet und nach den Regeln eines guten Styls gebaut. Auch sind nie die Worte durch einander geworfen und das Schlußwort eines jeden Satzes paßt vollkommen zu dem Anfangsworte.

Ich lese so im Traume ganze Novellen, ganze Biographien, ganze philosophische, vollkommen logisch richtige Entwickelungen durch. Und ich frage nun, wie ist dieß möglich? Da ich doch die Lectüre im Traume selbst erst machen mußte, bevor ich es lesen konnte, so begreife ich nicht, wie ich mir denn des Ganzen nicht auch bewußt wurde, bevor ich es las. Und präparirte ich es nicht im Voraus, wie kam es denn, daß der Anfang meines Buches so ganz mit dem Ende stimmte, und daß ich gleich beim Beginn einer Periode die Worte richtig setzen konnte, ohne noch zu wissen, wie das Ende lauten würde?

Noch weniger begreife ich, daß ich Bücher las, die in einer Sprache geschrieben waren, die ich zwar wohl verstand, die ich aber nicht so inne hatte, daß ich sie hätte richtig schrei-

ben oder sprechen können. So habe ich z. B. im Traume vollkommen richtig geschriebene dänische und russische Bücher gelesen, da ich doch weder Russisch noch Dänisch gut zu schreiben verstehe. Und doch las ich sie so deutlich, daß ich mir am Morgen nicht nur des geistreichen Inhalts des Buches mit Freuden noch im Allgemeinen bewußt war, sondern daß ich mir auch diesen Inhalt noch angeben konnte.

Dabei kam mir Alles das vor, was Einem beim Lesen vorzukommen pflegt. Ich konnte manchmal ein Wort nicht recht lesen und mußte es genau ansehen. Manche Vocabel war mir entfallen und ich mußte über ihre Bedeutung nachdenken. Manchmal verstand ich den Sinn des Schriftstellers, der ich doch selbst war, nicht, und ich mußte den Satz noch einmal lesen.

Sehr oft wurde mir aber dieses Lesen im Traume zu einer wahrhaften Plage. Denn zuweilen konnte ich mich des Lesens, wenn ich dessen überdrüssig war, nicht erwehren. Ich wollte aufhören zu lesen. Aber ich weiß nicht, welche Gewalt mich zwang, immer fort und fort zu lesen. Die Blätter kamen mir immer vor die Augen, die Augen flogen wider meinen Willen hinein und mein Mund plapperte lesend, wie der Mund eines Rabbiners in der Synagoge.

So vergesse ich z. B. nie, wie ich einmal eine ganze Nacht hindurch ein Buch über Friedrich den Großen gelesen habe, das noch dazu mit Kupfern illustrirt war. Ich las

immer neue und neue Heldenthaten dieses großen Königs. Stets von Neuem und in tausenderlei Situationen tauchte sein Bild vor mir auf — als Feldherr im Pulverdampf, als König mit der Krone, scheltend, Ohrfeigen gebend, Anreden an die Soldaten haltend, mit seinem Stock in der Hand, mit seinem dreieckigen Hut und seinem Zopf, in einer Todtengruft, in Schlesien, in Sachsen, in Berlin. Ich konnte ihn gar nicht zum Stillschweigen bringen. Ich wachte vor Aerger auf. Ich schlief wieder ein und immer walle Friedrich der Große in meinem Blute und immer wendeten sich die Blätter in meinem Buche eins nach dem andern um.

In der That, dieser Held wurde mir durch meinen Traum auf eine ganze Zeit lang dermaßen zuwider, daß ich lange nichts über ihn zu lesen vermochte. Ja ich glaube, es kommt zum Theil mit von diesem Traume her, daß ich ihm auch noch jetzt nicht ganz gut bin.

Merkwürdig ist es mir, daß ich mich gar nicht erinnern kann, wie ich mich je einmal im Traume etwas Kluges schreibend oder überhaupt nur schreibend gesehen hätte, obgleich ich doch vielleicht mehr Tage in meinem Leben habe, wo ich nichts gelesen, als solche, wo ich nichts geschrieben hätte.

Ich bin geritten, ich bin gereist, ich habe Gesellschaft genossen, ich habe conversirt, ich bin spaziert, ich habe gegessen, ich habe Geld gezählt, ich habe gelesen im Traume. Wie kommt es, daß ich gerade dasjenige Geschäft, welches

ich im wachen Zustande eifriger, als irgend ein anderes betrieben hatte, im Traume nie betrieb? Ist es eine geheime Furcht vor dem Schreiben?

Setze ich im Innersten meiner Seele ein geheimes Mißtrauen in meine schriftstellerische Fähigkeit? Ist es, daß ich durch das wirkliche Schreiben alle Schreibelust abtödte? Ich möchte wohl wissen, ob es mehren Schriftstellern so geht? Ob auch die Kaufleute, die Advocaten, die Aerzte, die Maler, die Bildhauer, die Handwerker eher von allen andern Dingen zu träumen geneigt sind, als von ihren Speculationen, ihren Geldgewinnsten, ihren Processen, ihren Patienten, ihren Gemälden, ihren steinernen Statuen und ihrem alltäglichen Gewerbe. Shakespeare freilich scheint nach dem, was er den Puck über die Queen Mab sagen läßt, der Meinung gewesen zu sein, daß Jeder auch im Traume gerade mit dem Dinge sich am meisten beschäftigen müßte, welches auch im wachen Zustande alle seine Gedanken einnimmt.

Ich habe nicht so oft göttliche Engel im Traume gesehen, wie böse Geister, nicht so oft himmlische entzückende Wonne der Seligen verspürt, als Angst und Pein.

Ich möchte wohl wissen, ob dieß gewöhnlich mit den meisten Menschen der Fall ist? Im Ganzen glaube ich es. Denn man hört im Durchschnitt hundertmal vielmehr von Teufelsspuk, von beängstigenden Erscheinungen als von Engeln und beseligenden Visionen erzählen. Ich habe alle die Bio-

graphien der heiligen Väter in den Wüsten durchgelesen und habe gefunden, daß selbst sie durch die Bank zehnmal mehr von Dämonen als von guten Geistern besucht wurden.

Wäre dem so, so würde dieß zeigen, daß der Mensch im Ganzen genommen, weit mehr ein Kind der Furcht, als ein Kind der Hoffnung, des Vertrauens und ein Bruder der Engel sei.

Jedoch habe ich einen sehr gebildeten alten Herrn gekannt, der nichts weniger als sehr fromm war, von dem es aber allgemein bekannt war und der es mir auch selber oft erzählte, daß er Nachts zuweilen von einem reizenden kleinen Geiste besucht werde, dessen Anblick etwas Erfreuendes und Beseligendes für ihn habe.

Auch habe ich oft von Kindern sprechen hören, welche die Englein vom Himmel zu sich herabsteigen sahen. Ich habe diese Wesen, so wie den Jakob mit seiner Himmelsleiter immer beneidet, weil ich solchen Glücks nie theilhaftig wurde.

Im wachenden Zustande dagegen habe ich gewissermaßen jene Himmelsleiter Jakobs immer vor mir und den Himmel stets offen gesehen. Trotz meiner Fehlerhaftigkeit habe ich nie an Gottes allvergebende Güte und Gnade gezweifelt und er ist mir weit mehr ein liebender als ein zürnender und strafender Gott gewesen. Daher ist mir auch im wachenden Zustande die ganze Natur als mit guten und hübschen Geistern angefüllt erschienen. Und während ich im Traume, so zu sagen, immer für die Schrecknisse empfänglich war, habe

ich im Wachen gegen diese meine Augen zugedrückt und mehr nur die freundliche Seite geschaut.

Meine Phantasie war stets so lebhaft mit guten oder wenigstens mit anmuthigen und hübschen Geistern beschäftigt, daß ich ein eben so entschiedener Anhänger der Götter Griechenlands wurde wie Schiller, dem ich übrigens durch diesen Vergleich mit mir in Nichts zu nahe treten will.

In der Götterwelt der Griechen ist fast Alles anmuthig und schön, lieblich, einladend und reizend, nichts Barbarisches, nichts oder doch wenig Gräßliches und Schreckhaftes und selbst wenn sie Strafen und Rache nahmen, diese Götter, so ist doch Alles so menschlich, daß ich schon zu Zeiten mir einbildete in mitten dieser Welt zu leben und zu weben und beinahe fest an ihre Existenz und an die Unsterblichkeit jener Götter glaubte, wie ein orthodoxer Grieche selber.

Es ist dieß bei einem Menschen von regsamer Phantasie, dem sich Alles gleich unter den Händen belebt und personificirt, natürlich. Mir paßte die ganze griechische Götterwelt so sehr in meine Weise, als wäre sie für mich erdacht oder als wäre ich für sie geboren.

Ich glaube, man kann dabei immer noch ein Anbeter und Verehrer eines einigen, obersten, allmächtigen Gottes sein, der gewissermaßen jene kleinen Götter für unsere geringfügigen irdischen Angelegenheiten duldet. Für meine Vernunft gab es immer nur jenen einen allmächtigen Gott. Für meine

Phantasie gab es daneben stets die schönsten Götter, welche Menschen erfunden haben — die Götter Griechenlands.

Meine Phantasie mischte sich geradezu in Alles. So wie sie meine Furchtsamkeit zum Theil hervorrief, zum Theil erhöhte, so that sie dasselbe in Bezug auf meine Habsucht, in Bezug auf meine Eitelkeit, mit einem Worte, in Bezug auf alle Schwächen und Herzensfehler, zu denen ich entweder eine entschiedene Anlage oder doch wenigstens mehr oder weniger Neigung verspürte.

Ich war eitel, wie viele andere Menschen, aber weil ich zugleich eine regsamere Phantasie hatte, als manche Andere, so machte meine Eitelkeit deßwegen noch mehr Sprünge, als sie bei Solchen machte, deren Eitelkeit im Grunde die meinige an Intensität übertraf.

Ich war mißtrauisch, das Mißtrauen ist eben so wie die Eitelkeit, wie die Furcht eines von den Grundelementen der menschlichen Seele; aber ich loderte zuweilen in einer wahren Flamme von Mißtrauen auf, indem meine Phantasie Oel ins Feuer schüttete.

Da ich leider sehr unordentlich bin, so passirt es mir alle Augenblicke, daß ich etwas verlegt habe und obgleich ich schon hundertmal die Erfahrung gemacht habe, daß ich selbst die Schuld bei solchen Gelegenheiten trage, so ist mein Mißtrauen sogleich bereit, Andern die Schuld zuzuschieben und

meine Phantasie ist stets bei der Hand, sich eine ganze Geschichte, die gar keinen Grund hat, dabei auszudenken.

Die größte und erprobteste Ehrlichkeit meiner Hausgenossen schützt sie nicht gegen die phantastischen Angriffe meines Verdachtes und meines Mißtrauens. Neulich vermißte ich einmal einen Bankozettel von einem für mich nicht unbedeutenden Belauf. Ich wußte ganz gewiß, daß ich ihn in mein Bureau gelegt hatte. Ein alter Diener und zugleich Hausbesitzer, den ich bisher für die ehrlichste Haut von der Welt gehalten hatte, ging bei mir aus und ein und kannte alle meine Taschen und Schubläden und Winkel. „Niemand anders", dachte ich sofort, ohne gründlich nachzusuchen, „kann es gewesen sein als dieser. Höchstwahrscheinlich hast du ihm nach deiner Weise zu viel getraut. Du wirst auch in deinem Leben nicht durch Schaden klug. Du hast schon so Manchen getraut, die sich doch am Ende als Schelme erwiesen. Wie steht es nun mit deiner gepriesenen Erfahrung und Menschenkenntniß? Wahrhaftig, Diejenigen, die dir oft sagten, daß du keinen Gran davon besäßest, haben ganz Recht gehabt. Was ist das nun für ein empfindlicher Verlust, den du dir durch deine Unvorsichtigkeit zugezogen hast? .... Thaler ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. Für eine solche Summe muß man schon hart arbeiten. Hättest du sie nur in Lustigkeit ausgegeben, verreist, verschenkt, so hättest du doch etwas davon gehabt. Vielleicht hat er sie erst vor einer Stunde genommen? Warum fiel es dir nicht

ein, heute Morgen sie zu dir zu stecken? Du hast nie das Glück und das Geschick, zur rechten Zeit nach deinen Sachen zu sehen, um sie vor dem Untergange zu retten. Ich begreife nur nicht, wie er es zu Stande gebracht hat, da ich die Schlüssel doch bei mir getragen habe. Vielleicht hat er doppelte Schlüssel zu meinen Commoden? Vielleicht hat er die Gelegenheit benutzt, als ich ihn heute Morgen etwas aus dem Bureau nehmen ließ? Woher bekam nur der alte Mann mit steifen Gliedern die Gewandtheit? Aber freilich, Bosheit giebt immer Gewandtheit genug".

So keifte ich mit mir selber und indem ich mich dann an meinen alten Hauswirth (in Gedanken) wendete, sprach ich: „Bertram! Es thut mir leid um Sie. Aber ich muß durchaus heraus haben, wo der Bankozettel geblieben ist. Ich muß es der Polizei anzeigen. Und Sie müssen sich einer Haussuchung unterwerfen. Haben Sie aber einen Verdacht auf Jemanden, so bitte ich, sagen Sie es mir gleich im Voraus. Vielleicht haben Sie unvorsichtiger Weise hier einen Fremden eingelassen. Gestehen Sie es mir! Ich verspreche Ihnen im Voraus Verzeihung, wenn Sie es anzeigen".

In der Wirklichkeit sprach ich dieß aber nicht zu Bertram, ich erzählte ihm bloß, daß mir so und so viel Thaler fehlten und daß ich nicht begriffe, wo sie geblieben wären. Bertram zeigte sich sehr verwundert, bedauerte mich, aber gestand von selbst nichts und fuhr fort, mich mit derselben ehrbaren Miene zu bedienen wie vorher. Er wurde dadurch immer verdäch-

tiger und schwärzer in meinen Augen. „Wie er sich zu verstellen weiß", dachte ich, „es wird mir fast unheimlich in seiner Nähe. Warum mußte ich auch gerade bei ihm einzuziehen die Unvorsichtigkeit haben"!

Nach einigen Tagen, als wir noch einmal gründlich nachsuchten und alle Schubladen herausnahmen, fand sich der besagte Zettel hinter einer derselben, wo er sich, ich weiß nicht auf welche Weise, fest eingeklemmt und versteckt hatte. Alle mein mißtrauischer Phantasieschaum ging nun auf einmal in Rauch auf, und ich schämte mich meiner Geläufigkeit im Ausdenken solchen Schaums nicht wenig.

Tagtäglich und stündlich sind in allen Busen und in allen Haushaltungen die Menschen bereit, mit solchen selbstquälerischen Gesprächen und mit solchen beredten Gardinen-Predigten und mit solchen mißtrauischen Vermuthungen sich und Andern das Leben zu verbittern. Und da wir einmal gegen unsere Natur, die von Haus aus furchtsam, mißtrauisch, eitel und rachsüchtig ist, nichts können, so wäre es wenigstens zu wünschen, daß wir durch offenherzige Geständnisse unsere Aussöhnungen desto heiterer und inniger machten. Gäbe es wirklich so viel Verbrecher und Schelme, als wir mißtrauischen Phantasten schon zu sehen geglaubt haben, so wäre wirklich kein Zuchthaus groß genug, sie alle zu fassen.

Habsucht und Geiz sind Schwächen meiner Natur, die ich zwar nie so weit habe Wurzel schlagen lassen, daß ich

mich geradezu als einen besonders habsüchtigen und eminent geizigen Menschen bezeichnen könnte, die mir aber doch in der Weise eigen sind, daß ich bei aller Zufriedenheit mit meinen Umständen und bei aller Dankbarkeit gegen das Geschick für Das, was es mir gewährte, doch immer den Wunsch in mir lebendig fühle, noch mehr zu haben als ich habe, und daß ich trotz aller Neigung zum guten Leben und zum Verthun, die ich wirklich besitze, doch zuweilen meine Hand und meine Seele sich an das hingleitende Geld anklemmen fühle und merke, wie schwer es mir zu Zeiten wird, mich von meinem Besitzthum zu trennen.

Also meine Anlagen zu Habsucht und Geiz sind im Vergleich mit dem, was man von Anderen erzählt, vielleicht gering. Nichtsdestoweniger aber bin ich schon oft darüber erschrocken, wenn ich einmal einen Augenblick in dem Flusse meiner stillen Gedanken anhielt und betrachtete, was meine Phantasie mit diesen geringen und schwachen Anlagen für Spiel trieb. „Da ist mir dieser mein reicher Freund gestorben — auf solchem Selbstgespräche ertappte ich mich zuweilen — „der mir in seinem Leben so gut war. Wäre es nicht recht oder wenigstens sehr natürlich gewesen, wenn er mir etwas von seinen Reichthümern hinterlassen hätte? Wenn auch kein Geld, hätte er mir nicht wenigstens seine Bibliothek hinterlassen können oder eine von seinen vielen Villen und Gartenhäuschen? Wie würde ich sein Andenken gesegnet haben! Aber mit seiner Großmuth, einer Tugend, die er

im Leben so oft pries, ist es, wie sich zeigt, nun eben auch nicht weit her gewesen. Da schickt er mir weiter nichts als einen kleinen silbernen Trinkbecher zum Andenken. Es ist noch ein Wunder, daß er das entbehren konnte. Warum opfert man der Freundschaft nicht mehr? O, es giebt keine Freundschaft. Alles, Alles wird zusammengescharrt und bloß unter die lieben Kinder und Schwiegertöchter vertheilt, damit es nur ja in der Familie bleibe. Die Familienmitglieder halten sich krampfhaft zusammen und Alles, was aus dem Hause auf einen fremden Freund kommt, das scheint ihnen wie verloren".

Ich bin indeß, ich wiederhole es noch einmal, weit davon entfernt, alle phantastischen Ausschweifungen meiner Leidenschaften und meiner anderen Schwächen bloß auf Rechnung meiner Phantasie zu setzen. Sie waren ebenso gut auch an und für sich da und man weiß wohl aus Molière, daß es dem Geizigen nie an derjenigen Phantasie fehlt, welche ihm zu seinem Geize nöthig ist, so wie wir aus Juvenal wissen, daß es dem Lüsternen nicht an der Phantasie mangelt, die ihm nöthig ist und so wie wir aus der Geschichte und dem Leben wissen, daß ein ächter grausamer Tyrann und Despot immer eine höchst fruchtbare und mächtige Phantasie für die Dinge hat, die seine Grausamkeit ihn ausführen lehrt, selbst wenn auch alle diese Leute für das Schöne, Edle und Erhabene gar keine Phantasie haben sollten.

Man kann die Phantasie höchst einseitig entwickeln und für dieses oder jenes Fach so stark machen, daß sie darin das Höchste erklimmt, während sie in einem andern Fache ganz unthätig und schwach ist. Und wunderbarer Weise entwickelt sich unsere Phantasie immer ganz und gar unsern Neigungen, Anlagen und Leidenschaften gemäß. Ein lüsterner, in sinnlichen Genüssen schwelgender Mensch ist wirklich unerschöpflich in der Erfindung von Bildern und Vorstellungen, die seinen Begierden fröhnen können.

Er hat gewissermaßen nur den Theil der Phantasie in Thätigkeit und Fluß gebracht, der sich mit diesen Dingen beschäftigt, während der ganze Rest dieser edlen Anlage unentwickelt blieb. Bei einer solchen einseitigen Aufregung seiner Phantasie ist er zuletzt nicht mehr Herr derselben, sondern der Strom, den er in Bewegung setzt, überwältigt ihn und reißt ihn hin, selbst wider seinen Willen.

Der Geizige hat den Theil der Phantasie, der sich mit Gold- und Silbermünzen, mit Besitz und Reichthum beschäftigt, so übermäßig entwickelt, daß alle übrigen Portionen dieser edelsten Kraft des Menschen dabei gewissermaßen verderbt und unbrauchbar geworden sind.

Im Ganzen kann man annehmen, daß Jeder die Anlagen und Eigenschaften, wofür er eine sehr starke Phantasie hat, auch wirklich selbst besitzt.

Wenn ich hier behauptete, daß einen Theil der Extravaganz meiner Fehler meine Phantasie trage, so geschah es da-

her nur deßwegen, weil in der Regel alle meine tadelnswerthen Thaten hinter meinen Phantasien weit verwerflicheren zurückblieben und weil ich meine Einbildungskraft so unendlich viele meiner Eigenschaften und Anlagen, böse wie gute, beleben sah. Sollte ich blos nach meinen Phantasien und Gedanken gerichtet werden, so würde ein Theil von mir in den Himmel, und ein anderes Theil in die Hölle kommen müssen. Darum sagt Christus: Nach euren Thaten sollt ihr gerichtet werden.

Hier wo ich über mich immer viel mehr bloß nach meinen Gedanken urtheile, bin ich daher stets geneigt, mich theils zu hoch, theis zu niedrig anzuschlagen. Dieß liegt in der Natur der Sache und es wird jedem Selbstbeurtheiler seiner Seele so gehen. Uns nach unsern Thaten zu beurtheilen, ist die Sache anderer Menschen. Allein unsere Gedanken sind dabei auch wichtig und da sie keiner besser kennt, als wir selbst, so ist es daher gut, daß zuweilen welche aufstehen, ihre innersten Gedanken vor der Welt auszuschütten. Gott allein, der Alles sieht, unsere Gedanken sogar noch besser als wir selbst und unsere Thaten noch besser als unsere Mitmenschen, wird uns nach Beiden zugleich richten.

Zuweilen verleitete mich meine Phantasie geradezu eine Art von komischem Schauspieler vor mir selber zu machen.

„Nur zu! Bravo"! rief ich mir zu, wenn ich mit irgend einer Sache im Gange war, „Bravo! Das geht ja vortreff-

lich. Kein Molièrescher Tartuffe, kein Avare, kein Theophrastischer Hypokrit, kein La Bruyèrescher „esprit fort“ kann dich in deiner Thorheit übertreffen“.

Ich war gewissermaßen selbst begierig zu sehen, wie weit ich in meiner thörichten Phantasie in dieser oder jener Sache gehen würde. Ich ließ mir daher vollkommen den Zügel schießen und legte nicht meine Phantasie in Ketten, wie wohl Manche thun, indem sie mit einem frommen Gebete alle böse Gedanken in sich zu unterdrücken suchen. Vielleicht eben daher, weil ich mancher Rache, mancher Eitelkeit, mancher mißtrauischen Regung durch die Phantasie freie Luft machte und sie in ihr gewissermaßen austoben ließ, kam es, daß ich die Anzahl meiner rachsüchtigen, eiteln, grausamen, habgierigen Handlungen verminderte. Es giebt ja Leute, die sich durch bloßes Keifen Luft machen. Sie sind so böse nicht, man muß nur abwarten, bis sie ausgetobt haben.

So mag es auch Leute geben, die sich bloß durch einige brillante Aufflüge ihrer Phantasie Luft machen. Ich war sicher, daß ich diesen Vogel immer an einem kleinen Seile hatte und daß ich ihn daran über kurz oder lang wieder auf ebenen Boden herabbringen könnte.

Jedesmal, wenn meine Leidenschaften — ein Bild nach dem andern — in hellen Farben hervortraten oder wenn die Pferde so mit dem Wagen davon zu gehen drohten, so erhob sich sogleich in mir eine beschwichtigende Stimme, die gegen die laute vorherrschende Stimme leise ansprach. Es war als stäke ein

Clown in mir, der mich persiflirte und anfangs mit leiser, nachher mit lauterer Stimme dem gewaltigen Herrn, der momentanen Leidenschaft, einige Wahrheiten sagte.

Oft mußte zwar dieser arme Clown sich viel Verachtung gefallen lassen, aber er siegte am Ende doch zuweilen, nahm dann die Maske des Clowns ab und trat als triumphirender Weiser auf, der nun den Rest der Herrschaft der Passion auf die Seite schob. Ich glaube, daß es in jedes Menschen eigenem Willen liegt, sich einen solchen Clown anzuschaffen. Ich kann versichern, daß er ein sehr nützliches Wesen ist und oft so viel Dienste thut, als ein philosophischer Ermahner, als Bücher, Gewissen und Gebet.

Man wird sagen, daß ein solches Beobachten seiner Selbst während der Zeit der Passion eigentlich unmöglich sei, weil ein Mensch; so wie er sei es von sich selbst oder von Andern inmitten seiner Schwäche ertappt werde, gleich die Unbefangenheit verlieren müsse und daß es dann mit der Passion gleich von Anfang herein nicht sehr ernstlich gemeint gewesen sein könne. Allein mir scheint es nach meiner Erfahrung, daß Beides sehr wohl gleichzeitig in uns bestehen kann, eine wirkliche ernstlich gemeinte Passion und eine stets thätige, vernünftige und gegenstrebende Selbstbeobachtung.

Vielleicht mag bei gewissen doppelseeligen Menschen eine solche Entzweiung stärker hervortreten, als bei andern Leuten, die im Guten wie im Bösen mehr einig sind. Allein im gewissen Grade findet ein solcher Dualismus wohl bei jedem

Menschen statt. Selten ist einer zum Bösen oder Thörichten so hingerissen, daß er die Protestation der leisen Stimme des Gewissens ganz vollkommen überhörte, die ihm zuruft: „Wie unrecht! Wie thöricht! Wie lächerlich!"

Manche Menschen scheinen sich der Idee hingegeben zu haben, daß der Verstand bei seinen Operationen der Phantasie entbehren könne und glauben daher, sie könnten bei ihren Kindern nichts Besseres thun, als alle Phantasie zu unterdrücken, um sie auf den Bahnen des klaren Verstandes und des Nachdenkens desto ungestörter fortschreiten zu lassen.

Glücklicherweise weiß die Natur besser, was uns noth thut. Sie hat uns die Phantasie nicht bloß zum müßigen Spielen, sondern vielmehr als ein sehr nothwendiges Element unseres geistigen Organismus gegeben. Phantasie ist in diesem Organismus eben so unentbehrlich wie die Nieren im Leibe. Die Natur erlaubt es daher auch nicht, daß man einen wesentlichen Theil des Ganzen so leichten Kaufs ausrotte.

Es giebt fast kein Geschäft, bei welchem die Menschen völlig ihrer Phantasie entbehren könnten. Und es giebt eine Menge Menschen, die stets mit Hilfe ihrer Einbildungskraft arbeiten, ohne daß sie sich nur einmal derselbeu bewußt sind.

Es wird keine Spitze geklöppelt, kein Tisch gehobelt, kein Strohband geflochten, kein Strumpf in der Welt ge-

strickt, ohne den Aufwand einer großen Masse von Phantasie, die dabei in Bewegung gesetzt wird.

Wenn schon die Schmiede und Schuster nichts mit einem Lehrling anfangen können, der gar keine Phantasie hat, was wollte denn wohl ein Professor der Geschichte, der Geographie, der Philosophie, der Aesthetik, der Stylistik und Poësie ꝛc. mit solchen Lehrlingen beginnen, da auf ihr das ganze Combinationsvermögen unseres Verstandes, so wie das ganze Vermögen der reinen Anschauungen der Zahl, der Dauer, der Gestalt, des Raumes beruht.

Was wird ein Schüler wohl von der Geschichte behalten, welches Interesse wird er für diese Wissenschaft haben, wenn er sich nicht alle die Ereignisse lebhaft vorstellen kann, wenn er die beschriebenen Personen nicht vor seinen Augen gewissermaßen athmen und agiren sieht, wenn er sich nicht in den Schlachtendonner, wenn er sich nicht in die Mitte der Rathsversammlung zu versetzen weiß? Das beste Gedächtniß wird ihm dann nur todten Kram in den Kopf setzen.

Welche gute und wirksame Lehren der Moral wird er für seine Handlungsweise aus der Geschichte schöpfen, wenn er sich nicht lebhaft an die Stelle edelmüthiger und sich selbst aufopfernder Menschen zu versetzen weiß? Appelliren daher auch nicht alle Lehrer an die Phantasie, indem sie zu ihren Zöglingen beständig so sprechen: „Denke dir einmal, stelle dir einmal vor, mein Sohn“!

Wie beim geschichtlichen, so wird auch beim geographischen Unterricht beständig die Phantasie der Schüler in Anspruch genommen. Die Auffassung der Gestalt der Erde, ihre Bewegungen um sich selbst, um die Sonne bedingen eine ziemlich starke Phantasie; die Vorstellung von der relativen Größe der Länder und der Entfernungen nicht weniger.

Ja, man spräche einem Kinde ohne Phantasie, das Alles mit Händen greifen wollte, ganz vergebens von ausländischen Thieren, von tropischen Gewächsen, die man ihm alle unmöglich vorweisen könnte. Natürlich würde es auch alles Interesse an einem solchen Unterricht verlieren, der ihm Bilder vormalen wollte, die es in seinem Geiste nicht nachmalen könnte. Es hieße, dem Blinden von der Farbe reden oder mit Oelfarbe ein Bild in einem Rahmen malen wollen, zwischen dessen Leisten sich nichts als Luft befände.

Selbst bei seinen trockensten Untersuchungen kann ein Gelehrter der Phantasie nicht entbehren. Was würde ein Philologe ohne sie z. B. bei Berichtigung und Purificirung des Textes eines alten Schriftstellers ausrichten, wenn es sich darum handelt, ein im Texte zerstörte Phrase zu suppliren oder ein streitiges Wort zu rectificiren? Muß er nicht seine Phantasie in Schwung setzen, um herauszubringen, was der Schriftsteller hier wohl Alles gesagt und gedacht haben könnte, um dann nachher mit Hilfe des Verstandes und

der Kritik das Richtigste und das Wahrscheinlichste daraus zu wählen?

Was würden Juristen und Gesetzgeber ohne Phantasie mit ihren Rechtssätzen anfangen können? Müssen sie nicht hundert und aber hundert Fälle, Processe und Streitigkeiten sich zu ersinnen im Stande sein, auf welche ihre Gesetze angewendet werden könnten, um darnach ihre Zulänglichkeit oder ihre Unzulänglichkeit zu bestimmen?

Ja, wie viel Phantasie hat ein Jurist oder überhaupt jeder Gelehrte nicht nöthig, wenn er die Meinung eines andern Gelehrten in Bezug auf eine Sache widerlegen will. Er muß sich sogar ein deutliches Bild von dem Wesen, dem Charakter und der Denkungsweise dieses Gelehrten machen, um ihm auf seinem Gedankenwege nachgehen, nachempfinden und nachdenken zu können und um darnach zu zeigen, wie Jener auf eine solche irrige Meinung kommen konnte und wie es ihm möglich wurde, sich die Sache so falsch vorzustellen.

Die Geschichtsforschung — welche Kraft der Phantasie nimmt sie nicht in Anspruch? Ja, der Geschichtsforscher muß gradezu ein wahrer Proteus sein, um sich in alle die mannichfaltigen Situationen, in alle die verschiedenen Charaktere, die er zu untersuchen hat, hineinzudenken, um ihre Handlungsweise beurtheilen zu können. Wie oft muß er in Gedanken die Ströme der Zeiten durchlaufen, um späte Ereignisse mit früheren und tiefverborgen liegenden Ursachen zu combiniren.

Ja, muß ihm nicht die Geschichte eines Volkes, die gesammte Geschichte der Menschheit gewissermaßen wie ein lebendiges Ganzes stets vorschweben, damit er sie auch als ein lebendiges Ganze aufzufassen vermöge, damit er den Keim, die Wurzel, die Entwickelung, den Wachsthum, das Vollendete sehe und zeige. Und mit welcher andern Kraft, wenn nicht mit der Phantasie, bringt er es zu Stande, daß er das Ganze wie einen Strom, wie ein Bild vor sich schaue?

Jeder Gelehrte, der in irgend einem Fache der Wissenschaft arbeitet, soll doch auch immer auf Ausdehnung seiner Wissenschaft bedacht sein, soll neue Gebiete, neue Gedanken, neue Gegenstände auffinden. Ist ihm dieß möglich ohne Phantasie? Ist nicht die Phantasie in allen Wissenschaften und Künsten die wahre Triebfeder und, so zu sagen, der Aufspürer der Erfindungen und Entdeckungen?

Für mich ist Phantasie, möchte ich sagen, beinahe Alles gewesen. Sie treibt meinen Verstand, sie beherrscht meine Gefühle, sie ist die Basis meiner Religion, sie veranlaßt alle meine Gedanken und Handlungen. Sie hat mir mein ganzes Leben interessant gemacht und zeigte mir mein Dasein und die ganze Welt in demjenigen Lichte, in welchem ich es sah. Kommt mir ein neues Factum, ein neues Phänomen vor, mache ich eine neue Bemerkung an einem Menschen oder an einem Dinge, so führt mir meine Phantasie gleich

tausend ähnliche Facta und Erscheinungen, ähnliche Dinge und Menschen vor, die ich dann gleich mit jenem vergleiche und combinire.

Tritt ein jähzorniger oder eitler und eingebildeter oder verliebter Mensch auf, so sehe ich dabei in Gedanken auch alle die Jähzornigen, die Eitlen und die Verliebten aller Zeiten und aller Nationen, von denen ich gehört und gelesen habe oder denen ich selber in meinem Leben begegnet bin.

Ich sehe, wie sich diese Leidenschaften zu allen Zeiten und bei allen Nationen auf dieselbe Weise äußern. Die Leidenschaften, welche Shakespeare, welche Molière oder Euripides oder Horaz und die andern poëtischen Menschenkenner schilderten, gehen mir dabei im Geiste vorüber. Und ich erblicke daher in jedem zornigen, eitlen, oder verliebten Individuum einen Typus, der unzerstörbar ist, wie das Menschengeschlecht und an dessen Eigenthümlichkeit ich nicht das Individuum, sondern die ganze Gattung studire.

Kommt mein Barbier Hans Bast zu mir und erzählt mir seine Neuigkeiten, so sehe ich nicht bloß den Barbier Hans Bast, sondern auch den Barbier, den Juvenal schildert, so wie den übermäßig schwatzenden Barbier, der in Tausend und Eine Nacht in der Geschichte des Hinkenden citirt wird, so wie auch den Barbier von Sevilla, den Barbier in Persien, dessen Abenteuer der Engländer Morier so launig beschreibt und endlich den Barbier, den Holberg so meisterhaft schwatzen ließ. So wird mir jeder Mensch ein Symbol, ein

Typus und das ganze Leben und Alles, was um mich her vor sich geht, scheint mir eine Pantomime von ewiger Dauer.

Ja, die allergeringsten Ereignisse und Vorfälle in der Gesellschaft interessiren mich, vermöge meiner Phantasie, auf's Höchste. Ich sehe ihnen mit Interesse zu, ich bewege mich unter ihnen mit dem größten Behagen. Denn in der That, welche Handlung und welches Ereigniß zwischen Menschen wäre so unbedeutend, daß sich die Erinnerung an große Folgen, an interessante Sitten, an charakteristische Eigenheiten nicht daran knüpfte!

Etwa das täglich sich wiederholende Schauspiel, wie z. B. ein Herr einer Dame etwas aufhebt, was sie fallen ließ? Mit nichten! Denn der und der Prinz hob einer Dame das Strumpfband auf und stiftete bei der Gelegenheit einen berühmten Orden; der und der König hob einer Dame artig und verbindlich ihr Taschentuch auf, gewann ihre Liebe, heirathete sie und es entstanden daraus bedeutende Vortheile und Nachtheile für den Staat.

Die Sache selbst sieht sich hübsch an, wie der Herr sich bückt, wie er demüthig überreicht, wie das Fräulein freundlich lächelt und wie sie graziös empfängt. Der und der Maler hat es einmal auf einem berühmten Bilde gemalt. In Spanien ist es Sitte, bei einer solchen Gelegenheit diese Phrase :........ auszusprechen. In Timbuctu bedient man sich dabei dieses Ausdrucks :....... In Polen hat man

das Recht, der Dame bei einer solchen Gelegenheit die Hand zu küßen, in Japan den Mund.

Oder ist es uninteressant zu erblicken, wie Jemand nieset und wie Alle sich gegen ihn verneigen und sprechen: „Zur Gesundheit"! Zu welchen interessanten Grübeleien giebt nicht ein solches Ereigniß Gelegenheit. Welche bunte Bilder und Erinnerungen an tausend Sitten und Gewohnheiten tauchen nicht sofort mit diesem einzigen Tone, wie durch einen Zauberschlag in mir auf! Hat nicht einmal ein Gelehrter eine ganze Abhandlung darüber geschrieben, was Alles unter alten und neuen Völkern beim Niesen herkömmlich gewesen sei! Geht nicht ein wahres Nieseecho beständig rund um die Welt herum und niest nicht in jedem Augenblicke Jemand, in Deutschland oder in Sibirien oder in Chili oder am Cap der guten Hoffnung? Und ist nicht dieß Niesen, welches gerade hier jetzt zu meiner Wahrnehmung gelangt, nur ein einziges Glied aus einer ganzen Kette von kleinen Explosionen dieser Art?

Lerne ich eine neue Staatseinrichtung, ein neues Gesetz, betreffe es auch noch so unbedeutende Dinge, kennen, so ist es mir interessant, weil meine Phantasie mich sogleich aus der Gegenwart in die Vergangenheit, aus der Nähe in die Ferne versetzt und so meinem Gedächtniß Gelegenheit giebt, mich an eine Menge ähnlicher Fälle und ähnlicher Gesetze über dieselben Dinge aus dem Schatze der

Geschichte zu erinnern. Sehe ich z. B. die Einrichtungen, welche die Engländer in ihren Städten für die Bewässerung der Straßen zum Niederhalten des Staubes getroffen haben, so tauchen gleich die Verordnungen römischer Kaiser oder persischer Schachs oder chinesischer Könige vor mir auf, die sie über ähnliche Dinge trafen.

Es kann Andere geben, die ein besseres Gedächtniß und größere Gelehrsamkeit besitzen als ich, denen aber ihre Schätze doch todter und nutzloser sind, als meine wenigen mir, weil ihre Phantasie vielleicht eine geringere Regsamkeit besitzt, ihrem Gedächtniß nicht auf die Sprünge hilft und ihnen das Ferne und Vergangene nicht sogleich nahe bringt.

Bei mir sind alle wenigen Kenntnisse, die ich besitze, nicht in Kasten und Säcken aufgespeichert, sondern flüßig und lebendig. Sie flattern, möchte ich sagen, beständig in meinem Kopfe auf Flügeln herum, auf Flügeln, welche die elektrisirende Phantasie ihnen gab.

Trete ich in die Natur hinaus und sehe den Mond, so kann ich ihn stundenlang ohne Langeweile betrachten und dabei berechnen, welche guten Freunde, welche fremde Menschen, welche Neger, Türken und Tartaren ihn wohl mit mir jetzt gleichzeitig betrachten, indem ich dann ferner daran denke, wie die Römer, die Griechen, wie Ulysses, wie Homer, wie Horaz, wie Shakespeare und alle die tausend und tausend großen und kleinen Geister ihn einst in derselben Gestalt sahen, in der ich ihn jetzt sehe und wie ich daher in

ihm gewissermaßen einen Mittel- und Anknüpfungspunct habe, der mich mit der ganzen Welt in Verbindung setzt. Es fällt mir ein, was die Deutschen in ihren Liedern vom guten lieben Monde singen, was die Griechen, was die Samojeden, Letten, Esthen und andere Nationen von ihm fabelten und dichteten.

Der Mond ist zu solchen Phantasien und Grübeleien ein besonders geeigneter Gegenstand. In der That, er ist es mehr, als irgend ein anderer Himmelskörper. Die Erde sahen wir Alle, die wir einmal hienieden waren an andern Flecken, aus andern Gesichtspuncten, in andern Beleuchtungen. Die Sonne ist so blendend, daß man sie nicht ansehen kann. Auch giebt es für das bloße Auge keine Zeichnung und Bild auf ihr, wie auf der matten Scheibe des Mondes. Die Sterne sind bloße feurige Puncte, manche freilich von besonderer Größe und einer eigenthümlichen Lichtfärbung; aber sie sind zahlreicher und ziehen nicht so viele Blicke auf sich, als der am Himmel dominirende Mond, der gerade so und auf dieselbe Weise, mit der hellen Figur des Mannes im Monde auf die Netzhaut des Auges des Catull und Properz fiel, wie er jetzt auf die Netzhaut meines Auges fällt und an dessen Hörnern und Zipfeln die Augen von Millionen Menschen gerade so, träumend und fragend, hingen, wie jetzt die meinigen daran hängen.

Gehe ich in einen Wald und sehe wie die Sonne durch die Bäume glitzert, wie die Schatten und Strahlen in anmuthiger Abwechslung durcheinander fallen, so genieße ich zwar dieses gegenwärtige und mich zunächst ergreifende anmuthige Schauspiel vor allen Dingen. Aber zugleich gedenke ich aller der Maler, die dieß Schauspiel eben so sahen, bewunderten und auf ihren Bildern darstellten. Zunächst fallen mir zwar die Maler und Bilder ein, welche ich selber kennen lernte und sah. Aber der ganze Hinterraum füllt sich auch noch mit Malern und Bildern aus, von denen ich nur einmal hörte oder deren Existenz ich mir auch nur möglich dachte.

Auf diese Weise ist mir Alles, was ich in die Hand nehme und Alles was mir vor Augen kommt, eine unerschöpfliche Quelle bedeutungsvoller Unterhaltung. Ich bin daher mit Hülfe meiner componirenden und reproducirenden Phantasie dahin gekommen, daß ich kein Phänomen, sei es so gering wie es wolle, keine Kenntniß, kein Factum, selbst das kleinste nicht mehr verachte, sondern Alles was mir vorkommt genau betrachte, meinen Augen und meinem Gedächtniß, selbst dann, wenn ich in dem Augenblick noch nicht recht weiß, wozu es gut ist, einpräge und meinem Erkenntnißschatze hinzufüge, weil ich gewiß bin, daß es doch zu irgend etwas gut ist und daß ich dieß entdecken werde, wenn meine Einbildungskraft sich einmal recht in Bewegung setzen wird.

Auch meine Gefühle beherrscht die Phantasie, dieß ist vielleicht weniger gut. Denn vielleicht hat ein Mensch um so viel weniger wahres, warmes und natürliches Gefühl, je mehr sich seine Phantasie hineinmischt. Aller Schmerz, alle Freude, alle Lust, die ich empfinde, trifft mich weniger unmittelbar als nur durch die Vermittelung meiner Phantasie.

Stelle ich mir den Tod einer mir lieben und werthen Person recht lebhaft vor, so erschrecke ich, leide und trauere. Trifft dieser Tod in der Wirklichkeit einen meiner Freunde, so bin ich minder ergriffen. Weil meine Phantasie entschwundene Zeiten und dahingeschiedene Personen mir wieder mit solcher Lebhaftigkeit vorführen kann, als hätte ich sie jetzt unmittelbar vor Augen, so schwelge ich leicht in süßen Erinnerungen und genieße diese Erinnerungen wie die Wirklichkeit, während mir dann oft die Wirklichkeit selbst, bei welcher nicht meine Phantasie, sondern mein natürliches Gefühl in Anspruch genommen wird, mich nicht so freudig erregt.

Mit der größten Lust und der tiefsten Trauer vermag mich die Musik und überhaupt die Kunst zu erfüllen, mehr selbst als die Wirklichkeit und das Leben.

Auch zu meinen Handlungen habe ich meistens keinen stärkern Antrieb, als meine Phantasie, die Mutter der Hoffnung und aller schönen und frohen Erwartungen. Ich bin

von Haus aus indolent und ich glaube, ohne Phantasie wäre ich in völligem Nichtsthun untergegangen.

In meiner Jugend spiegelte mir meine Phantasie unzählig viele ehrgeizige Bilder vor und trieb mich zum Lernen, damit ich ein berühmter Gelehrter oder gar ein Staatsmann werden möchte. Die Phantasie zeigte mir beständig die schönen Fluren einer lockenden Ferne und zog mich dadurch von meinem väterlichen Heerde weg und reizte mich zu Wanderungen.

Sie malte mir tausend und hunderttausend Mal täglich und stündlich den Gewinn und den Ruhm, der mir aus solchen Unternehmungen entspringen könnte, vor. Und so laß oft, meine Augen, mein Verstand und alle meine übrigen Kräfte waren, so wußte sie mich stets wieder mit neuer Hoffnung und neuem Muthe zu beseelen.

In der That, wenn ich zuweilen nichts, gar nichts mehr lebendig in mir fühlte, so fühlte ich doch noch einen Funken Phantasie in mir glimmen, und von diesem Funken ging dann von Neuem ein belebendes Feuer aus.

Die Phantasie war auch die Basis meiner Religion. Ohne sie hätte ich Gott nicht so deutlich geahnt, seinen Geist nicht so eindringlich gespürt. Nur sie setzte mich in den Stand, die Herrlichkeit seiner Werke zu begreifen, und demnach die Unergründlichkeit und Größe des Schöpfers zu ahnen.

Daß meine Phantasie mit meinem Alter immer mehr an Regsamkeit zugenommen hat und daß ich in meiner Jugend so wenig Einbildungskraft entwickelte und auch von den herrlichen Werken der Kunst und Poësie weit weniger angezogen wurde, als andere meiner Genossen, von denen ich überzeugt bin, daß sie weniger Phantasie hatten als ich, ist mir immer sehr auffallend gewesen.

Ich erinnere mich, daß einer unserer Lehrer einmal die Iphigenie von Goethe dictirte und explicirte und daß er sagte: wir könnten zwar noch nicht alle einzelnen Schönheiten dieses Gedichtes erkennen. Aber er bedauere doch Jeden von uns, und hielte ihn für einen unnützen Menschen, der sich nicht von der Trefflichkeit des Ganzen ergriffen fühle.

Ich fühlte mich durch diesen Ausspruch des Lehrers tief im Innersten getroffen, denn ich merkte, daß ich zu seinen Verdammten gehörte. In der That, ich verstand gar nichts von dem Gedichte und fühlte mich durch seine Schönheit so wenig angesprochen, daß ich mich höchlich schämte, um so mehr, da ich viele meiner Mitschüler bemerkte, welche eifrig von seinem Inhalte sprachen und sich für entschiedene Bewunderer desselben erklärten. Jetzt dagegen ist meine Gesinnung gegen Goethes Iphigenie so geändert, daß ich im Stande bin, sie immer wieder und wieder zu lesen, und sie das letzte Mal wieder schöner finde, als das vorletzte Mal.

Derselbe Lehrer dictirte uns ungefähr zu derselben Zeit

„den Traum des Las Casas“ in die Feder und versicherte uns ebenfalls, daß es etwas Herrliches sei. Ich schrieb es gläubig und ehrfurchtsvoll nach. Aber ich hatte ein eben so böses Gewissen dabei, wie bei der Iphigenie. Ich war weit unter dem Verständniß jenes Gedichtes, während ich wohl merkte, daß viele meiner Freunde das Ganze sehr gut verstanden. Meine Phantasie war dem nicht gewachsen.

Es giebt eben Phantasien, die sich langsam und spät entwickeln, und andere, die sich schon früh stark zeigen.

Ich erinnere mich nicht, daß in meinem Knabenalter irgend ein Gedicht und Kunstgebilde, oder überhaupt irgend ein Product der Phantasie einen nur einigermaßen bedeutenden und bleibenden Eindruck auf mich gemacht hätte. Ich hing ganz und gar an der Natur. Sie, das Landleben und Alles, was damit zusammenhing, liebte ich innig und ich lebte mit meinen Gedanken ganz in ihr. Ich lernte zwar Goethe, Schiller und viele andere deutsche, englische, französische, griechische, spanische und italienische Dichter kennen und lernte sie auch lieben. Allein ich glaube mehr nur aus Nachahmung anderer und in Folge ihrer Belehrung.

Zwar las ich auch schon frühzeitig Märchen, Grimm's Märchen, Krummacher's Parabeln, Musäus' Volksmärchen. Die alten spanischen Balladen gefielen mir sehr. Auch dem Decamerone von Boccaccio gewann ich großen Geschmack ab. Allein mich entzückte dieß Alles bei weitem nicht so sehr wie Andere.

Mit Hingebung, mit Enthusiasmus, glaube ich, wurde ich nie durch diese Dichtungen erfüllt, so wie sie mich später damit erfüllt haben. Nie hing ich an den jungfräulichen Brüsten der Musen, so wie an der Mutterbrust der Natur. Eine Menge Dichtungen selbst, welche die Meisten schon längst in ihrer Jugend abfertigen und dann später kaum mehr der Mühe werth achten, lernte ich erst in vorgeschrittenem Alter kennen. So z. B. las ich die Märchen von Tausend und Eine Nacht zuerst in meinem sechsunddreißigsten Jahre in der französischen Ausgabe von Challand. Bis dahin hatte ich nur bei verschiedenen Gelegenheiten, in verstümmelten Sammlungen, Brocken von ihnen kennen gelernt.

Jetzt aber habe ich sie mit solchem Eifer genossen, daß ich Wochen lang alles Andere darüber versäumte. Hätte ich eine Scheherazade und wäre ich der Sultan Schachrier, so würde ich meine Prinzessinn noch in der zehntausendsten Nacht nicht begnadigt haben. Stets hätte ich das Schwert des Damocles über ihr schweben lassen, um noch mehr und immer mehr solcher goldener Geschichten von ihr zu erpressen.

Auch die herrlichen, die unübertrefflichen Mythen der Griechen, in denen der Mensch, ich möchte sagen, in der ganzen Göttlichkeit und zugleich Menschlichkeit seiner Natur so dar- und auseinandergelegt ist, wie, mich dünkt, sonst nirgendswo, reizten mich damals im Ganzen wenig. Sie mißfielen mir zwar nicht. Aber bezaubert haben sie mich erst in meinem späteren

Alter. Viele bedeutungsvolle Geschichten aus dieser unvergleichlichen Mythenwelt kamen mir als Knaben sogar lächerlich, widersinnig, und daher auch nicht einmal unterhaltend vor. Wenn man mir z. B. erzählte, daß der kleine Mercur gleich von der Mutterbrust weggelaufen sei, um die Cither zu erfinden oder die Rinder am Schwanze aus dem Stall zu ziehen, oder daß Hercules schon in seiner Wiege zwei Riesenschlangen erdrückt habe, oder daß Minerva sofort gepanzert und gerüstet aus dem Haupte des Jupiter gesprungen sei, oder daß die Milch der Brust der Juno entspritzt und daraus die Milchstraße entstanden sei, oder daß Venus aus dem Meeresschaum hervorgegangen sei, oder daß Prometheus, so und so lange an den Kaukasus geschmiedet, geschmachtet habe, oder daß Kronos seine eigenen Kinder verzehrt habe: so erschienen mir alle diese Unmöglichkeiten nur dumm und insipide, und ich konnte nicht einmal darüber lachen.

Man wird sagen, daß bloß die geringe Entwickelung meines Verstandes oder der enge Kreis meiner Erfahrungen daran Schuld gewesen seien. Allein ich glaube, daß eben so viel Schuld auch die unbedeutende Entwickelung meiner Phantasie daran trug. Denn es ist eine ziemlich allgemeine Erscheinung, daß die wahrhaft bedeutungsvollen Dichtungen selbst dann, wenn wir sie noch nicht gleich verstehen, von einer lebhaften Phantasie sogleich ergriffen werden und sich dann dem Geiste so zu sagen, aufdringen und unvergeßlich einprägen.

Dieß war nun bei mir gar nicht der Fall. Ich lernte die griechische Mythe sehr schwer auswendig und sagte sie meinem Lehrer gewiß mit einem eben so sauren Gesichte auf, wie ein Rechnenexempel oder sonst etwas. Aber je länger ich lebte, desto herrlicher und schöner gingen jene Mythen vor meinen Augen auf, desto verehrungswürdiger erschienen sie mir.

In den Bäumen und Wäldern fing es allmälig an, für mich von Sylphiden, Najaden, Dryaden, Leimoniaden und Faunen zu wimmeln. Die Sonne verwandelte sich für mich in einen schönen göttlichen Apollo, Nachts erblickte ich nicht den Mond, sondern Diana über die Berge steigen, auf dem Meere sah ich die Tritonen und Nereiden. Vor meinem eigenen Ohr, in meiner eigenen Brust hörte ich die lispelnde Stimme der Musen und die Metamorphosen des Ovids sah ich auf Schritt und Tritt vor meinen Augen vor sich gehen.

Der Torquato Tasso von Goethe wurde mir natürlich, da mich von Jugend auf eine gewisse Atmosphäre von Bildung umgab, schon eben so frühzeitig bekannt, wie die Iphigenie. Aber ich blickte auf dieses Meisterwerk eine ziemliche Reihe von Jahren hindurch, wie ein Bauer auf ein Kunstwerk blickt, das ihm erhaben dünkt, aber das er nicht begreift und kaum anzuschauen sich würdig glaubt. Ich bekam ihn oft zu lesen und hatte immer keine Ahnung davon, daß dieses herrliche Gedicht einen wahren Katechismus für die Leute von Phantasie enthielt.

Mich däucht, Jeder, der nur einen Funken von einer Dichterseele in sich hätte, müßte in dem Tasso etwas Herrliches enigstens a h n e n.

Am frühesten verstand ich darin, was der Verstand daran begreifen kann, die schönen, allgemeinen Klugheits- und Weisheitslehren für's Leben. Und diese habe ich mir in meinem Exemplar des Tasso schon alle bei Zeiten gemerkt und unterstrichen. Alle Aeußerungen, durch welche die Dichterseele darin gemalt wurde, entgingen mir.

Je älter ich wurde, desto inniger lebte ich mich in den Tasso hinein, desto lebendiger spürte ich jeden Gedanken, jedes Wort in meiner eigenen Seele. Je öfter ich ihn las, desto herrlicher ging die ganze Dichtung in mir auf. Und endlich fing ich an bei mir zu denken: „Mein Gott! Dieß ist ja ganz deine eigene Seele, dieß sind ja deine Gefühle und deine Ideen, dieß ist deine Verzweiflung, dieß ist dein Enthusiasmus, dieß Alles trifft ja dich und Jeden, der in nahem oder entferntem Grade zu der Sippschaft der von der Phantasie gequälten und beseligten Menschen gehört". Und da bildete ich mir denn zuweilen ein, es sei ein Dichter in mir verloren gegangen.

Eben so wie mit Torquato Tasso ging es mir mit Faust von Goethe und am Ende mit dem ganzen Goethe selbst, der doch die phantasiereichste und überhaupt die wahrhaft dichterischeste Dichternatur ist, welche die deutsche Nation erzeugt hat.

Meine Muse war in meiner Jugend ungemein zahmer Art. Da ich Alles, was mit der Mutter Natur zusammenhing und dann, was das friedliche, stille häusliche Leben, vor Allem das Landleben schilderte, besonders liebte, so gingen mir daher die Idyllen von Geßner nicht wenig zu Herzen und ich gab wenigstens zehn Jahre meines Lebens hindurch den Franzosen ganz Recht, die da behaupteten, daß dieß das Schönste sei, was die deutsche Literatur hervorgebracht.

Die Louise von Voß und alle ihre traulichen Scenen waren mir sehr verständlich und ganz à la portée meiner Phantasie. Von Goethe hielt ich für das beste Stück sein „Hermann und Dorothea", obgleich mir selbst diese Dichtung schon ein bischen zu fein war und ich die Louise von Voß bei weitem vorzog.

Alles, worin Ochsen, Kühe, Schaafe und andere solche von mir bis zum Enthusiasmus geliebte Thiere, wie Menschen redeten, war mir höchst willkommen, und eine Fabel oder Parabel, worin ein solches friedliches Naturwesen als Acteur auftrat, konnte schon sehr mittelmäßig sein, ohne einen großen Eindruck auf mich zu verfehlen.

Für Virgil fing ich an eine große Vorliebe zu empfinden, als ich hörte, daß er Bukolika und Georgika geschrieben habe. Beim Homer freute ich mich immer, wenn Penelope zu weben anfing, oder wenn die Nymphe Kalypso ihren Webestuhl singend umwandelte. Die Oden von Horaz, in welchen er

die Schneeschmelze am Berge Soracte und das Erbleichen der Frühlingsblumen oder die Heerden und Schäferhunde der Samnitischen Berge besingt, waren mir äußerst werth. Sprach er aber von Seelenregungen, von tiefen Empfindungen, von Idealen und höheren Anschauungen, so ging es mir nicht zu Herzen.

Die Briefe des Plinius zog ich denen des Cicero bei weitem vor, weil mehr Naturschilderungen darin vorkamen, während diese an treffenden Bemerkungen über den Menschen und die politischen Angelegenheiten reicher sind. Ein Exemplar der Briefe des Plinius fand sich überall in meinem Gefolge, wo ihn erst sehr spät der feinere Cicero verdrängt hat.

Juvenals Satyren, die sich fast ausschließlich mit dem Menschen beschäftigen, fand ich viel zu hoch für mich. Ueberhaupt hatte ich beinahe geradezu einen Haß gegen Alles, was Satyre und Caricatur hieß, während sich später eine solche Empfänglichkeit dafür in mir entwickelte, daß ich englische und französische Caricaturen fast mit eben solcher innerer Lust betrachtete, wie griechische Ideale.

Von Voltaire hörte ich, daß er ein Spötter sei und zwar noch dazu ein „feiner, witziger und phantasiereicher". Ein doppelter Grund dafür", so dachte ich, „daß dieser Mann nicht für dich ist. In meiner Jugend lernte ich nur seine geschichtlichen Werke und seine Henriade kennen, die ich natürlich nicht sehr goutirte. Von seinen Romanen und philosophi-

schen Schriften las ich die ersten in sehr später Zeit und fand sie da deliciös und schlürfte mit Entzücken das attische Salz und den kaustischen Witz, der daraus hervorsprudelt.

Die Hebelschen Dichtungen vom Hafermuße, von der Sonne mit dem Strickstrumpf, vom Weihnachtsabend &c. heimelten mich gewaltig an. Spinnlieder, wie z. B. „Schnurre, schnurre, Rädchen"! konnte ich zehnmal mit derselben Genugthuung anhören, überhaupt Alles, was sich auf Spinnen, Weben, Nähen, Hobeln, Schmieden, Wurst machen und dergleichen Dinge bezog.

Ich hatte ein Buch, worin alle Handwerke, die es auf Erden giebt, besungen wurden. Dieses Buch las ich, ohne abzusetzen, von Anfang bis zu Ende durch und fing es dann von vorne an.

Es mag im Ganzen bei der Jugend stets etwas Aehnliches stattfinden. Allein ich erinnere mich wohl, daß die meisten meiner Freunde und Altersgenossen schon längst solche Dinge als „nugae" betrachteten, während ich noch immer wie eine Biene an diesem süßen und süßlichen Honig hing und selbst noch vieles von dieser Art Sentimentalität für jene friedlichen, häuslichen, pastoralen, idyllischen Dichtungsarten in mein späteres Leben übertrug. Endlich, endlich aber ist denn auch für die höheren Schöpfungen der Phantasie der Sinn in mir erwacht.

Wie in meiner Lectüre und in meiner Auffassungsweise der Dichter, so zeigte sich auch in meinen schriftlichen Arbeiten ein großer Mangel an höherem Schwung und an Phantasie. Meine Dichtungen und Verse, die ich zuweilen machen mußte, entweder um eine Schulaufgabe zu lösen oder um meine Freundschafts-Gefühle für irgend einen, von mir verehrten Menschen zu zeigen, gingen mir alle sehr schwer von Statten. Sie waren schwerfällig, schwülstig und zum Theil sogar nur Reminiscenzen aus Gedichten Anderer. Nichts Originelles, nichts Phantastisches war darin enthalten.

Gewöhnlich gelang es mir nur auf diese Weise, ein Gedicht zu Stande zu bringen, daß ich ein anderes schon existirendes Gedicht vornahm, welches ungefähr meine Gefühle ausdrückte und daß ich dann mit etwas anders gestellten Worten ungefähr Dasselbe und in demselben Versmaße und nach derselben Melodie sagte. Ich zog meine Verse, wie der Schuster sein Leder, über einen schon vorher geformten Leisten. „So viel ist gewiß und ausgemacht“, sagte ich zu mir, wenn ich diese Producte ansah, „daß du kein Dichter bist“. Hätte ich nur frühzeitig gewußt, daß man auch ein Dichter in Prosa sein kann und hätte ich nur den Muth gefaßt, dieß werden zu wollen, so wäre ich doch vielleicht noch ein Dichter in Wort und That geworden.

Nur eines etwas längeren Gedichts erinnere ich mich, das ich etwa in meinen Knabenjahren machte und das etwas Originelles in sich haben mußte, da es den Beifall

meiner intimsten Freunde, denen ich es vorlas, errang. Nach Beendigung der Lectüre brachen sie Alle zu meiner größten Beschämung und Freude in ein einstimmiges Beifallgeklatsch aus. Ich bin indeß nie ganz sicher geworden, ob an diesem für mich so schmeichelhaften Beifallgeklatsch die Verwunderung meiner Freunde, daß auch ich so etwas machen könnte, nicht ebenso viel Antheil hatte, wie ihre Bewunderung.

Dieß Gedicht war in Hexametern, eine Art von Epopöe. Ich weiß aber jetzt nichts mehr davon, als daß die Scene in Spanien lag und die Zeit die der maurischen Periode war. Es kam ein maurischer König, seine schöne Tochter, ein christlicher Prinz, ein paradiesischer Garten und eine in der Nacht vom Baume gepflückte Aprikose oder Phirsiche darin vor. Welche Rolle aber diese Leute und Dinge darin spielten, weiß ich nicht mehr.

Obgleich dem besagten Beifallgeklatsch später eine sinnige Kritik nachfolgte, welche sehr Vieles an meinen Hexametern auszusetzen fand, so ermuthigte mich dieser Versuch doch so sehr, daß ich später mich auch um gewisse poëtische Preise zu bewerben wagte, welche in demselben Kreise von Freunden ausgesetzt waren, worin ich aber nie glücklich war. Das Höchste, was mir einmal zuerkannt wurde, war ein Accessit und ich hörte daher bald wieder ganz mit dem Versmachen auf und blieb bei der schlichten geraden Prosa.

Meine späteren Aufsätze betrafen fast alle die Lebensphilosophie und Erfahrungen. Es waren sehr selten oder

fast nie fingirte Erzählungen, wie sie auf dem Boden einer reichbegabten Phantasie wachsen, die sich entweder im Anschauen des Abwesenden und Längstvergangenen, oder im selbstständigen Produciren erdachter und geschaffener Personen, Dinge und Ereignisse gefällt. Es waren meistens Deductionen, historische Darstellungen, Ausführungen irgend eines Grundgedankens, die ich mit Beispielen aus der Geschichte und dem Leben belegte und zu schmücken suchte.

Der Kreis von Freunden, in welchem ich diese Productionen vortrug und in welchem ich auch die meisten schönen Productionen der Phantasie anderer Menschen kennen lernte, war in der That ein so schöner und angenehmer, daß ich fast glaube, daß eine Schilderung desselben manchem heranwachsenden Jünglinge oder Manchem, der solche Jünglinge zu lenken und zu leiten hat, nützlich werden kann.

Ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die Lehrmethode an den alten sogenannten Gelehrten Schulen, auf denen damals die jungen deutschen Geister für Alles, was schön, nützlich und edel ist, geweckt und herangebildet werden sollten, nicht sehr dazu geeignet war, ihnen das innere Verständniß der Classiker und namentlich der inländischen patriotischen Classiker zu eröffnen und ihre Eloquenz im Schreiben und Reden zu üben.

Für die Entwickelung der Phantasie und überhaupt für

die ganze ästhetische Bildung des Schülers wurde äußerst wenig gethan.

Wir mochten dieß fühlen und stifteten daher unter uns eine Gesellschaft, die sehr heilsam auf unsere ästhetische Ausbildung einwirkte und von der wir in unserem Eifer für die Sache uns oft einbildeten, daß sie anderen solchen Privat-Verbindungen, deren Bestand neben den gelehrten Schulen vielleicht immer wünschenswerth ist, als Muster dienen müsse.

Sie begann damit, daß Drei von uns sich zusammenthaten, um an einem bestimmten Tage in der Woche gewisse deutsche Classiker und namentlich Dramatiker mit vertheilten Rollen zu lesen. Da diese Drei für die zahlreichen Rollen eines Dramas in der Regel nicht ausreichten, so nahmen sie Mehre in ihrem Bunde auf und die Zahl wuchs endlich auf Drei mal Drei heran und bei dieser Musenzahl blieben wir stehen.

Wie die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft, so erweiterte sich auch das Gebiet ihrer Thätigkeit. Wir wollten die Dichter und Prosaiker nicht bloß müßig genießen, sondern ihnen auch selber nachstreben und so wurde denn auch die Vorlesung eigener Productionen zur Regel gemacht und der Zweck unseres Vereins sprach sich endlich dahin aus, daß wir überhaupt durch Lecture, durch schriftstellerische und rednerische Thätigkeit unsere ästhetische Bildung weiter fördern wollten. Wir machten uns daher daran, bestimmte und organisirende Gesetze zu votiren, damit wir etwas hätten, woran wir uns halten könnten. Wir schrieben diese Gesetze auf, nachdem

wir ein jedes discutirt hatten und legten sie so wie alle späteren Zusätze in einem Archive nieder.

Wir wählten uns einen Präsidenten, der auf die Ausführung der Gesetze halten sollte und die Verwaltung der Kasse hatte. Alle vier Wochen wählten wir einen neuen Präsidenten (ich gelangte nie zu dieser Ehre, was mir beweist, wie wenig ich zur Erlangung von Gewalt und Ansehn im Leben geschickt sein mochte). Dann mußte der Abgehende über sein Amt Rechenschaft ablegen, auf mögliche Verbesserungen der Gesetze aufmerksam machen und ein über unsere Verhandlungen geführtes Protokoll vorlesen, welches ebenfalls in unserem Archiv deponirt wurde.

Jenen Gesetzen zufolge wurde nun der Sonnabend Abend als der regelmäßige Tag unserer Zusammenkunft festgesetzt, weil dieser Abend als der Schlußabend der ganzen arbeitsreichen Woche und als die Morgenröthe des feierlichen Sonntags es am ersten verdiente, daß wir ihm mit unseren Soiréen die Krone aufsetzten.

Die Stunde der Zusammenkunft war sechs Uhr. Die Späterkommenden wurden mit Geldstrafen bedroht. Doch ist in der Reihe von drei Jahren, die, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, unsere Gesellschaft bestehen mochte, wenig dafür eingekommen, weil unser Eifer, uns bei einander zu sehen, uns immer zur rechten Zeit zusammenbrachte. Für die Zeit des Auseinandergehens war keine Zeit bestimmt.

Wir nannten unsere Gesellschaft, nach vielen Verhandlungen über den Namen, wie deren bei der Taufe jedes Kindes vorzukommen pflegen, endlich „Walhalla", d. i. Halle der Seligen, weil wir nirgends seliger zu sein glaubten, als in diesem unseren brüderlichen Freundschafts-Vereine. Und wir nannten uns selbst „Walhalla-Brüder". Und hatten wir an einander zu schreiben, so unterschrieben wir uns so:

dein treuer Walhallabruder.

„Dein treuer Walhallabruder", sage ich. O! indem ich es niederschreibe, füllt es mir die Augen mit Wehmuths-Thränen.

Die Ordnungen unserer Verhandlungen, unserer Beschäftigungen für jeden Abend waren diese: Zuerst, nachdem wir uns bewillkommnet hatten und nachdem der Präsident seinen Platz eingenommen und uns eingeladen hatte, das Gleiche zu thun, hielt Einer von uns eine Rede über irgend einen beliebigen Gegenstand, den er sich selbst wählen konnte. Diese Rede durfte nicht zu lang sein. Der Redner durfte sich darauf vorbereitet haben, mußte sie übrigens frei und stehend halten, während wir Andern ihn von unseren Sitzen anhörten. Nur einen kleinen Zettel, auf dem die Hauptmomente der Rede geschrieben, durfte er in der Hand führen.

Diese Rede hatte den Zweck, uns im freien Vortrage, der im Leben so oft nützlich und nöthig ist, zu üben. Manche von uns wurden bald so kühn, daß sie es wagten, sich The-

ma's von den Uebrigen geben zu lassen und darüber ex tempore zu sprechen. Ich selber kam nie so weit.

War der Redner abgetreten, so unterhielten wir uns über den Inhalt und die Ausführung seines Discurses und damit es nicht unordentlich dabei herginge, trugen wir unsere Bemerkungen, Einer nach dem Andern, in einer gewissen bestimmten Reihenfolge vor. Auch schrieben wir uns diese Bemerkungen, so wie sie uns während der Rede beifielen, auf kleine Zettel.

Nach der oratorischen Uebung folgte die stylistische. Diese bestand in der Abfassung eines fleißig ausgearbeiteten Aufsatzes, dessen Thema Jeder sich nach Belieben wählen konnte. Es war entweder eine Erzählung oder ein philosophischer Versuch oder ein etwas längeres Gedicht oder eine historische oder politische Skizze, je nach jedes Einzelnen Geschmack, Vorliebe und Talent.

Da dieser Aufsatz eigentlich die Quintessenz des ganzen Abends war, so waren die Erwartungen hier am meisten gespannt und die Frage, was wohl Der, der eben an der Reihe war, den Abend haben möchte, hatte schon vorher die Gemüther vielfach beschäftigt. Aber der Aufsatzgeber that sehr geheim damit, um auch des Eindrucks, den die Ueberraschung mit einem ansprechendem Thema gewährt, nicht verlustig zu gehen.

Wir sannen lange darüber nach, welches Thema wir wählen wollten und nahmen gewiß das Beste für unsern Walhalla-Abend. Während wir die Aufsätze, welche wir

für die Schule machen mußten, nur schnell und ohne große Liebe abfertigten, weil sie Zwangsarbeit waren, nahmen wir zu unsern Walhalla-Aufsätzen immer alle Kräfte zusammen. Hier trieb uns der reinste Eifer und ein edles point d'honneur. Hier erwartete uns das Lob oder der Tadel unserer Freunde, hier war ein kleines Publicum, das wir liebten und dessen Urtheil wir schätzten.

Welche Furcht hatten wir vor ihrer Mißbilligung! Welche Lust und Freude gewährte es uns, wenn wir den Beifall in ihren Mienen lasen! Solches Beifallgeklatsch der Walhallabrüder wie das, dessen ich oben erwähnte, war uns unvergeßlicher für's ganze Leben als aller Beifall, den wir später noch auf irgend eine Weise erringen konnten. Die Mühe oder vielmehr die Ehre der Ausarbeitung eines Aufsatzes ging ebenfalls der Reihe nach herum.

Er wurde gleich nach der Vorlesung auf dieselbe Weise kritisirt wie die Rede. Außerdem aber wurde er noch Einem aus der Gesellschaft in die Hände gegeben, der ihn mit nach Hause nahm, ihn genau in Bezug auf Grammatik, Styl und Gedanke durchging und der dann das nächste Mal eine umfassende Kritik darüber vorlas, in welcher er die Meinung der ganzen Gesellschaft, wie sie sich gleich nach der Lectüre kund gegeben hatte und dann auch seine eigene Ansicht als ein Ergebniß eines genaueren Studiums vortrug. Natürlich gab dann eine solche Kritik wieder zu Antikritiken und weitern Discussionen Veranlassung.

Meine Aufsätze waren in der Regel etwas besser als meine Reden, in denen ich so schwach war, daß ich sie meistens Wort für Wort auswendig lernte und selbst dann auch nur noch so furchtsam vortrug, daß das Ganze kaum einem begeisterten oratorischen Vortrage ähnlich sah. Ich erinnere mich, daß ich einmal eine Lobrede über die Schönheit des Körperbaues des Menschen hielt. Diese kostete mir so viel Kopfbrechens und ihr Vortrag machte mir so viel Angst, daß mich noch jetzt einige Furcht anwandelt, wenn ich an die Phrasen zurückdenke, die ich über „den stolzen aufrechten Gang" dieses „edelsten Wesens der Schöpfung", über „die von seinem Haupte herabwallenden Locken", über „den Ausdruck der feurigen Augen", über „die in der Mitte des Gesichtes so weise und künstlich angebrachte Nase", über die unvergleichlich-künstlichen Hände, Beine, Füße ꝛc. zusammendrechselte.

Nach beseitigter Kritik des Aufsatzes fragte dann der Präsident, ob vielleicht noch Jemand sich von der Muse zu einem freiwilligen Ergusse inspirirt gefühlt habe und uns mit einem launigen Gedichte oder sonst einer kleinen interessanten Mittheilung zu regaliren gedenke.

Zuweilen wurden auch Prämien ausgesetzt, auf die beste Behandlung irgend eines poëtischen Thema's und da einige Dichter unter uns waren, so gab dieß dann zuweilen Gelegenheit zu interessanten Momenten, wenn dann Zwei oder Drei zugleich ein kleines Manuscript aus der

Busentasche hervorzogen und ihre Kräfte gegen einander maßen.

Hiermit endete der erste Theil des Abends, die ernsten Verhandlungen, die schweren Geschäfte. Es wurde der Thee servirt und wir gingen zu den leichteren Uebungen über. Und diese bestanden in Dem, was den ersten Anlaß zu der ganzen Gesellschaft gegeben hatte, nämlich in der Lectüre deutscher Classiker und namentlich der Dramatiker, weil nur diese der Art sind, daß mehrere zu gleicher Zeit daran Theil nehmen können.

Wir hatten die Rollen im Voraus vertheilt und es wurde erwartet, daß Jeder die seinige schon zu Hause mehrere Male durchstudirt und etwas eingeübt hatte. Denn natürlich waltete die Kritik auch über die Art des Vorlesens, dessen Ausbildung eben so gut Zweck dabei war wie der gemeinschaftliche Genuß der Dichtung.

Während der Lectüre selbst wurden natürlich keine Zwischenreden erlaubt, nur leise Ausrufe etwa und Bewunderungsseufzer. In den Zwischenacten aber machte dann Jeder seiner Begeisterung Luft.

Da wir nichts übertrieben, so lasen wir gewöhnlich jeden Abend etwa nur zwei Acte. Hatten wir ein Stück zu Ende, so begann eine Deliberation über die neue zu treffende Wahl. Gewöhnlich hielten wir uns ganz in den Schranken der deutschen Classicität. Schiller, Goethe, Lessing waren daher unsere vornehmsten Freunde. Von Kotzebue, Iffland und

Consorten war daher natürlich gar nicht die Rede. Da wir aber im Deutschen einige gute Uebersetzungen besitzen, welche Dichter aus fremder Literatur auf den Boden unserer Classicität verpflanzt haben, so beschäftigten wir uns auch mit Shakespeare, Calderon und Andern.

Zuletzt gegen zehn Uhr Abends war es dann dem Wirthe noch erlaubt, die Gesellschaft mit einem Glase Glühwein oder Punsch zu tractiren; dabei hörte dann alles Ceremonielle und alle Präsidentur auf. Jeder setzte sich wie er Lust hatte und alle möglichen wichtigen und unwichtigen Tagesangelegenheiten wurden besprochen. Ja, um unserem Geiste die nöthige Abspannung zu geben, war es sogar durch ein besonderes Gesetz oder wenigstens doch durch Sitte und Gewohnheitsrecht verboten, dann noch auf die Discussionen des verflossenen Abends zurückzukommen.

Da natürlich ein solcher Verein unsern Eltern nur gefallen konnte, so thaten Mütter und Schwestern auch alles Mögliche, um uns mit angenehmen Zimmern, mit hübschen Theeservice, mit dem in unserer Vaterstadt gebräuchlichen Theekuchen und Theebutterbröden reichlich zu versorgen.

Weil wir darauf sahen, daß Alles recht heimlich und comfortabel sei, so mußte auch vor allen Dingen das Theewasser seinen bei uns üblichen Gesang machen. Dasselbe wird nämlich in unserer Vaterstadt in einem besondern buntlackirten Blechkessel aufgetragen und steht auf einem Kohlenbecken, für welches meistens eine eigene langbeinige Urne be-

reitet ist, die der Thee machende Wirth zu seiner Rechten stehen hat. Das Becken ist mit Torfkohlen angefüllt und die klare Welle im Kessel, von diesem Torffeuer inspirirt, fängt in der Regel dabei an, auf eine recht muntere und trauliche Weise zu singen.

Da dem Sonnabend, wie ich schon bemerkt habe, der müßige Sonntag folgt und da wir große Freunde von Ausflügen auf's freie Land waren, so drehten sich sehr oft unsere Gespräche um die Partie, die wir den anderen Tag machen wollten. Diese Partien gehörten eigentlich wesentlich mit zu dem Zwecke unseres Vereins und es ist nicht möglich, daß je drei Reiter zum Thore hinausritten mit fröhlicherm Sinne, als wir neun Fußgänger zur Stadt hinausgingen. Bald war ein Dorf an den Ufern unserer gelben Weser, bald ein anderes unter Eichenbäumen versteckt, bald ein drittes mit hübschen Villen der Reichen geschmückt, unser Ziel.

Das Gebiet, das unsere vaterländische Republik beherrschte, ging nicht viel weiter, als man die Thürme der Stadt noch erkennen konnte. Und wir konnten daher sehr gut in einem Tage in fremde Länder hineinreisen und auch von daher zurückkehren. Es boten sich uns dazu ein Königreich, ein Großherzogthum und ein Theil eines Herzogthums dar. Aus Patriotismus blieben wir aber in der Regel auf republikanischem Gebiete. Diese kleinen Ausflüge in die freie Natur gehörten zu unseren schönsten und reinsten Ge-

nüssen und stärkten unseren Leib, unseren Geist und unser Herz auf die anmuthigste Weise.

Da wir auch Alle mehr oder weniger musikalisch waren, so gab unser Walhalla-Verein auch zu musikalischen Abenden Veranlassung, bei denen ich mich indessen noch weniger an der Spitze befand wie bei den literarischen.

Wir waren lauter intime lange verbundene Freunde und hatten fast Alle den Gang durch die unteren Classen der Schule gemeinschaftlich gemacht. Und da wir der Meinung waren, daß unser Bund die gegenseitige Hochachtung und Liebe, die durch Gewohnheit gestärkte Freundschaft vorzugsweise zur Folie haben müßte, so hatten wir auch noch das Gesetz, daß Niemand in den Bund aufgenommen werden solle, der nicht einstimmig dazu erkoren würde.

Der Abgang zur Universität löste diese Gesellschaft auf und jetzt sind ihre Mitglieder über den Erdboden der Art verstreut, daß nicht einmal Zwei zusammen in demselben Staate leben und daß nicht Zwei davon mehr in Verbindung stehen.

Könnten die Walhallabrüder aber alle einmal wieder zusammen kommen, so bin ich überzeugt, sie würden sich mit Wärme und Innigkeit begrüßen, und der alten schönen längst entschwundenen Zeit eine Thräne der Rührung widmen, da selbst ich nur dieß nicht habe niederschreiben können, ohne Thränen zu vergießen.

Fragte mich in diesem Augenblicke Jemand, was das

Schönste sei auf Erden, so würde ich sagen: „Ein fester treuer Bund zwischen jugendlichen Freunden zu einem edlen Zwecke".

Eingeschobene Meditationen.

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her!
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefsten Meeresgrund',
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her!

XXI.

Unstäter Gang unserer sich selbst überlassenen Gedanken.

Der gewöhnliche Gang unserer Gedanken und Seelenregungen ist sehr wenig geregelt, vielmehr im höchsten Grade wild und unordentlich. Er gleicht dem Fluge des Schmetterlings, der sich bald auf eine niedere Blume, bald auf einen hohen Baum niederläßt. Jetzt schweift er über den Boden der irdischen Fluren hin; jetzt erhebt er sich plötzlich aufsteigend zum Himmel. Er scheint sich in den Wolken zu verlieren; aber einen Augenblick darauf siehst du ihn wieder auf niedrigen Halmen am Ufer des Baches hängen.

Es ist uns fast unmöglich, für eine längere Zeit, selbstbeobachtend den Bewegungen unserer sich selbst überlassenen Seele zu folgen. Könntest du nur diejenigen Kreuz- und Querwege, auf denen deine Seele innerhalb eines höchst geringfügigen Zeitraums einhergeht, verfolgen, diese Kreuz- und Querwege dir deutlich und lebhaft auf dem Papiere verzeichnen, du würdest erstaunen über die Launenhaftigkeit desjenigen Wesens in uns, das wir unsere Psyche nennen.

Unser Geist ist gleich einem Flusse, der, sobald wir auf-

hören ihn in einem künstlichen Canale zusammenzuhalten, in dem Augenblicke, wo wir ihn von den Banden der Beschäftigung, der Lectüre oder der Unterredung mit Andern lösen und ihn sich selbst überlassen, sich ungestüm dahin ergießt, sich in hundert Arme zerspaltet, zerschäumt, ja sich in Dunst auflöst und der nur dann wieder ein nützlicher Fluß wird, sobald wir die Dünste in den Canal zurückbannen.

Selbst die kurzen Intervallen, die du ohne Buch, ohne Gesellschafter, oder ohne Arbeit, welche deine Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand lenken, ganz frei mit dir allein verbrachtest — wie voll waren sie von Sensationen aller Art. Warst du fern von deinen Lieben, so begabst du dich wohl mit einem Sprunge, so wie du frei wurdest, mitten unter sie. Wie auf den Wink eines Zauberers enthüllten sich dir die werthen Persönlichkeiten deiner Freunde. Du sprachst mit ihnen, sie antworteten dir. Dein Angesicht lächelte in der schönen Erinnerung und im Anblicke des theuern Bildes. Ein Seufzer entwand sich deiner Brust. Du gedachtest des Schmerzes der Trennung und dieses oder jenes betrübenden Ereignisses. Aber der Trostspruch eines Dichters kam dir in den Sinn. „Theurer Dichter, der so schöne Verse uns gab"! Du gedachtest dieses Dichters in Liebe, du verwünschtest seine Feinde und Verräther: „Was hatte er nicht im Leben zu leiden! O undankbare Welt! Woher kommt es nur, daß wir immer erst auf dem Grabe unserer Freunde die heißesten Thränen der Freundschaft und des Dan-

kes weinen"! Du bist auf dem Wege einer philosophischen Untersuchung. Aber ein Vogel, der über deinen Weg flog, oder ein blühender Baum, der an deiner Straße stand, gaben deinen Gedanken auf einmal eine ganz andere Richtung. Du schautest dem Vogel nach, du athmetest die Düfte des blühenden Baumes, du schwelgtest in den Wonnegenüssen des Frühlings und summtest ein paar Melodien vor dir hin. Dabei gedachtest du des Frühlings deiner Jugend und der Freuden und Scherze, die du damals genossest. Alte Erinnerungen lebten in dir auf. Du sahest fast wieder vor dir den alten Onkel, der dich ehemals wohl an der Hand hatte und mit dir durch Feld und Wiese ging. Den alten Onkel, der so große Reisen gemacht und dir so viel von Ostindien erzählte. „Ostindien, ach ja, dieß prachtvolle Land voll Wunder aller Art, dieß Land der Sehnsucht Alexanders des Großen, den der gute Plutarch so trefflich schildert. Mich wundert nur, warum Plutarch, obwohl er lange genug in Rom war, nie Lateinisch lernen wollte. Seine römischen Biographien sind offenbar schwächer, als seine griechischen. Hätte nur mein guter alter Freund J. P. sich entschließen können, den Plutarch mit mir zu lesen. Aber er konnte — ich weiß nicht warum — diesem herrlichen Philosophen nie Geschmack abgewinnen. Ich muß gestehen, mir war überhaupt Vieles bei ihm unerklärlich, z. B. seine Leidenschaft für die Musik und zugleich für die trockensten Studien der Mathematik. Aber seine Mutter, was war das für eine

edle Frau, so ruhig, so milde, so sanft, ein wahrer Engel von Güte"!

Dieß Alles, sage ich, und noch hunderttausend andere Dinge gingen dir die Kreuz und Quere innerhalb weniger Minuten durch den Kopf, auf eine Weise und in einem Gemisch, das fast so schwer zu fassen und zu schildern ist, wie die bunten Spiele deiner Träume.

Man hat es wohl versucht, die ebenfalls bunten Zickzackwege und Windungen, welche die Conversation mit andern Menschen nimmt, zu schildern. Aber diese Wege sind noch gerade und einfach, im Vergleich mit den Schlangenwegen, welche unsere Conversation mit uns selber nimmt. Es ist, als hätten wir statt eines denkenden Geistes einen Sturmwind, einen Strom im Kopfe, der schwanger ist mit Millionen Bildern, Einfällen, Reminiscenzen, Ideen, Sprüchen, Anekdoten, Goldkörnern und unnützem Schlamm und der uns willkürlich bald Dieß, bald Jenes vor die Augen der Seele führt. Arbeit und insbesondere schriftstellerische Arbeit ist die einzige Weise, auf die wir diesen schlüpfrigen Aal zwingen können, einen festen Schritt auf vorgeschriebener Bahn zu wandeln.

Das Niederschreiben.

Dem Niederschreiben geht das Denken und Empfinden voran und zwischen beiden Operationen stellt sich die Kunst, die Gedanken in passende Worte zu fassen.

Gedanke, Wort und Schrift — sie folgen sich auf einander wie Geburt, Einkleidung und Ueberlieferung.

Niemand schreibt etwas nieder, ohne es im Stillen schon zuvor in Worte gekleidet, ohne es formulirt zu haben und er kleidet nichts in Worte, ohne daß zuvor eine Idee oder Empfindung in ihm aufblitzte.

Freilich existirt für uns und in uns Menschen eigentlich noch kein Gedanke, bevor er nicht in Worte eingekleidet ist, so wie für uns noch kein menschlicher Geist existirt, bevor er nicht in die Hülle des menschlichen Körpers hinabstieg. Geister höherer Ordnung mögen denken ohne Worte, wie sie existiren mögen ohne Leib.

Allein, wenn wir in die Tiefen unseres Wesens hinabsteigen, in welchen die Gedanken producirt werden, so wird es uns doch klar, daß selbst den Worten noch irgend etwas vorauf geht, eine geistige Anregung, ein aufleuchtender Gedankenblitz, ein plötzlicher Einfall, eine Sensation, die selbst schon, wenn auch unklar, da ist, bevor wir noch die Worte für sie fanden.

Für diese Gedanken ohne Worte müßten wir einen eigenen Namen erfinden. Sie sind etwas Geheimnißvolles, etwas rein Geistiges, ein wunderbarer, elektrischer Reiz, dessen nebelartiges Wesen wir dann alsbald in die kleinen Schaalen der Worte auffangen, um es zu fesseln.

Da diese Anregungen, diese Einfälle, diese Sensationen und Empfindungen ganz ohne unser Zuthun kommen, da

wir sie weder locken noch in uns produciren, noch auch ihre Art und ihr Wesen eigenwillig bestimmen und moduliren können, da sie von dem angebornen Wesen unseres Geistes, abhängen und gleichsam wie wunderbare in der geistigen Atmosphäre schwebende Atome angesehen werden können, die unsere Seele ohne Bewußtsein nach der ihr von Gott inwohnenden Natur entweder abstößt oder anzieht, so können wir keine Regeln für ihre Erzeugung erfinden und keine Kunst solche Gedanken zu gewinnen aufstellen.

Dieß haben auch alle Dichter und Denker aller Zeiten empfunden und haben daher von einem „Gotte", der sie wunderbar begeistere und errege, gesprochen und die Griechen haben uns das schöne Wort „Enthusiasmus" überliefert, das alle Sprachen Europa's adoptirten.

Eigenes Leben der Feder.

Mit Begeisterung greift der Bildner in seinen Thon. Er knetet sie mit Wollust — diese geliebte, treue, weiche, fügsame Masse, die sich unter seinen Fingern fast von selbst gestaltet, die sich in seiner Hand wie durch Zauber zu beleben scheint.

Mit Entzücken blickt der Maler auf seine Farben, diese hellen, frischen, lieblichen Kinder des Lichts, die gleich geschickten Tänzern auf der Leinewand bald diese, bald jene wohlgefälligen Verbindungen eingehen.

Sie scheinen von einem eigenen Geiste beseelt zu sein,

Der Künstler leitet und lenkt sie zwar und sie gruppiren und formen sich auf sein Geheiß. Aber sie befehlen hinwiederum auch ihm, als hätten sie eigenen Willen, und sie hüpfen an die Spitze des Pinsels sich hängend von der Palette aufs Gemälde in einer Ordnung und Harmonie, die nicht der Maler, sondern ein nothwendiges Gesetz beherrscht, und des Künstlers Hand arbeitet weiter, zuweilen sich selbst nicht bewußt, nur dem, so zu sagen, im voraus geordneten Strome der Farben folgend.

Des Schriftstellers Farben und Töne sind die Worte der Sprache, des edelsten aller Stoffe, in denen des Menschen Geist sich zu verkörpern vermag.

Sie sind noch viel mehr begeistigt, noch viel selbstständiger belebt, als Alles, was Bildhauern oder Malern an Pinsel oder Fingern klebt. Sie üben noch eine größere Gewalt auf den Meister, der sie leitet und lenkt, und dieser steht in noch innigerer Wechselbeziehung zu ihnen.

In der Sprache herrscht ein Geist, der jeden Schriftsteller mächtig ergreift, so wie er die Feder ansetzt und redend aus der Dunkelheit der noch ungebornen, noch ungestalteten Gedanken in das helle, bestimmte und sonnige Reich der Worte eintritt.

Jedes der Millionen Worte einer Sprache ist ein ausgeprägter Gedanke und Begriff, und so wie es der Redekünstler hinsetzt, lebt es, strahlt in glänzender Farbe und lockt auch andere Worte herbei.

Ich weiß oft nicht, was ich schreiben soll. Ich bin unlustig und geistesmatt. Aber greife ich nur erst in den Schatz der Sprache muthig hinein, so fühle ich es unter der Hand mir sich regen und es entrollen mir Worte, die sich zu Phrasen und — als lockten sie von selbst den Geist — auch zu Gedanken gestalten.

Nicht nur die Gedanken, wenn sie zur Welt wollen, suchen nach den Worten, in die sie sich kleiden möchten, sondern auch die Worte, wenn man sie hervornimmt, locken die Gedanken herbei, und es reiht sich zu einer Kette Glied an Glied, als geschehe es von selbst.

Ich liege oft schlaff wie ein Gescheiterter an dem Ufer des großen Stromes der Sprache, der, aus tausend uralten Quellen fließend, im Lande meiner Väter strömt. Mein Geist ist matt und wagt keinen Flug. Kein neuer Gedanke, kein munterer Windshauch, wie ein Bote aus einer andern Welt, erfrischt die träge, schwere Atmosphäre meines Himmels. Es ist dann als könnte mein Geist sich nicht aus sich selbst wieder gebären, als könne er sich nicht durch eigene Kraft erheben.

Endlich ermanne ich mich wohl, beschwöre den Geist der Sprache meiner Väter und setze mich vertrauensvoll ins Schiffchen. Ich spreche das erste Zauberwort, ich stoße ab, ein Wort nach dem andern schmiegt sich wie eine Welle unter mein Boot, das vom Strome getragen wie von selbst dahin gleitet. Bald rauscht dann ein munterer Wind in den Segeln und ich steuere muthig weiter.

Bei mir ist Alles gewonnen, wenn ich nur das erste Wort gefunden habe. Meine Gedanken laufen dann diesem Worte nach und häufen sich daran wie eine Lawine an die erste fallende Schneeflocke. Habe ich nur erst den Faden bei dem einen Ende, so wickelt sich mir das ganze Knäul wie von selbst ab.

Es geht mir wie den Musikern, die lieber trinken oder ruhen und die man nur schwer vermag, die Violine zu ergreifen. Hat man ihnen nur aber erst die Violine in die Hand gegeben, hat man sie vermocht, einige Griffe und Striche zu versuchen, so ist es, als würden sie vom Geiste des Instruments ergriffen. Sie reihen Töne an Töne, die sich unter einander rufen und die unter dem Bogen hervorquellen zu unserer und des Künstlers eigener Verwunderung. Ihn entzückt sein eigenes Spiel, wie den Adonis sein eigenes Bild, und von Phantasien zu Phantasien hingerissen schwebt sein Geist dahin und reißt mit sich fort seine Zuhörer weit hinaus in das wunderbare Reich der Harmonien, seine Töne voraussendend wie flatternde Vögel, die ihm den Weg zeigen.

So, sage ich, wie diese Musiker werden auch die Redekünstler nicht nur begeistert, von ihrem Geiste, sondern auch von ihren Worten. Meine erste Erregung brachte mich vielleicht zu einer schönen und rührenden Idee und diese rührende Idee regte mich zu neuer Rührung auf und ließ meine Rede weiter fließen, die wenn sie einmal völlig strömt,

dann so mächtig wird, daß sie willkürlich nicht mehr zu hemmen ist.

Mein Geist ist gleich einem Thale mit vielen Abhängen, Geländen und Felswänden. Die ersten paar Worte erregen zuerst ein einfaches Echo, das dann doppelt zurückhallt von den nächsten Wänden und am Ende im ganzen Thale in laut rauschendem Tonstrome widerschallt. Sind die ersten Worte nur da, so ist mir um das Echo dann weiter nicht bange.

Tausende von Leuten brauchen täglich Tausende von Worten und sehen gerade eben nichts Seltsames dabei. Aber eben im alltäglichen Leben wird alle Zauberei gebannt, und nur dem um Mitternacht bei der trüben Lampe in der Einsamkeit Studirenden thun sich die schlummernden Kräfte auf und geben sich die Geister kund, die in den todten Stoffen und Formen liegen, die Geister der Natur, der Erde und der Geist der Sprache. Dieselben Worte, die dem Dichter gleich Engeln beflügelt scheinen und ihn himmelwärts tragen, dieselben Worte dienen im gemeinen Leben wie Sklaven in der Küche und auf dem Markte.

Mir kommen die Worte im gemeinen Leben und die Worte, wie der Redekünstler sie fügt und anwendet, vor, wie Meerwasser bei Tage und Meerwasser bei Nacht. Bei Sonnenschein ist es gewöhnliches salziges nasses Wasser, aber bei Nacht leuchtet es wie Feuer und in jedem Tropfen zucken hundert Fünkchen und Flämmchen; und wenn man mit der

Hand darin rührt, so glimmt es rings umher auf und schlägt strahlende Wellen.

Der erste Entwurf und das spätere Poliren.

Die Sprache, sage ich, hat etwas Eigenwilliges. Ja unsere Hand, unsere Feder, unser Papier haben ihren eigenen Sinn und ein Gedanke kann, von dem Augenblick, wo er in uns sich regte bis zu dem Momente, wo er vollendet auf dem Papiere ausgeprägt dasteht, noch gar mancherlei Umwandlungen erfahren. Es ist daher wichtig, daß wir uns mit diesen eigenwilligen Dingen nicht eher einlassen, als bis wir unseren inneren Gedanken selbst eine gewisse Reife und Ausbildung gegeben haben. Unzeitige Geburten machen die meisten Schmerzen.

Der erste Schritt, den wir thun, ist schon vielfach entscheidend, er bedingt den zweiten und die folgenden Schritte. Das erste Wort, das wir hinsetzen, fesselt uns und zieht fast, wie von selbst, die folgenden nach sich. Wir werden den Knäuel anders entwickeln, wenn wir den Faden an diesem, anders, wenn wir ihn an jenem Ende aufnehmen.

So lange wir unsere Gedanken noch unausgeprägt bei uns hegen, sind sie wie die flüssige Glockenspeise, die jede Gestalt annehmen kann. Wenn wir sie in Worten entschlüpfen lassen, gewinnen sie sofort Festigkeit wie der Metallguß

des Bildners, der, wenn er in der Hauptsache nicht richtig war, sich nun schwer durch Nachhülfe zurecht bringen läßt.

Es ist daher sehr wichtig, daß wir Alles, was wir schreiben wollen, sofort so vollkommen und so gut, als es uns möglich ist, niedersetzen.

Die Lehren, die Boileau uns giebt, wenn er zu uns spricht:

Vingt fois sur le metier remettez votre ouvrage,
Polissez-le sans cesse et le repolissez,
Ajoutez quelquefois et souvent effacez, —

die Beispiele stets polirender Autoren, welche man uns vorhält, das eines Buffons, der einzelne Theile seines beredten Werkes nicht weniger als eilfmal bearbeitete, änderte und umschrieb, ehe er sich mit der Politur und Wendung seiner Worte und Gedanken genug gethan; das eines Rousseau, der beständig ausstrich, feilte und Worte mit Worten vertauschte, bis ihm Alles am rechten Fleck zu stehen schien, diese und ähnliche Lehren und Beispiele könnten uns in den Wahn verfallen lassen, daß das erste Aufsetzen unserer Ideen nicht eben sehr entscheidend sei.

Wenn ich noch eilfmal umzuarbeiten, immerfort zu poliren, hinzuzufügen und wegzunehmen habe, so mag es ziemlich gleichgültig sein, was und wie ich es zuerst niederschreibe.

Dieser Irrthum liegt jener Wahrheit sehr nahe, und es ist Schade, daß Boileau, um vor ihm zu warnen, jenen schönen Versen nicht noch gleich ein paar andere hinzufügte, die etwa Folgendes ausdrückten: „Polirt, polirt noch ein Mal! Fügt hinzu! Nehmt hinweg! — Aber hofft nicht zuviel

von diesem Feilen und Poliren und achtet zunächst und vor allen Dingen darauf, daß gleich von Anfang herein eure Gedanken und Worte so vollkommen als möglich auf dem Papiere erscheinen und von vornherein an den rechten Fleck kommen".

Die Wehen der geistigen Geburten.

Haben wir das Thema endlich entdeckt, das tief in unserer Brust und in unserem Leben wurzelte und längst durch Mund und Feder in die Welt hinausdrängte, haben wir auch im Laufe langer Studien allen zu verarbeitenden Stoff gesammelt und sind alle unsere Speicher voll von brauchbarem Baumaterial, so geht dann die Ausführung selber an und nach jenen überstandenen Kämpfen beginnt nun die Noth und Pein, welche Thierry in seinem trefflichen Aufsatze über seine historischen Studien „les anxietés de la composition“ nennt, die Beängstigungen der Abfassung; und allerdings nicht nur die Beängstigungen, sondern auch die Genüsse.

Es ist natürlich, daß die Vorbereitung zu unserer Arbeit und diese Arbeit selber sich in der Wirklichkeit nicht immer so genau trennen, wie wir sie hier zum Zweck unserer Betrachtung als getrennt annehmen. Vielmehr ist es klar, daß beide sich in einander verlieren. Indem wir studiren, führen wir auch schon hie und da aus. Wir glauben oft auf einem

Puncte zu sein, auf dem wir den ganzen Gegenstand schon völlig erkennen könnten und machen uns dann sofort an seine Bearbeitung.

Während der Ausführung selbst aber gehen uns noch ganz andere und vorher nicht geahnete Seiten an unserem Thema auf. Wir besprechen ihn noch mit Anderen, wir studiren weiter, wir schwingen uns auf viel höhere Gesichtspuncte und wir verwerfen unsere erste Arbeit, von der wir glaubten, daß sie bereits das Ganze enthielte und die wir nun etwa nur als einen ersten Entwurf gelten lassen können. So wie das Vorstudium schon mit Ausarbeitung gemischt ist, so ist auch die Ausarbeitung selbst wieder mit Studium verbunden. Erst während der Arbeit selbst wird uns Alles recht klar, was wir bisher nur gleichsam im Schattenrisse vor uns sahen.

Die Ideen, so lange sie noch nicht in Worte gefaßt wurden, sind eigentlich nur Sensationen, Regungen, Ahnungen. Und Gedanken entstehen erst, wenn wir diesen Ahnungen, die uns wie ein trüber Schimmer, wie wolkige Gestalten vorschweben, mit unseren Instrumenten, mit der Zunge, mit der Feder, mit dem Pinsel oder Meißel näher treten und sie zwingen, als schönes, klares und genießbares Getränk in unsere Gefäße herabzuträufeln.

Erst, wenn wir den Boden des Papiers mit dem Grabscheit der Feder durcharbeiten und beackern, schießen die Gedankenkeime, die in der Tiefe wurzelten, ans Tageslicht

hervor und entfalten sich in Stamm nnd Aesten, in Blättern und Blüthen.

Die geistigen Anschauungen, bevor wir sie in Worte faßten, gleichen den Vorstellungen, die Raphaël von seinen Madonnen hatte, ehe er sie malte. Pygmalion fiel vor seinen Statuen erst anbetend nieder, als er sie in Marmor ganz vollendet dargestellt und aus dem dunklen Reiche seiner Vorstellungen in die sichtbare Welt übergeführt hatte.

Die Ideen, die geistigen Anschauungen selbst gewinnen wir leicht. Ein Gott flößt sie uns ein, sie gleichen der Empfängniß, der Frucht der Liebe. Dann aber kommt die menschliche Arbeit, die Wiedergeburt jener innern Conceptionen in derjenigen äußern Gestalt, in welcher sie uns und Andern erst genießbar werden, das bringt uns den Kampf, bringt uns Schmerzen, aber auch Freuden, die den Wehen und Freuden der Mutter bei der Geburt ihres Kindes gleichen.

Wie nur wenige Frauen gleich der Mutter Heinrichs des IV. ihr Kind unter heiterem Gesange zur Welt bringen, so giebt es auch nur wenige Schriftsteller, die gleich einem Shakespeare — von ihm bezeugt Ben Johnson, daß er mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit schrieb und nie veränderte, was er hingesetzt hatte und von ihm singt daher Pope:

And fluent Shakespeare scarce effaced a line —

ohne Schmerzen gebären. Die Worte sind ein so eigensinniger Stoff. Es ist, als hätten sie ihren Willen für sich, sie führen uns oft zu ganz anderen Dingen, als die waren,

auf die wir hinzielten. Und dabei sind sie oft zugleich eine so grobe Materie, daß wir durch sie die Feinheiten unserer Gedanken nur mehr andeuten und errathen lassen, als ausdrücken und wiedergeben können. Sie entsprechen selten der Herrlichkeit unserer geistigen Anschauungen.

Unser Geist ist so unbeschränkt, die Sprache aber hat so enge Grenzen. Sie hat als die Erfindung eines besonderen Volkes ihren eigenen Geist. Und was nicht in diesem Geiste gedacht ist, kann auch in dieser Sprache nicht wiedergeboren werden. Da möchten wir gern eine große, allgemeine, allumfassende, aber leider noch nicht existirende Sprache zu unserer Disposition haben und daher tanzen wir dann auf unseren Seilen oft nur wie ein an Händen und Füßen Gefesselter.

Die Angst der Composition.

Das Publicum weiß mehr von der äußern Noth als von den inneren Beängstigungen der Schriftsteller. Jene läßt sich schwer verbergen, aber von diesen tragen unsere Werke fast keine Spur.

Die Bücher lesen sich so leicht. Alles, was in ihnen steht, schließt sich so natürlich eines an das Andere. Ein Gedanke scheint wie von selbst den anderen erzeugt zu haben und das Vorhergehende schon das Folgende wie im Schattenriß im Voraus zu zeigen. Ein leichter und gleichmäßiger

Fluß der Begeisterung strömt durch das Ganze. Man möchte meinen, die Composition müsse wie eine reizende Musik den Geist des Autors durchklungen haben und wie ein Gesang seinem Munde entströmt sein.

Wir denken uns daher die Dichter und großen Geister auch meistens als in einer Art von himmlischem Rausche arbeitend und wenn wir sie in der äußeren Welt leiden und kämpfen sehen, so trösten wir uns meistens mit der Idee, daß sie eine paradiesische Welt anderer Gattung in sich tragen, in der sie schöne Früchte und herrliche Blumen „von einer anderen Flur" sammeln.

Allerdings ist hieran etwas Wahres, allein was man gewöhnlich übersieht, ist dieß, daß dabei auch dieser innere Garten noch wieder seine Schattenseite und auch die Blumen darin noch wieder ihre Dornen haben.

Die wohl geordneten Werke, welche die Autoren auf die Bühne des Lebens bringen, gleichen den schon geputzten Schauspielern auf den Brettern des Theaters. Es sind lauter anmuthige Prinzessinnen, artige Liebhaber, noble Helden. Man möchte denken, es müßte eine Wonne für den Schauspieldirector sein, täglich mit solchen Wesen umzugehen. Aber, man frage doch die Schauspieldirectoren, welche Noth und Plage sie mit den Intriguen und Launen der Acteure und Actricen haben und man wird dabei auch einen Blick in das Labyrinth der Leiden eines Autors thun können, die er im Garten der Phantasie und bei der Pflege und Er=

ziehung jener schönen Blumen — seiner Gedankenkinder — zu erdulden und zu überwinden hatte.

Nachahmung der Originalität.

Man macht gewöhnlich einen großen Unterschied zwischen Nachahmung und Originalität. Ich glaube, bei genauerer Ueberlegung würde man bei den Copisten, Uebersetzern und anderen „Nachahmern" viel mehr Originalität und bei den „Originalen" weit mehr Nachahmung finden als man gewöhnlich erwartet.

Selbst die größten Originale und Genien einer Zeit verdanken der Mit- und Vorwelt ungeheuer viel und sind mehr als sie vielleicht selbst zugeben wollen oder als sie selber wissen, ihren Vorgängern verpflichtet. Vielleicht schon dieß, daß sie als solche Originale erscheinen konnten, ist ein Verdienst der Vorzeit.

Nicht nur die Erfindungen und Entdeckungen eines Newton, eines Keppler waren vor den Jahren, in welchen sie gemacht wurden, eine Unmöglichkeit, sondern vielleicht auch überhaupt die Geburt und Existenz eines solchen Geistes. Denn vermuthlich nehmen nicht nur die Gebäude der Wissenschaften und Künste von ihrer Geschichte und Entwickelung etwas an, sondern vermuthlich bleibt auch etwas in der Natur stecken und diese erzeugt auch, je nach dem die Ausbildung

der Künste und Wissenschaften auf dieser oder jener Stufe steht, diese oder jene Gattung von Geistern.

Wer irgend einmal in seinem Leben einen kleinen oder großen Zweig der Literatur untersucht hat, der wird entdeckt haben, daß eine Kette von Nachahmungen sich durch jeden derselben schlingt, daß dieselben Gedanken in jedem dieser Zweige hundertfach wiederholt werden, sei es, daß unfähige und unredliche Autoren sie geradezu Einer von dem Andern Jahrhunderte hindurch copirten, sei es, daß sie von fleißigen und fruchtbaren Geistern aufgenommen, modificirt und in veränderter Gestalt wiedergegeben werden. Dieselben Ideen wälzen sich, von hundert gläubigen Schülern, Copisten, Nachahmern, Wiedergebärern überliefert, Jahrhunderte hindurch fort, nur hie und da durch eine neue Idee vermehrt, nur hie und da mo dificirt und anders wiedergegeben.

Es ist dieß so in allen Zweigen der Literatur, Kunst und Wissenschaft. Man denke z. B. nur an die Uebertragung und Nachahmung des Epos, die von Homer auf Virgil, von Virgil auf Tasso und Ariost, von Tasso und Ariost auf Milton stattgefunden hat.

Meisterschaft und Fertigkeit.

Gewöhnlich ist unser Genuß bei jeder Arbeit dann größer, wenn wir dabei noch einige Schwierigkeiten zu über-

winden haben. Ja, meistens steigt die Innigkeit unserer Freude mit der Größe der Schwierigkeiten.

Daher kommt es dann, daß wir in der Ausübung einer Kunst, wenn wir darin eine gewisse Meisterschaft erlangt haben, wohl am Ende gar keinen Genuß mehr finden. Ich sage eine gewisse Meisterschaft. Die Künste sind zwar alle einer unermeßlichen Perfection fähig und sie bieten alle eine unabsehbare Carrière dar, auf der immer neue Schwierigkeiten, immer neue Anreize zur Thätigkeit und Kraftentwickelung auftauchen. Allein sie haben diese unermeßliche Perfectibilität, sie bieten diese unabsehbare Carrière nur dem Talente dar, das selbst einer weit gesteigerten Vervollkommnung fähig ist.

Es giebt Maler, die frühzeitig in der Jugend ihre Kunst mit großem Eifer ergriffen und die bei ihren Uebungen und Fortschritten alle die Befriedigung und die freudigen Genüsse empfanden, welche jedem Fortschreitenden zu Theil werden. Später aber gelangen sie zu einer so großen Fertigkeit in der Ausübung ihrer Kunst daß ihre ganze Arbeit gewissermaßen nur noch mechanisch ist.

Augen und Hand erreichen eine, ich möchte sagen, unglückselige Geschicklichkeit in Auffindung und Behandlung malerischer Gegenstände im Natur- und Menschenleben. Ueberall bieten sich ihnen am Ende solche Gegenstände von selber dar und nehmen ihnen dadurch neben der Mühe des Suchens auch den Triumph des Findens.

Sie verstehen diese Gegenstände mit einer nie irrenden Routine zu gruppiren und darzustellen. Ohne viel nachzudenken wissen sie, wohin sie die Lichter, wohin die Schatten zu setzen haben und die Striche und Farben ziehen sich fast wie von selbst unter ihrer geübten Hand zusammen.

„Fortschritt" ist das Feldgeschrei des menschlichen Geistes, dessen flatternde Fahne regungslos niedersinkt, so wie er sein Ziel erreicht hat. Nur so lange er auf immer neue Werke sinnt, nur so lange er immer frische Kräfte in sich zu beleben sucht und zur Thätigkeit aufruft, nur so lange er strebt und ringt, umschweben ihn die Genien der Hoffnung und nur so lange vernimmt er die Stimme des Gottes in seiner Brust und die Siegeslieder seiner Seele. Mehr oder weniger sind auch alle Gattungen der Schriftstellerei jenem Schicksal unterworfen. Auch bei ihnen giebt es eine freudelose Routine, die durch fortgesetzte Uebung entsteht, eine unglückselige Fertigkeit, die keiner Anstrengung mehr bedarf und keine Triumphe mehr feiert.

Die Entwickelung eines Talents gleicht dem Aufblühen einer Rosenknospe, seine Reife der völlig entfalteten und nun bald zerblätternden Blume. Welche Freude beseligt ein jugendliches Dichtergemüth bei der ersten Entdeckung treffender Metaphern, glücklicher Vergleiche! Mit welchem Entzücken lauscht es den ersten leisen Aeußerungen der Stimme, die in ihm redet, in der reizenden Hülle schöner Worte ihre Eingebungen auffangend! Welchen Genuß schöpft der junge

Dichter nicht sogar aus der Rythmisirung und Reimung der Sylben und der harmonischen Anordnung der Worte. Wie reizlos werden aber diese Freuden, wie vermindern sich diese Genüsse, wenn der Dichter erst gelernt hat, mit derselben Leichtigkeit zu versificiren und zu reimen, mit der der geübte Maler eine Landschaft skizzirt und färbt. Er weiß nun poëtische Sujets, Metaphern und schöne Worte ebenso rasch zu finden, wie Dieser malerische Situationen, schöne Farben und passende Beleuchtunzen.

Der Essaiist, der Anfangs eine Idee mit dem Eifer, dem Muthe und der Lust eines Jägers verfolgte, den es entzückte, allmälig die ganze Ausdehnung seines Themas zu erkennen, nach und nach zu entdecken, wo es mit diesen, wo mit jenen Gebieten der menschlichen Kenntniß sich verwebte, alle seine Gedanken über diesen Gegenstand zu sammeln und zu ordnen, sie mit den Meinungen Anderer über dasselbe Thema zu vergleichen und dann, nachdem er auf dem ganzen zu bearbeitenden Felde Licht geschaffen hatte, das Erkannte auch für Andere schön, geordnet und lichtvoll darzustellen, erlangt bald in allen diesen Arbeiten eine Routine, die nicht nur seinem Genusse, sondern zuletzt auch seinem Talente selbst und seiner Thätigkeit nachtheilig wird.

Er findet am Ende interessante und neue Themas überall. Mit Schnelligkeit überblickt er die Grenzen jeder gegebenen Aufgabe und weiß sie bequem in den Rahmen einer Abhandlung zu bringen, fügt ihr eine passende Einleitung an, wie

der Drechsler der Pfeife eine Pfeifenspitze, läßt den Faden sich eine Zeit lang fortspinnen und setzt dem Ganzen zuletzt einen pikanten Schluß hinzu, wie der Architekt auf den Thurm den Kopf.

Man lese einmal der Reihe nach eine Menge der Aufsätze der berühmtesten Essaisten, eines Addison's, eines Hume, eines Channing, eines Johnson's. Man wird bald des Fabrikmäßigen und des Routinirten, das selbst in diesen trefflichen Essais steckt, inne werden. Man wird es am Ende überdrüßig werden, sie zu lesen, und man wird begreifen, daß ihre Verfasser es auch zuletzt überdrüßig geworden sind, dergleichen zu schreiben und immer dieselben Schnüre und Springfedern der Maschinerie, aus welcher sie hervorgingen, anzuziehen und in Bewegung zu setzen.

Es liegt also, was Anfangs paradox und wunderlich klingt, in der Ausbildung und Ausglättung unserer Talente nicht nur ein Hinderniß unserer geistigen Genüsse, sondern auch ein Hinderniß unserer weitern Entwickelung und Vervollkommnung. Eben in der Leichtigkeit, mit der wir schreiben, gerade in der Gewandtheit, mit der wir denken lernen, liegt ein Hinderniß, daß wir dieß nicht noch besser thun und daß wir dann gar ganz aufhören gut zu schreiben und gut zu denken, so wie ein Rad, dessen Nabe gar zu glatt und breit ausgeschliffen ist, dann ganz aufhört sich zu drehen.

Wir müssen uns also, so zu sagen, in Acht nehmen vor unseren eigenen verführerischen Fertigkeiten, wir müssen

das Genre, bei dem sie dienen können, verlassen, wir müssen höhere Gattungen von verwandten Leistungen wählen, stets neue Bahnen brechen und unsere Ziele immer weiter hinausstecken, um uns wo möglich vor der Verknöcherung in unserem eigenen Schneckenbau zu bewahren.

Es findet bei unserer artistischen Ausbildung ganz etwas Aehnliches statt, wie bei unseren sittlichen Fortschritten. Auch hier sind die bereits erlangten und eingeübten Tugenden und die bereits vollbrachten guten Werke oft unserem ferneren Fortschreiten schädlich. Wir können uns z. B. einen gewissen Grad von Sanftmuth, Freundlichkeit oder Wohlthätigkeit so aneignen, daß wir diese Tugend dann nicht nur ohne alle innere Befriedigung und Erbauung üben, sondern auch, indem wir uns in einem gewissen Kreise von Tugenden bewegen und mit einem gewissen Maße begnügen, am Ende weder Nutzen noch Verdienst bei der Ausübung haben. Die wahre christliche Tugendübung besteht darin, daß wir jeden Tag einen neuen Menschen anziehen, jede Stunde uns demüthigen und stets auf der Himmelsbahn fortklimmen.

Unsere guten Thaten und unsere erlangten und eingeübten Tugenden werden leicht als Ruheplätze mißbraucht, auf denen wir entschlummern. Wie man uns zuruft: „Hüte dich vor deinen Freunden", so könnte man daher dem Christen auch zurufen: „Hüte dich vor deinen guten Werken und deinen Tugenden" und dem Schriftsteller: „Hüte dich vor deinen Schriften, deinen Talenten und Fertigkeiten"!

Wie ächter, harter, englischer Stahl schwerer zu poliren, aber einer feineren, größeren Politur fähig ist, als ein anderes weiches Metall, so wird auch ein tüchtiges Genie jene routinenhafte Ausbildung nicht so leicht erlangen, wie ein mittelmäßiges Talent. Es wird lange kämpfen und streben, vielseitig wirken und immer emporsteigen.

Allein es scheint, daß auch selbst das größte Genie am Ende zu einer Höhe der Entwickelung hinaufsteigt, über die es nicht mehr hinauskann und auf deren Gipfel sowohl seine eigene Entzückung als auch seine Befähigung, Andere zu entzücken, aufhört.

Die geistige Welt ist eine Riesenharfe mit zahllosen Saiten und selbst der umfassendste Künstler weiß nur wenige Töne darauf anzuschlagen.

Es ist kein Künstler, kein Dichter so groß, daß er nicht seinen eigenen Kreis von Gegenständen, die er behandelt, und seine eigene Weise der Behandlung — seine Manier — hätte.

Raphaëls Madonnen, so erhaben sie sind, haben alle einen eigenthümlichen Typus, so wie die Murillo's und in der That die Schöpfungen aller Maler. Keinen Dichter giebt es, keinen Shakespeare, keinen Goethe, keinen Homer oder Aeschylus, der so erhaben, so göttlich gedichtet hätte, daß man ihn nicht in jedem seiner Werke, ja fast in jedem seiner Verse wieder erkennen könnte.

Dieß ist ein hinreichender Beweis dafür, daß auch die größten Geister sich vor denjenigen Talenten und Anlagen

zu hüten haben, die ihr eigenthümlichstes Erbtheil sind und denen sie eben ihre Größe verdanken. Wie viel mehr die Kleinen!

Das Talent gräbt sich, möchte man sagen, gewissermaßen selber Gruben, in welche es hineinstürzt, so wie der Phönix sich in seinem eigenen Neste verbrennt. Es ist auch in dieser Beziehung ein Glück, daß unser Leben nur auf eine kurze Dauer gesetzt ist und so der Tod gewöhnlich jene Gefahr, daß die Talente nach ihrer vollen Entwickelung in ihre eigenen Gruben fallen, beseitigt.

Selbst ein Homer, wenn er hundert Jahre Epopöen gesungen hätte, würde doch allmälig die Sphäre, in welcher sein Geist sich bewegte, so durchgearbeitet, seine Lyra so vollkommen ausgespielt und abgegriffen haben, daß er am Ende sich und der Welt mehr geschadet als genützt hätte. Selbst ein Raphaël, ein Säculum dieselben reizenden Raphaël'schen Farben und Formen gestaltend, hätte am Ende doch dabei die Welt und sich selber übersättigt.

Vortheile und Nachtheile bei der Handhabung einer classisch ausgebildeten Sprache.

Wenn erst eine Anzahl classischer Schriftsteller und guter Denker unter einem Volke aufgestanden ist und den Stoff der Sprache durchgearbeitet, ausgebildet und verfeinert hat, so kommt dann ihre Bemühung der ganzen Nation zu Gute und es wird Jedem leichter, die Sprache zu handhaben.

Die classischen Autoren bereichern die Sprache durch eine Menge Ausdrücke, welche dieselbe bisher noch nicht besaß. Sie prägen, so zu sagen, eine große Menge von Worten und Phrasen aus und setzen sie in Cours. Ihre energischen Aussprüche, ihre eleganten Wendungen werden hundertfach wiederholt und werden am Ende jedem Mitgliede der Nation geläufig. Sie stellen in jedem Zweige der Literatur Musterwerke auf, welche von zahllosen Schülern nachgeahmt werden. Die Werke der Classiker zerschmelzen, möchte ich sagen, in dem ganzen Meere der Sprache wie Zucker in der Punschbowle und theilen dem ganzen Getränk einen lieblichen Geschmack mit.

Dadurch entsteht eine allgemeine Geläufigkeit im guten Schreiben bei allen Schriftstellern, welche auf die classische Zeit folgen.

Wir Deutschen befinden uns jetzt in einer solchen Zeit. Solche im Ganzen gut, leicht und geschmackvoll geschriebenen Bücher, wie wir sie jetzt in Menge haben, hätten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das größte Aufsehen gemacht. Und Schriftsteller, die mit solcher Gewandtheit geistreiche Aufsätze entwerfen, wie wir deren jetzt z. B. für alle unsere zahlreichen Journale besitzen, wären damals ein Wunder gewesen.

Aus diesem Verhältnisse entstehen für die Schriftsteller unserer jetzigen Zeit manche eigenthümlichen Nachtheile.

Erstlich weil es jetzt leichter ist, unsere deutsche Sprache zu handhaben, lassen sich auch weit mehr Talente zum Ge-

schäfte des Schreibens heran. Uud weil es jetzt mit unserer gebildeten und durchbildeten Sprache etwas Gutes zu schreiben nicht schwer ist, lassen wir uns leicht zum Glauben verführen, daß dieß unser eigenes Verdienst sei, da es doch nur das Verdienst unserer Sprache und Derer, die uns vorgearbeitet haben, ist. Dann aber, weil uns schon so viel vorgebildet ist, so ist es nun auch schwerer, die Sprache noch weiter zu entwickeln und dem Genie wird es also nicht so leicht, in diesem so viel durchknetetem Stoff etwas Originelles zu leisten.

Herrlichkeit des Worts.

Die verschiedenen Künste haben zwar jede ihr besonderes Reich, in welchem sie ausschließlich und souverain gebieten, und man kann nicht sagen, daß eines dieser Reiche dem anderen unterthänig sei und als Provinz einverleibt werden könne. Die Musik geht auf dem Gebiete der Gefühle zum Theil noch über die Rede hinaus und oft, wo keine Worte mehr hinreichen, entströmt unserer Brust die Melodie.

Was die bildenden Künste, die Farben und die Formen geben, könnte auch wohl die beschreibende Rede darstellen. Aber jene machen es zuweilen kürzer und mit Recht tritt dann da an die Stelle einer langen Beschreibung ein bündiges Bild, das mit einem Male Alles sagt.

Im Ganzen muß man aber doch der Feder vor dem Griffel, dem Pinsel, dem Meißel den Vorzug geben. Das Wort

ist umfassender als sie alle. Sie stellen nur die äußeren Erscheinungen, so zu sagen, die Incarnationen der Gottheit dar. Das Wort aber dringt in das Wesen, in den Geist Gottes und der Natur selber ein.

Darum sind auch zu allen Zeiten die, welche mit Worten umgehen, für die vornehmsten aller Künstler gehalten worden.

„Ein gutes Wort", sagt Salomo, „ist gleich einem goldenen Apfel in einer silbernen Schaale". Und treffende, wahre und schön ausgedrückte Worte mit Gold, Edelgesteinen und dem Schönsten, was Auge und Ohr schmeicheln kann, zu vergleichen, ist nicht bloß bei den orientalischen, sondern überhaupt bei allen Völkern etwas Gewöhnliches. „Goldene Worte" sind sprüchwörtlich unter uns und der Dichtermund, dem goldene Worte entfallen, ist eben so oft gepriesen, wie die Korallenlippen einer Schönen, die dem Liebhaber Küsse gewährt. Die Dichter selbst sind unerschöpflich in Verherrlichung und Bewunderung der Rede. Bald sind die Worte Blumen, die der Dichter „im Garten der Beredtsamkeit pflückt" und aus denen er „liebliche Redekränze windet"; bald sind es bunte Seidenfäden, mit denen er an dem „Teppiche seiner Gedichte und Bücher webt"; bald gar „Edelsteine oder Perlen", die er ‚bohrt und schleift'.

Es läßt sich nicht leugnen, es ist etwas Herrliches um die Welt der Ideen und der Worte, und es scheint kein

Geschäft auf Erden zu geben, das sich an Glanz und hoher Würde mit dem des Schriftstellers vergleichen ließe.

Und doch, und doch hat Salomo, wenn er sagte, Alles in der Welt sei eitel, auch an dieses Geschäft wohl gedacht. Ja — und doch haben gerade diese Beschäftigungen, die Philosophie, die Dichtkunst, die Wissenschaften das Eigene, daß sie vorzugsweise leicht von ihren Anhängern selbst eitel gefunden werden.

Diese ganze prachtvolle Ideenwelt sinkt oft wie ein Traum vor uns zusammen und die Schriftsteller seufzen: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, grün ist des Lebens goldner Baum" und stürzen sich wie Faust aus ihrem stillen Studirraume in das frisch schäumende Leben.

Persönlichkeit und Wesen.

„Es gilt — man stelle sich, wie man will —
Doch endlich die Person".

Persönlichkeit und Wirken

XXII.

Persönlichkeit und Wesen.

Die Deutschen sind Meister in der angemessenen Bezeichnung unbestimmter und vager Begriffe und so haben sie ein vortreffliches Wort erfunden, mit dem sie gewisse Eigenthümlichkeiten in der äußeren Erscheinung einer Person bezeichnen. Dies ist das Wort „Wesen" in derjenigen Bedeutung, die es annimmt, wenn man von dem angenehmen oder unangenehmen, von dem einnehmenden oder zurückstoßenden, von dem liebenswürdigen oder abschreckenden Wesen einer Person spricht.

Die Engländer und Franzosen haben kein Wort, das diesem unsern „Wesen" völlig gleich käme. Ihr „air", ihr „behaviour", ihre „manners", ihre „manières" sind lauter Worte, welche etwas viel Bestimmteres und Specielleres bezeichnen, als das ist, worauf wir mit unserem „Wesen" hindeuten. Das Betragen (behaviour) einer Person besteht in ihren Worten und ihren Handlungen, die sich deutlich und genau angeben, schildern und kritisiren lassen. Die Miene, das An=

sehen, die Gebehrden (air) bestehen in dem Ausdrucke bestimmter deutlicher Umrisse, namentlich der Gesichtszüge, die sich portraitiren lassen.

Die Sitten und Manieren (manners, manières) einer Person sind nur ein Theil ihres Betragens und man kann sich ziemlich genau von ihnen Rechenschaft geben. Es berührt uns aber jeder Mensch nicht nur mit seinen Worten oder mit seinen Handlungen oder mit seinen Manieren oder mit seinen Mienen und Gebehrden, sondern er berührt uns auch mit diesem Allem zusammen genommen. Es geht durch alle diese Aeußerungen ein gewisser einiger und gleichförmiger Geist, der uns beim Anblick und bei der Beobachtung eines Menschen auf einmal und unwillkürlich erfaßt.

Fast scheint es, als sei Jeder selbst von einer Atmosphäre umgeben, die obgleich unsichtbar, doch nicht verfehlt einen magnetisch anziehenden oder abstoßenden Einfluß auf uns zu üben.

Dieß Etwas, was bei der Erscheinung eines Menschen auf uns einwirkt und wovon wir uns entweder nicht gleich oder überhaupt nie vollständige Rechenschaft geben können, nennen wir sein „Wesen"; ein, wie gesagt, sehr passender Ausdruck, der eben so umfassend und unbestimmt ist, wie das was er bezeichnen soll. In den Ausdrücken der Franzosen und Engländer für dieselbe Sache ist das Geheimnißvolle, Das Unfaßbare, das Atmosphärische, Magnetische, das Wahlverwandtschaftliche oder Wahlfeindschaftliche, was in unserem „Wesen" liegt, gar nicht ausgedrückt.

Klar, bestimmt, deutlich, mit angenehmen oder unangenehmen Manieren, mit schönen oder unschönen Mienen, prosaisch und handgreiflich, Mensch gegen Mensch, Leib gegen Leib — so treten sich die Franzosen und die Engländer einander an. In eine halb durchsichtige, halb verhüllende geistige Atmosphäre verschleiert, Wesen gegen Wesen, so möchte ich sagen, berühren sich die Deutschen und so treten sie sich einander nahe.

Namentlich machen wir Deutschen uns viel mit dem „Wesen" einer Person zu thun, wenn wir sie zum ersten Male sehen und so lange wir noch nicht ihre nähere Bekanntschaft gemacht haben. In unseren Gesellschaften finden wir eine Menge „bezaubernde Wesen", aus denen ein „gewisses Etwas" zu uns spricht, das uns ganz mit Begeisterung erfüllt, so viele „reizende Wesen", die uns mit geheimnißvoller Naturmacht zu bezwingen scheinen, so viele „anziehende Wesen", die uns mit magnetischer Kraft zu sich heranlocken, so viele „himmlische", „liebenswürdige" und „angenehme Wesen" oder „Erscheinungen", die unmittelbar wie göttliche Offenbarungen vor uns da stehen.

Ja „Erscheinungen" — das ist auch einmal wieder recht deutsch gedacht und gesprochen. Eine fleischliche und knochige Person, wie der Mensch ist, eine „Erscheinung" zu nennen! Wir sagen ohne alle poëtische Metapher ganz im gewöhnli-

chen Leben schlechtweg: „Welche angenehme Erscheinung ist dieser Mensch“!

Die Engländer sagen zwar: „he makes a good appearance“ (er macht eine gute Erscheinung), aber sie würden lachen, wenn man sagen wollte, Jemand sei eine gute „appearance“, so wie die Franzosen ebenfalls, wenn man Personen, „des apparitions agréables“ nennen wollte. Nur die drei Engel, die zu Abraham kamen, und dergleichen Dinge sind ihnen Apparitionen. Wir „supernaturalistischen und geistersehenden“ Deutschen machen sogar aus den Alltagsmenschen selbst Apparitionen und Phaenomene.

Und doch haben wir gewiß nicht Unrecht darin, denn im Grunde genommen giebt uns das Auftreten eines neuen, nie gesehenen Menschen nicht weniger zu denken, als das eines Geistes aus einer andern Welt und hat auch nicht weniger Geheimnißvolles und Unerklärliches als diese. Schon Plutarch in seinen allerliebsten Tischgesprächen redet viel von den wunderbaren Wirkungen, welche das Benehmen eines Menschen auf das eines Andern macht. „Namentlich das Gesicht“, sagt er, „übt mit Hülfe des Geistes, der es regiert, eine solche feurige und bewundernswürdige Gewalt, daß der Mensch, der davon betroffen wird, viele sonderbare Effecte theils empfindet, theils selbst hervorbringt. Die bloße Berührung des einen Menschen kann uns nützlich, die des andern schädlich und verderblich sein“.

Plutarch meint, daß die uns beherrschenden Leidenschaften und Affecte nicht nur unserem Geiste, sondern auch unserem Körper, unserem Blicke und unserem ganzen Sein gewissermaßen giftige oder wohlthuende Eigenschaften mittheilen können, deren Wirkungen wir empfinden, ohne uns sofort der Ursachen klar bewußt zu werden. „Betrübniß, Geiz, Eifersucht", sagt er, „verändern bei den Menschen die Gesichtsfarbe und zerrütten seine ganze Constitution. Der Neid ist so gut, als irgend eine dieser Leidenschaften geschickt, in die Seele einzudringen und theilt auch dem ganzen Körper eine gewisse verderbliche Beschaffenheit mit".

Die Griechen glaubten fast allgemein an heilbringende oder verderbliche Eigenschaften in der Persönlichkeit der Menschen und namentlich schrieben sie, wie viele andere Nationen, dem Blicke der Augen eine förmliche und entschiedene Zauberkraft zu. Sie nahmen es wie die Irländer, wie die Deutschen, wie die Russen, wie die Tartaren und wie alle übrigen Völker als ausgemacht an, daß der bloße Blick gewisser Personen Kinder bezaubern, ja tödten könne.

Der griechische Philosoph Demokritus behauptet, daß von den leidenschaftlich entflammten Augen leidenschaftlicher Personen „gewisse Erscheinungen oder Bilder" ausgingen, die nicht ohne Empfindung und Bewegungskraft seien und zugleich mit der Leidenschaft Derer, von welchen sie ausgingen, angefüllt wären, und daß diese Apparitionen dann in Andere

eindringen, sich bei ihnen festsetzen und sowohl im Körper als in der Seele Verwirrung anrichten könnten.

Die Griechen glaubten sogar auch dieß noch, daß ein Mensch durch seinen eigenen Blick und durch eine aus seinem eigenen Innern hervorströmende Kraft nicht bloß Andere, sondern auch sich selbst bezaubern könne; wie dieß aus einigen Versen, welche Plutarch in seiner kleinen Abhandlung über das „Beschreien" citirt, hervorgeht:

„Schön von Haaren war Eutelidas einst, aber der Arme,
Da er sich spiegelt im wirbelnden Strome, beschreiet sich selber,
Und bald ward er von einer häßlichen Krankheit ergriffen".

Solchen Ansichten liegt immer etwas Wahres zum Grunde und ich kann mir wohl denken, daß in unseren Leidenschaften und in unserem Wesen Kräfte verborgen liegen, die, wenn wir sie in Thätigkeit setzen, entweder heilsam oder schädlich auf uns selbst einwirken. Wie ein Mensch sein eignes Selbst entweihen kann, so kann er sich auch selber aus innerer Kraft heiligen und seinem Geiste eine Weihe verleihen.

Die Seele hüllt sich nicht nur gleich von vornherein in einen Körper, dessen äußere Gestalt ihren ursprünglichen Anlagen und Eigenthümlichkeiten entspricht, sondern, so wie sie an sich selber entwickelnd und umwandelnd arbeitet, so arbeitet sie auch an dem Körper und gestaltet ihn in einer Weise um, die den Veränderungen, welche im Innern vorgegangen sind, entspricht.

Der von Haus aus kluge, scharfe und fähige Geist legt in der Regel von Haus aus keine stupide und einfältige Gesichtsmaske vor und jemehr er denkt, jemehr er seinen Verstand anstrengt, übt und schärft, desto mehr sehen wir auch jene seine Gesichtsmaske durchgeistet. Diejenigen Organe des Gehirns, deren Thätigkeit er besonders in Anspruch nahm, bilden sich aus und schwellen an, die Stirne zieht sich in tiefsinnige Linien zusammen, das Auge erhält einen schärfern Blick, das Fleisch der Wangen zehrt der Geist mehr und mehr hinweg und alle Züge des Angesichts zeigen sich uns markirter.

Aehnliche Umwandlungen gehen vor bei dem lüsternen und sinnlichen Menschen, der sich ganz von seinen fleischlichen Begierden beherrschen läßt. Je mehr diese Begierden in ihm die Gewalt in Händen erhalten, desto begehrlicher wird der Blick seiner Augen, desto sinnlicher der ganze Ausdruck seines Wesens. Sein Mund wird sich üppig gestalten, seine Nase sogar bekommt eine Anstrich von Lüsternheit. Seine Stimme verändert sich vor allen Dingen, seine Art zu sitzen, zu liegen, sich hin und her zu bewegen, verrathen alle ein gewisses sinnliches und leidenschaftliches Innere, sie athmen Wollust und Begierde.

Und so ist es mit allen unseren Leidenschaften und überhaupt mit allen Eigenthümlichkeiten unseres Innern. Sie brechen auf tausend Canälen und Strahlen aus uns hervor und offenbaren sich dem aufmerksamen Beobachter in unserem

ganzen äußeren Sein und Wesen, in welchem sie sich gewissermaßen fixirt und fest ausgeprägt haben.

Es kann sein, daß manche Leidenschaften des Menschen eine lange Zeit hindurch aus Mangel an Gelegenheit gar nicht zur Thätigkeit aufgerufen werden. Der Jähzornige traf vielleicht wochenlang nur auf nachgiebige Menschen und nicht auf das geringste Hinderniß, das seinen Jähzorn aufregen konnte. Allein jene Leidenschaft, die ihn beherrscht, wird gewisse unverkennbare Merkmale in seinem Angesichte zurückgelassen haben, seine Augen werden nicht von sanfter und milder Wärme, sondern von einem gewissen brennenden und versengenden Feuer strahlen, das ihnen selbst dann, wenn sie nicht gereizt sind, zuweilen unwillkürlich entfährt, seine Bewegungen werden eine gewisse Raschheit und Heftigkeit besitzen, die uns bei Zeiten mahnt und uns den leidenschaftlichen, heftigen, jähzornigen Menschen, auch wenn es gar nicht zu einem förmlichen Ausbruche käme, bloß aus seinem W e s e n erkennen lassen.

Wie es in dem Kessel eines Vulkans, auch ohne daß eine förmliche Eruption von Lava, Feuer und Steinen Statt finde, doch nie ganz ruhig wird, wie es zuweilen daraus hervorleuchtet, wie man unaufhörlich ein gewisses Kochen, Sprudeln und Zischen vernimmt, wie Dämpfe und Rauch mitunter emporfahren, so hat man auch bei einem Menschen der beschriebenen Gattung Anzeichen genug, die auf das Feuer, das in ihm glimmt, schließen lassen, und diese Anzeichen und

die innere Beschaffenheit, auf welche sie hindeuten, zusammengenommen, nennt man eben sein leidenschaftliches Wesen.

Man erkennt diese Menschen selbst in Gesellschaften, wo sie sich Zwang anthun müssen, denn trotz der glatten und einförmigen Oberfläche, in welche die Mode und die Vorschriften des guten Tones Leidenschaftliche wie Leidenschaftslose gehüllt haben, läßt sich eben das, was man das Wesen eines Menschen nennt, das in einer Menge kleiner, unmerklicher, schwer zu beherrschender Aeußerungen, deren sich der Beobachtete gar nicht einmal bewußt ist, besteht, nicht verleugnen.

Und gerade da, in der Alles uniformirenden Gesellschaft, wo alle groben und handgreiflichen Aeußerungen unterdrückt werden, äußert sich das Geheimnißvolle des Wesens am meisten. Gerade da ist seine Beobachtung am interessantesten und gerade da wird Der, welcher überhaupt für solche Auffassungen Empfänglichkeit hat, am bestimmtesten davon berührt.

Man beobachte bei dem Leidenschaftlichen und Heftigen, z. B. nur wie er seine Tasse Thee ergreift, wie er den Zucker darin herumrührt, wie er laut und in abgebrochenen Redensarten spricht, wie er zuweilen schnell verstummt, als bisse er sich auf die Lippen, wenn Jemand etwas äußerte, das ihn unangenehm berührte, wie er die Augen, die ein glühendes Feuer von sich strahlen, bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand wirft, wie ihm mitunter rasch die Röthe ins

Gesicht steigt, wie er seine Frau, seine Freunde zu Zeiten strafend anblickt, wie er sich wieder zusammennimmt und, sich der Regeln der geselligen Etikette erinnernd, das Feuer, das im Begriff schien loszubrennen, wieder dämpft. Er ist wie eine Rackete, die zwar nicht in die Luft steigt, bei der aber alle Augenblicke ein kleines Pulverkörnchen, das am Rande saß, losplatzte, und bei der es immer etwas zu löschen giebt, um völlige Entzündung zu vermeiden.

Umgekehrt behält eben so der Gütige, der Menschenfreundliche, der Sanfte und Milde immer, auch wenn er gerade keine großartigen Acte der Menschenfreundlichkeit und des Wohlthätigkeitssinnes auszuüben hat, sein gütiges, sanftes, mildes Wesen bei sich und um sich. Denn selbst den freundlichen Mienen, den verbindlichen, alltäglichen Worten, welche wir Menschen im gewöhnlichen friedlichen Umgange alle für einander haben, mischt er noch etwas von seinem natürlichen Wohlwollen, von seiner ihm angebornen Gutmüthigkeit bei. Der sanfte Ton seiner Stimme, der liebevolle Blick seines Auges geben sein Inneres zu erkennen, und alle seine wohlwollenden Aeußerungen scheinen ihm nicht nur von den Lippen, sondern wirklich unmittelbar aus dem Herzen zu kommen.

Bescheidenheit und gegenseitige Hochachtung sind die wahre Seele des guten Tones und des angenehmen, geselligen Umganges, und die hochfahrenden Anmaßenden und Stolzen befleißigen sich derselben in Gesellschaft ganz eben so wie die

Demüthigen, Bescheidenen und Anspruchslosen. Jene, wie diese begrüßen sich höflich, treten sich artig einander aus dem Wege, verneigen sich gegenseitig mit Selbsterniedrigung, spielen gegen einander die „Gehorsamen" und „Ergebenen", sind bereitwillig, sich einander sehr aufmerksam kleine Dienste zu leisten. Und dennoch wie ganz anders führt dieß Alles der wahrhaft Bescheidene und Anspruchslose, wie ganz anders der Stolze und Selbstgefällige aus.

Die charakterfesten, mit sich einigen Menschen haben eine gewisse Sicherheit, Festigkeit und Solidität in ihrem ganzen Wesen und Benehmen, die sich nirgends verleugnet, selbst im gewöhnlichen geselligen Umgange nicht, wo es doch fast auf nichts weniger als Solidität anzukommen scheint. Man würde es einem solchen Manne gleich bei seinem Auftreten, in der ganzen Gemessenheit seiner Bewegungen, in der Bestimmtheit seiner Aeußerungen, in der Deutlichkeit seines Ausdrucks, in der Entschiedenheit seiner klaren Stimme, in der Sicherheit seines ruhigen Auges, in der Unveränderlichkeit seiner leidenschaftslosen Gesichtszüge ansehen, daß er weiß, was er will, und daß sein ganzes Wesen seinen Schwerpunct gefunden hat und darauf wie auf einer Säule ruht.

Der Charakterlose, der mit sich Uneinige, der schwankende, hohle und gedankenlose Mensch — wie verräth er sich ebenfalls, trotz aller Stützen, die das Gerüst des geselligen Ceremoniells ihm gewährt, so bald. Trotz aller Gleichmäßigkeit, welche die Gesellschaft zur Regel macht und der er

sich auch unterwirft, ist er sehr ungleich in seinem Benehmen. Was er beginnt und sagt, macht eben so wenig Eindruck, wie seine eigene Persönlichkeit, denn es fehlt seinen Aeußerungen wie ihm selber Substanz, Substanz der volltönenden Stimme, Substanz der gewichtigen Gedanken und Substanz des energischen Ausdrucks.

Da er sich bei sich selbst nicht recht zu Hause fühlt, so giebt ihm dieß auch eine gewisse Unsicherheit in seinem Benehmen. Er sagt daher oft etwas, was er wieder zurückhaben und anders gesagt haben möchte. Er thut noch öfterer etwas, wofür er um Entschuldigung zu bitten hat und man sieht ihn daher überall umherschwanken gewissermaßen wie ein Schiff, das nicht den gehörigen Ballast eingenommen hat, und das auf den Wellen tanzend bald mit diesen, bald mit jenem seiner Nachbarschiffe zusammenstößt.

Sieh doch jene holdselige Dame, die wie ein schönes Bild anmuthig und lächelnd da sitzt und gleich einem Fixsterne nicht von dem Platze weicht. Welch „bezauberndes Wesen“! Was zieht uns so unwiderstehlich zu ihr hin? Was zwingt uns, ihr unsere Huldigungen darzubringen? Was stimmt Jeden, selbst den Nichtbekannten, sich ihr sogleich befreundet zu fühlen? Was nimmt alle Herzen für sie gefangen, obgleich sie nach keinem hascht? Was veranlaßt Jeden, gleich sie aus dem Kreise der Uebrigen herauszufinden, obwohl sie Niemanden sucht? Was ist es anders, als die Güte ihres Herzens, die Sanftmuth ihrer Gesinnung, die Milde

ihrer Empfindungen, die Klarheit ihres Verstandes, die Frömmigkeit ihrer Gefühle, die Gleichheit ihrer Stimmung, die innere Ruhe und Zufriedenheit ihrer Seele, die aus dem Ton ihrer Stimme, aus dem Lichte ihrer Augen, aus der Anmuth ihrer Bewegungen, kurz — aus ihrem ganzen ruhigen, natürlichen, unbefangenen, freundlichen Wesen auf den ersten Blick hervorleuchten.

Wenn sie spricht, so tönt ihre wohlklingende Stimme aus ihrer Brust hervor, wie aus einem reingestimmten Instrumente, und was sie äußert, ist natürlich und kommt an seinen Platz zu stehen und selbst wenn sie tadelt, ist es nicht ohne eine Beimischung von Gutherzigkeit.

Wenn sie sich bewegt, wenn sie ihren Arm, ihren Kopf, ihre Mienen regt, wenn sie sich erhebt, wenn sie zu einer Nachbarin geht, wenn sie sich setzt, so geschieht es Alles mit einer Rundung und in einem Tacte, der nach keiner Seite hin das Maaß überschreitet. Und wenn sie sich gar nicht bewegt und wenn ihre Lippen nichts sprechen, so sprechen doch ihre Gebehrden und es ist, als bewege sich auf ihrer Oberfläche und rund um sie herum ein Strom von elektrischer Liebenswürdigkeit, der nicht zu wirken aufhört und der unsere Blicke stets in seinen leisen Wirbeln mit sich fortreißt.

Schaue jetzt auf Jene dort, die unruhig zwischen den Gruppen umherwandelt. Sie bewegt sich wie ein Wandelstern von Einem zum Andern, bald zeigt sie sich in dieser, bald in jener Constellation. Jetzt läßt sie sich auf jenem

Divan, jetzt auf diesem Stuhle nieder. Ist's nicht, als wäre sie die Frau des ewigen Juden?

Häufig reibt sie sich die Hände, oft blickt sie vor sich nieder oder in sich hinein, als wäre sie in Gedanken verfallen. Dann, als erwache sie, wirft sie die Augen wieder plötzlich hinaus und ihre Blicke erglänzen, wie von einem vorübergehenden Feuer. Sie erzählt hier eine Neuigkeit und läßt sich belachen, sie trägt dort einen Einfall vor und hascht dafür nach Beifall.

Ihre Bewegungen haben etwas Eckiges und Rasches und scheinen oft zu verrathen, als glaube sie, daß in einer gewissen Heftigkeit des Ganges Lebendigkeit des Geistes sich äußere. Ihre Stimme ist, ausgenommen dann, wenn sie Jemandem etwas leise mit vorgehaltener Hand in's Ohr raunt, in der Regel etwas zu laut und hat etwas Schneidendes und Scharfes. Auch spricht sie meistens ein wenig zu schnell.

In der Regel sieht man sie allein und isolirt im Saale umherflattern und es will sich ihr kein Kometenschweif von bewundernden Freunden ansetzen. Sie hat ein „unruhiges, unheimliches, abstoßendes Wesen", das, möchte ich sagen, in jedem Schritte und Tritte, in jedem Blicke und Worte die Zerrissenheit und die Unbefriedigtheit ihres Inneren verräth, und das uns mit ziemlicher Gewißheit darauf schließen läßt, daß ihr zu ihrer inneren Abrundung gern Vieles fehlt.

In der Regel entspricht zwar das äußere Wesen des Menschen ganz seinem inneren Sein. Wir sind vom Schöpfer so eingerichtet, daß in unserer äußern Persönlichkeit immer so viel von unserem Innersten herausstrahlt, daß vollständige Verstellung unter uns Menschen beinahe unmöglich ist.

Unter dem Löwenfell, welches dem Träger nicht von Natur auf dem Rücken gewachsen ist, wird man immer den Langohr entdecken, wenn er auch ein noch so muthiges Betragen angenommen hätte. Die Wölfe im Schaffelle und die Füchse unter dem Hasenpelze werden sich nicht schwerer entdecken lassen. Irgendwo werden die Krallen aus dem seidenen Pfötchen hervorblicken und die Sodomsäpfel voll Staub und Asche werden sich überall von den homerischen „rothgesprenkelten mit saftigem Marke" unterscheiden lassen. Es wurde noch keine künstliche Schminke erfunden, die derjenigen völlig gleich käme, welche die Natur auf die jugendlichen Wangen legte.

Und mit Recht sage ich, mögen wir daher behaupten, daß Verstellung hienieden fast unmöglich ist. Die Menschen haben ihr äußeres Wesen nie so vollständig in ihrer Gewalt, daß sie es in Widerspruch mit ihrem Innern bringen könnten; schon nicht einmal das Handgreifliche, die Physiognomie, die sich ganz wider Willen des Menschen in Harmonie mit seiner inneren Natur gestaltet, den Ton der Stimme, den Blick der Augen, die ganz von selbst und ganz unwillkürlich sich nach seiner Seele modeln und bald eine gewisse stechende

und verletzende Härte, bald eine gewisse liebliche Weichheit und Milde annehmen, ohne daß wir dieß auf irgend eine Weise hindern könnten.

Noch viel weniger also das ganz Unsichtbare, jenes Magnetische, Anziehende oder Abstoßende, das Wahlverwandtschaftliche oder Feindselige, das Heimliche oder Unheimliche, was in der Atmosphäre eines Menschen liegt, was sich um ihn herum befindet, „which is about him", wie die Engländer sagen.

Da wir aber nicht Alle eine große und ausgebildete Empfänglichkeit haben, da wir Alle nicht so feine und aufmerksame Beobachter sind als wir sein sollten, so ist denn allerdings, wenn auch keine absolute Verstellung, doch ein gewisser Grad von Täuschung möglich. Es giebt bei vielen Menschen ein äußeres Wesen, welches dem inneren Sein nicht entspricht und welches die Deutschen daher ganz mit Recht ein „angenommenes Wesen" nennen.

Ja, gewöhnlich ist in unserer äußeren Erscheinung, wie sie anderen Menschen gegenüber tritt, trotz allen Restes von Natur, den wir nicht haben daraus vertreiben können, so Vieles angenommen, so viele Kunst, daß es kaum ein „ganz ungekünsteltes Wesen" giebt. Auf diese Weise trennt sich denn das äußere Wesen eines Menschen, das heißt, die Art und Weise, wie er unter Anderen auftritt, von seinem inneren Wesen und besteht dann wieder gewissermaßen für sich als etwas, das mit dem Innern nichts zu thun hat.

Es giebt daher Leute von liebenswürdigem Wesen und unliebenswürdigem Charakter, Menschen von den gerundetsten und sanftesten Manieren mit dem schroffsten und eckigsten Geiste, Männer von dem einnehmendsten und gewinnendsten Aeußern mit dem widerwärtigsten Innern, Frauen, welche zuerst eine bezaubernde Erscheinung und hernach eine höchst entzaubernde Wirklichkeit darbieten.

Wäre unser äußeres Wesen und Benehmen immer unserm Innern völlig entsprechend, so hätte jeder Mensch stets nur ein und dasselbe Wesen. Der Mensch von melancholischem Temperamente böte immer ein melancholisches Wesen dar, der sanguinische ein und dasselbe heitere Wesen. Der schroffe, finstere Charakter hätte beständig der Wahrheit gemäß ein schroffes, eckiges und finsteres Wesen. Es wäre dabei der große Vortheil, daß wir immer gleich von vornherein wüßten, wie wir mit Jedem daran wären. Es
rde eine größere Aufrichtigkeit und Redlichkeit unter den Menschen herrschen.

Allein der angenehme gesellige Umgang verlangt durchaus, daß wir unser eigenes „Selbst" zuweilen verleugnen und daß wir unter Umständen ein anderes, sei es ein minder ausgelassenes und minder lustiges, sei es ein minder trübes oder minder cholerisches Wesen, als uns von Natur eigen ist, zeigen. Ohnedieß könnte Geselligkeit und Umgang nicht bestehen. Daher kommt es, daß wir uns daran gewöhnen, sehr verschiedene Arten von Wesen anzunehmen

und ein möglichst heiteres und freundliches Wesen für die Gesellschaft, ein ernstes Wesen für die Geschäfte und endlich ein ganz natürliches und einfaches Wesen für den Umgang mit unseren nähern Freunden.

Es wäre demnach zuweilen höchst unvorsichtig und ungerecht, einen Menschen gleich nach der Oberfläche seines Wesens beurtheilen zu wollen. Man würde Manchem dabei zu nahe treten und Manchen hingegen zu hoch stellen. Es giebt Leute, die in Gesellschaft ein sehr befangenes Wesen haben und die durch diese Befangenheit Anderen gegenüber oft zu einem sehr sonderbaren Betragen gebracht werden.

Es sind daher eine Menge Dinge dabei zu berücksichtigen, um richtige Schlüsse aus dem Wesen eines Menschen auf seinen Charakter und seine innere Beschaffenheit machen zu können; vor allen Dingen seine Standesverhältnisse. Wie es nämlich für jedes Amt und jede Würde ein gewisses Amtskleid giebt, das jeder Träger der Würde anzieht, so hat sich auch für jeden Stand und für jede Classe der Gesellschaft ein gewisses Wesen ausgebildet, das jeder dieser Classen angehörigt und das sich jedes Mitglied einer solchen Classe mehr oder weniger aneignet.

Da giebt es das plumpe, bäurische Wesen, das einfache bürgerliche Wesen, das feine aristokratische Wesen und Benehmen. Dem blöden und ungebildeten Auge scheinen Alle, die das bäurische Wesen zur Schau tragen, gleich plump und

unbeholfen, Alle, die ein feines, nobles Wesen zu entwickeln wissen, dagegen gleich angenehm, liebenswürdig und polirt. Es gehört ein geübtes Auge dazu, um unter dem bäurischen Gewande wiederum die Nuancen von Liebenswürdigkeit, von durchschimmernder Anmuth, die Grade der Plumpheit und Grobheit zu erkennen und das bäurisch-versteckte, das bäurisch-verschmitzte, das bäurisch-offenherzige, das bäurisch-noble, das bäurisch-bescheidene, das bäurisch-stille Wesen von einander zu unterscheiden, so wie ebenfalls ähnliche Unterschiede unter dem im Ganzen einfachen bürgerlichen oder dem im Allgemeinen feinen und „vornehmen" Wesen zu machen sind.

Es giebt Leute, die ein sehr rauhes Wesen zur Schau tragen, die aber unter dieser Rauhigkeit ein weiches Innere verbergen, wie die Kastanien unter stachlichter Schaale einen süßen Kern. Es giebt andere Leute, die seidene Handschuhe tragen und eine harte knochige Hand darunter verstecken. Manche Menschen, die von Haus aus eine stille und anspruchslose Natur haben, werden in Gesellschaft oft verleitet, ein gewisses lautes und lärmendes Wesen anzunehmen, was ihnen gar nicht natürlich ist. Mancher hat ein solches unbescheidenes Wesen aus bloßer Ungeschicklichkeit und nicht aus Dünkel und Einbildung. Umgekehrt giebt es Viele, die von Haus aus ein sehr munteres und heiteres Wesen besitzen. die sich aber, wenn sie unter vielen Menschen

sind, in eine Wolke finsteren Ernstes so einhüllen, daß man kaum noch eine Spur von ihrer Natur erkennt.

Nichts ist für uns selbst wohl schwerer zu erkennen als das, was Andere damit bezeichnen, wenn sie von unserem Wesen reden. Wir können eher dahin gelangen, bestimmte Eigenschaften, seien es Tugenden, seien es Fehler an uns wahrzunehmen, als unser Wesen und können eher unsern wirklichen moralischen Werth taxiren als unsere äußere Erscheinung und den Eindruck, den wir mit derselben auf Andere machen, bemessen.

Es ist dieß gewiß der schwerste Theil unserer Selbstkenntniß, denn wir stecken in unserem Wesen gewissermaßen wie ein Planet in seiner Atmosphäre, von der er selbst nicht weiß, ob sie Andern bläulich oder röthlich oder weißlich gefärbt erscheint und ob sie helle oder matte Strahlen auswirft. Unser Wesen ist nicht für uns selbst, sondern nur für Andere da, ihnen zur Pein oder ihnen zur Freude.

Es wäre auch das größte Unglück für diejenigen Menschen, die ein unliebenswürdiges Wesen haben, wenn sie immer ihre Unliebenswürdigkeit selbst eben so bitter empfinden sollten, wie Andere sie empfinden, so wie es auch eine zu große Versuchung zur Selbstverliebtheit sein würde, wenn jeder Liebenswürdige die Kraft des Zaubers, die in seinem Wesen liegt, in eben so vollem Maße spüren sollte, wie Andere davon berührt werden.

Wir können durch angestrengte Beobachtung dahin gelangen, uns zu überzeugen, daß wir die und die Tugend oder dieß und jenes Laster besitzen. Es giebt z. B. Leute, die in hohem Grade die ganze bodenlose Tiefe ihres Leichtsinns, oder die ganze Höhe ihrer jähzornigen Heftigkeit, oder das ganze Gewicht ihrer melancholischen Gemüthsstimmung empfinden. Ebenso sind Viele, die sich eines reinen Herzens und eines unbefleckten Gewissens froh bewußt sind, die da wissen, daß sie die Tugend der Ehrlichkeit oder die Tugend der Mäßigung oder der Menschenliebe besitzen und üben.

Allein, welches Feuer aus unseren Blicken strahlet, ob ein mildes, ob ein loderndes, welcher Ton in unserer Stimme klingt, ob ein lieblich bethörender oder ein erschreckender und schneidender, was sich in unseren Mienen, Gebehrden und Bewegungen ausspricht, ob Würde, ob Stolz, ob Anspruchlosigkeit, ob Gemeinheit, sind lauter Dinge, die unserer Beurtheilungskraft und unserem Gefühl sich wohl mehr entziehen als irgend ein Theil unseres Selbst.

Und daß es so ist, ist in der That, wie gesagt, ein wahres Glück für uns. Denn, man denke nur, was giebt es nicht für komische und lächerliche Figuren unter uns? Welche widerwärtige Manieren findet man nicht bei manchen Leuten? Andere ertragen sie zur Noth, weil sie sie nur eine kurze Zeit lang sehen und dann sich ihnen entziehen können. Würden wir aber selbst, die wir uns nie zu entfliehen vermögen, von Dem, was Andere bei uns widerwärtig finden,

ebenso afficirt, so würde kein Mensch seine Existenz erträglich finden. Und umgekehrt würde ein Theil von uns sich wie Adonis in ewige Selbstbewunderung vertiefen, wenn wir uns des Zaubers, der uns in den Augen gewisser Menschen umgiebt, ebenso klar bewußt wären, wie diese.

Es giebt Leute, die ein so unheimliches Wesen haben, daß man in ihrer Nähe zusammenschauert, wie in der Nähe der Katzen. Wie unglückselig müßten diese sich fühlen, wenn das Unheimliche, was von ihnen ausgeht, mit derselben Stärke auf sie zurückwirkte und sie ebenso erschreckte, wie ihre Umgebung.

Die Königin Christine sagt in ihren Maximen, daß große Männer nur in der Entfernung groß scheinen, daß diese Größe, je näher man ihnen kommt, umsomehr schwindet und daß sie, — die großen Männer selbst — die so recht mitten im Centrum ihrer eigenen Größe stecken, gar keine Spur mehr davon empfinden. Dasselbe kann man von der Liebenswürdigkeit, von der Widerwärtigkeit, von der Unheimlichkeit, von der Plumpheit, von der Kälte, von der Unnatürlichkeit des Wesens der Menschen gelten lassen. Von dem Allen spüren auch die, welche von diesen Eigenschaften umhüllt sind, wie die Kometenkerne von ihren Atmosphären, gar nichts.

Im Ganzen genommen sind die Urtheile der Menschen über Das, was sie unser Wesen nennen, ziemlich gleichförmig; denn es existirt unter uns ein gewisser allgemein angenommener Maßstab, nach dem wir uns gegenseitig bemessen und beurtheilen. Ein Mensch von „stillem, zurückgezogenem und in sich gekehrtem Wesen" wird im Allgemeinen allen seinen Bekannten so erscheinen. Da er wenig sagt, Niemandem lästig fällt und mehr auf sich selbst als auf Andere blickt, so wird Niemand sich über vorlautes Betragen, über Zudringlichkeit und Lästigkeit beklagen.

Ebenso wird ein Mensch von „herablassendem, theilnehmendem, offenherzigem Wesen", der zu Jedem sich herabzustimmen weiß, der an allem fremden Glück und Unglück, wie an seinem eigenen Antheil nimmt, der über Niemanden stolz hinwegblickt, der keine scheue und niedergeschlagene, sondern gerade, muthige und offene Blicke um sich her versendet, in der Regel von Niemandem für ein heimtückisches, finsteres, eng- und hartherziges Geschöpf verschrieen werden. Ich sage, im Allgemeinen genommen wird dieß so sein.

Allein der Maßstab für unser Benehmen und für die Beurtheilung unseres Wesens ist doch nirgends so fest bestimmt, wie die Grade des Reaumurschen Thermometers. Bei aller Gleichförmigkeit im Allgemeinen giebt es doch sehr verschiedene Maßstäbe im Einzelnen.

Erstlich sind die Maßstäbe in den verschiedenen Ländern

sehr verschieden. Weil z. B. in England, trotzdem daß im Ganzen genommen, gefälliges Benehmen, angenehme Manieren und gute Sitten in Deutschland und in Frankreich auch gefälliges Benehmen, angenehme Manieren und gute Sitten in England sind, ein ganz anderer Maßstab für die Lebhaftigkeit, Gesprächigkeit und Beweglichkeit des Wesens eines Menschen existirt als in Frankreich und Deutschland, so wird Mancher jenseits des Canals schon für einen Schwätzer und Lärmmacher ausgegeben, an dem wir diesseits des Canals bloß ein gewisses munteres und angenehm gesprächiges Wesen loben.

In England fällt Mancher durch sein gewandtes und schmiegsames Wesen auf, den man in Paris oder Petersburg dieß zweideutige Lob durchaus nicht zugestehen würde. In Deutschland haben wir eine Menge Menschen, denen Franzosen oder Italiener ein gewisses träumerisches und befangenes Wesen zuschreiben, während wir sie für Leute von einer ganz leidlichen présence d'esprit auszugeben geneigt sind. In Frankreich schelten sie Manchen einen Stock, den man in Amerika wenigstens für einen ziemlich biegsamen Stock halten würde.

In London sagen sie Manchem nach, er sei ein entschiedener Enthusiast voller Einbildungen, von dessen enthusiastischem Wesen man in Wien nichts gemerkt haben will.

So wie in den verschiedenen Ländern, so sind auch unter den verschiedenen Classen der Gesellschaft in einem und dem-

selben Lande die Maßstäbe, nach denen man das Wesen und Benehmen der Menschen bemißt, sehr verschieden. Kommt Einer von uns schlichten Bürgersleuten zuweilen in die Zirkel der höheren Gesellschaft, so vergeht ihm zuweilen, wenn er nicht an dieß Element gewöhnt ist, die Luft. Er findet nach seiner Weise Alles um sich her von so steifem, von so gesuchtem, von so preciösem Benehmen und er bemerkt nicht, daß gerade umgekehrt alle Andern ihn für den vorzugsweise Steifen in dem ganzen Zirkel halten.

Ein frommer gläubiger Mann wird zwar von keinem Vernünftigen für einen Gotteslästerer gehalten werden. Aber unter Leuten von einem frömmelnden, eminent gottesfürchtigen Wesen wird er ganz anders beurtheilt werden als unter Gottlosen und Ungläubigen.

Um unsere Urtheile über das Wesen unserer Mitmenschen noch bunter zu machen als sie schon in Folge der Verschiedenheit der Maßstäbe sind, die wir anlegen, kommt nun noch dazu, daß wir für manche Elemente, die in dem sogenannten Wesen stecken, gar keinen Maßstab besitzen, oder doch nur einen solchen, den wir für uns allein haben und den Niemand mit uns theilt.

Die Sympathien und Antipathien, die Wahlverwandschaften und Wahlfeindschaften sind Kräfte, die so oder so auf uns einwirken, ohne daß wir Gründe dafür anzugeben wissen und über die wir weiter nichts sagen können, als was

in Shakespeares Sommernachtstraum darüber angedeutet ist, wo die Verliebten in dem Häßlichsten das Reizendste zu erblicken glauben.

„Ein bezauberndes, ein anziehendes, ein einnehmendes Wesen", welches im Ganzen sehr allgemeingiltige Dinge sind, können in einzelnen Fällen durch jene aller Berechnung sich entziehenden Kräfte gerade ins Gegentheil verwandelt werden und umgekehrt verwandeln sich auch „abstoßende" und „zurückschreckende Wesen" dadurch in ihr Gegentheil. Durch jene geheimnißvollen Sympathien und Antipathien stellt sich auf den Kopf, was auf den Füßen stand und kommt auf die Füße zu stehen, was Andern auf dem Kopfe zu stehen schien.

Die anmuthigsten Wesen büßen bei Einzelnen ihre Zauberkraft gänzlich ein, ihre Waffen verlieren alle Schärfe und Spitze und die simpelsten Menschen haben umgekehrt für gewisse Leute einen Zauberstab, von dem Andere nichts verspüren.

Daher kommt es denn, daß unser Wesen, das schon aus eigenem Antriebe die mannichfaltigsten Phasen annimmt, in den Augen der Anderen je nach ihren Stimmungen und Gefühlen noch mehr die Farbe zu wechseln scheint.

Wir sind wie Schillertaffet. Denen, welche darauf hinsehen, spielt es blau oder roth oder grün vor den Augen, je nachdem sie ihren Gesichtspunct wählten.

Dieß Alles vermehrt nun noch für uns Selbstbeobachter

die Schwierigkeit, unseres eigenen Wesens und des Eindrucks, den wir auf Andere machen, uns bewußt zu werden. Wie kann ich es wissen, was es sein mag, was Dem oder Jenem aus einer besonderen Grille, die er hat, an mir so sehr mißfällt? Wie kannst du es wissen, was diese oder jene Person, die in dich verliebt ist, so Reizendes an dem Blicke deiner Augen, an dem Ton deiner Stimme, an deinem ganzen Wesen findet? Du siehst vielleicht in dir einen höchst prosaischen Menschen, wie es Viele giebt und ahnst nicht, welchen verklärten Helden, welchen lichtumflossenen Geist sie in dir erschaut.

Nichts destoweniger aber und trotz allen Schwierigkeiten ist es auch in dieser Beziehung einigermaßen möglich, die große Aufgabe Apollos: „Kenne dich selbst", bis zu einem gewissen Grade zu lösen.

Nicht unsere Thaten, unsere Handlungen, unsere Worte, sondern auch der allgemeine Ausdruck unseres ganzen Seins, unser Wesen wirft einen gewissen Schatten, dessen Züge wir selber zu erkennen vermögen und hat ein gewisses Echo, das zu unseren eigenen Ohren zurückschallen kann.

Alle Menschen um uns her, ihre Augen, ihre Angesichter sind eben so viele Spiegel, in denen sich unser Wesen wieder abspiegelt und in denen, wenn wir aufmerksame Beobachter sind, dieses Wesen gleichsam wie ein außer uns existirendes Bild, wie ein von uns gesondertes Ding zu uns zurückkommen und zu unserem Bewußtsein gelangen kann.

Manche Effecte unseres Wesens legen sich in so deutlichen Erscheinungen zu Tage, daß sie mitunter gar nicht zu verkennen sind. Ein Mensch „von schwerfälligem und unbehülflichem Wesen" hat z. B. Gelegenheit genug, sich selbst zu erkennen. Denn kommt er in geschmeidige Gesellschaft, so vernimmt er bald vor, bald hinter, bald neben sich ein lispelndes, oft ein kreischendes Echo, das ihn an seine Plumpheit erinnert. Bald ist es der Schrei des Entsetzens einer Dame, der er auf den Fuß trat, bald ist es das Klirren einer Tasse, die er vom Tische warf, bald das Plätschern eines Glases Punsch, das er seiner Nachbarin zur Linken in den Schooß schüttete, bald der schrillende Riß eines seidenen Kleides, in das er mit seinen Sporen fuhr. Ein solcher Mensch müßte ein geborner Hüne sein, wenn er nicht am Ende eine Empfindung seiner Ungeschicklichkeit und seiner Anderen so lästigen Schwerfälligkeit bekäme. Und in der That giebt es viele solcher Unglücklichen, die am Ende zu so klarer Kenntniß gelangt sind, daß sie oft mehr als Andere darüber in Verzweiflung gerathen und gewissermaßen die Last ihres eigenen Gewichtes beständig auf eine so unangenehme Weise empfinden, daß sie geradezu das Mitleiden ihrer Mitmenschen in Anspruch nehmen. Es giebt deren, die keinen Schritt und keine Bewegung ohne eine gewisse Aengstlichkeit ausführen, die am Ende so schüchtern und scheu vor sich selbst geworden sind, daß sie fast dadurch das Uebel eher schlimmer als besser machen.

Auch dem Menschen von „stürmischem, hochfahrendem und unbescheidenem Wesen“ fehlt es nicht an Gelegenheit, die Kenntniß seiner Eigenthümlichkeit aus dem Benehmen der andern Menschen gegen ihn zu gewinnen. Wir Menschen sind und bleiben Alle Gefäße, aus denen es eben so widerhallt, wie man hineinschrie und in allen Zirkeln der Gesellschaft gilt ein mehr oder weniger grobes, ein mehr oder weniger verfeinertes: „So wie du mir, so ich dir“. Alle stimmen sich immer, sei es absichtlich, sei es unwillkürlich zu der Stimmung und dem Wesen Dessen, der ihnen gegenübersteht, hinauf. Ist dieser bescheiden und schüchtern, so lassen sie sich eher zu ihm herab und helfen ihm auf. Ist er das Gegentheil, so wenden sie Stirn gegen Stirn und geben ihm Lehren. Er muß es bemerkt haben, der Hochfahrende, wie man ihm hie und da aus dem Wege ging, wie auf den Gesichtern die noch eben einen Anderen sonnigfreundlich anlächelten, wenn sie sich ihm zuwendeten, Falten sich anlegten, oder unverkennbare Wolken des Mißfallens erschienen.

Es kann ihm nicht entgangen sein, daß Andere sich leise zuwinkten oder etwas in die Ohren flüsterten, wenn er eine seiner stolzen Aeußerungen oder Maximen zwischen sie schleuderte. Es wird ihm nie an Winken und an verblümtem Tadel gemangelt haben, die im Stande gewesen wären, ihm über sich die Augen zu öffnen und ihm das Beleidigende und Stolze seines Wesens zum Selbstbewußtsein zu brin-

gen. Und in der That, begegnet man im Leben anmaßenden und anspruchsvollen Menschen genug, denen ihr eigenes Wesen nicht beständig verhüllt ist, die vielmehr oft darüber mit sich zu Gerichte gehen und Buße darüber thun, die aber dennoch wieder zu Zeiten in ihre alte Eisenrüstung hineinfahren, weil es einmal so ihre Natur ist.

Am meisten lernen wir über unser Wesen, wenn wir anderen Menschen, die uns sehr ähnlich sind, begegnen. Ich habe oft eine Stimme gehört, die ganz ähnlich klang, wie meine eigene, die ganz und gar den eigenthümlichen und besonderen Ton hatte, den meine Stimme, wenn ich sie etwas zu laut über das bescheidene Maß hinaus erhebe, besitzt und ich wußte dann für die Zukunft eine Zeit lang sehr gut den Eindruck zu bemessen, den meine Stimme auf Andere machen mußte und nahm mich in Acht.

Ich wurde oft von dem Benehmen Anderer frappirt, die ganz in dieselben Fehler verfielen, in die ich zu verfallen geneigt bin. Es war mir dann, als sähe ich meinen Doppelgänger oder vielmehr mein eigenes lebendiges Bild vor mir. Ich wurde von Schrecken ergriffen. Ich that dann einen großen Schritt in der Erkenntniß meines Wesens und jedenfalls flogen einige überflüßige Splitter und Hobelspähne von mir ab.

Trotz der Schwierigkeiten, die die Sache hat, können wir, sage ich, doch dahin gelangen, einen Begriff von unserm Wesen zu bekommen. Ja, ich muß meiner eigenen Erfahrung nach glauben, daß es einzelne Menschen giebt, die sich gewissermaßen immer selbst eben so wandeln, reden, handeln sehen und sich ganz eben so vor Augen haben, als blickten sie sich mit den Augen eines Anderen an. Ich möchte sagen, daß ich durch beständige Uebung der Selbstbeobachtung außer den beiden Augen, welche ich von Natur habe und die in die Welt hinausschauen, mir noch zwei andere Arten von Augen angekünstelt habe, erstlich das Paar, welches ich in meinem Innern habe und das beständig in das Innerste meines Herzens blickt und dann ein drittes Paar außer mir, zwei Augen, die mich, ich möchte sagen, beständig umflattern und mir mein ganzes äußeres Wesen zum Bewußtsein bringen. Die Schnecke hat auf der Spitze ihrer langen Fühlhörner, sagt man, ein Paar Augen. Ich habe selbst ein Paar solcher langer Fühlhörner mit Augen auf der Spitze, mit denen ich mich, wenn ich will, betaste und beschaue. Mit diesen selben Fühlhörnern sondire ich auch sogleich die Meinung und Ansicht eines andern über mich und empfinde in mir einen Rückeindruck von dem Eindrucke, den ich auf ihn mache.

Ich kannte einen höchst ernsten, höchst soliden, höchst consequenten, sehr scharf denkenden, sehr gebieterischen und etwas egoistischen Mann, dem mein Auftreten und Wesen

nicht wenig mißfiel. Er hielt mich für einen Phantasten. Meine ganze Persönlichkeit war ihm nicht sicher und geformt genug, meine Ansichten nicht entschieden genug, meine Grundsätze nicht fest genug. Mein ungeregeltes Betragen ärgerte ihn, wie einen Rittmeister das Pferd ärgert, das nicht ruhig in der vorgezeichneten Bahn bleibt. Zwar hatte er mir dieß nie gesagt, ja er hatte es mir nicht einmal auf directe oder indirecte Weise zu verstehen gegeben.

Dennoch konnte ich diesem Manne ganz und gar nachempfinden. Wenn ich mit ihm zusammen war, fühlte ich mich immer so leicht, wie ein Kork, der im Quecksilber schwimmt und hatte einen vollständigen Begriff davon, wie ich in seinen Augen erscheinen mußte.

Ich kann nicht sagen, daß ich jenen Mann darum verabscheute und haßte, Nein, ich hätte vielmehr gewünscht, daß ich seine Abneigung hätte mindern können. Ja, ich fühlte mich sogar auf gewisse Weise zu ihm hingezogen, wie ein Vogel zu der Klapperschlange, die ihn verschlingt. Unsere erklärten Feinde und Verächter üben, glaube ich, immer eine solche Art von Gewalt über uns.

Allein es war mir nie möglich, mich ihm anders erscheinen zu machen, als ich ihm seiner und meiner Natur nach erscheinen *mußte*. Ja, es war so viel Wunderbares in meinem Verhältniß zu ihm, daß ich, *trotz* meiner Bemühungen, vielleicht zum Theil auch in *Folge* derselben nun gerade Das noch erst recht wurde, was ich ihm zu sein *schien*.

Er hielt mich für einen Menschen, der sich selber nicht klar sei, ich widersprach mir in seiner Gegenwart immer. Er glaubte, ich sei ein Mensch, der Nichts recht bestimmt und vollständig wisse — ich wußte in seiner Gegenwart mich keiner Sache genau zu entsinnen. Er meinte, ich hätte keine eigene Meinung, — ich pflichtete ihm beinah in allen Dingen bei. Er that mir sogar Unrecht und hielt mich für einen Schmeichler. — wenn irgend Jemandem, so schmeichelte ich ihm. Er hielt mich für einen unnützen Schwätzer, — wenn je, so schwatzte ich bei ihm in den Tag hinein. Kurz, ich nahm in gewissem Grade alle die Qualitäten an, die er in mir erblickte.

Ich hatte mit vielen Menschen zu thun, die mich in unvortheilhaftem Lichte sahen und ich habe dieß stets sehr bald erkannt und an den Stellen, welche sie an mir als entblößt oder als kränklich zu erblicken glaubten, fing mich dann sofort zu frieren oder zu schmerzen an.

Ich wollte, ich könnte sagen, daß ich mich auch umgekehrt bei denjenigen Menschen, die etwas Ausgezeichnetes in mir fanden, — denn auch solche habe ich gehabt, — wieder um so wohler und wärmer, gesunder und kräftiger gefühlt hätte.

Allein diese gerechte Entschädigung ist mir leider nicht zu Theil geworden. Ich erkannte zwar sogleich, wenn irgend ein Mensch mich zuweilen, wie dieß allen Menschen dann und wann einmal passirt, in einem etwas idealisirenden Lichte erblickte, und wenn er, alle Schwächen meines Wesens

übersehend, mich von der besten Seite nahm, und einen scharfsinnigen, kenntnißreichen oder wohl gar genialen Menschen, und vielleicht ein Muster von Klugheit und Herzensgüte in mir sah. Meine Eitelkeit fühlte sich zwar allerdings dadurch in etwas geschmeichelt, und zuweilen setzte ich mich sogar wohl aufs hohe Pferd und spielte ein Stückchen von der Rolle, die man mir zuschrieb, entwickelte Kenntnisse, that kluge Ansprüche, machte scharfsinnige Bemerkungen rc.

Allein im Ganzen genommen, traute ich doch der Sache nicht recht. Und so wie ich zu den Leuten, denen mein Wesen zuwider war, eine gewisse Anziehung empfand, so fühlte ich immer gegen solche Leute, die mich in irgend einer Beziehung idealisirten, eine gewisse Abneigung. Vielleicht fürchtete ich bei solchen enthusiastischen Freunden gewissermaßen immer die Entdeckung und ihre Enttäuschung. Zuweilen bemühte ich mich, mich bei ihnen recht tief herunter zusetzen, um im Voraus einer solchen Enttäuschung vorzubeugen; was aber natürlich oft eine entgegengesetzte Wirkung hatte.

Im Ganzen genommen, glaube ich, ist es nicht nur natürlich, sondern auch ganz klug und politisch, daß wir uns vor solchen Menschen, die uns vergöttern, mehr in Acht nehmen, als vor solchen, die uns gering achten. Denn bei Jenen können wir, wenn wir auf einmal zu schwachen Menschen vor ihnen zusammenschrumpfen, ungeheuer viel verlieren. Bei

Diesen hingegen ist die Hoffnung auf Gewinn und Verbesserung nicht gering.

Am wohlsten habe ich mich immer bei den Menschen befunden, die meine Fehler kannten, ohne mich zu verabscheuen, und die mich bei sich duldeten und mich etwas liebten. Ich bin einmal nicht für eine starke Liebe gemacht, weil ich mich selbst zu gut kenne. Starke und heftige Liebe drückt mich zu Boden und treibt sogar die gelinde Zuneigung, die ich selber noch haben könnte, aus meinem Herzen. Aber etwas sanfter, freundschaftlich milder Zuneigung fühle ich mich, wenn auch nicht würdig, doch bedürftig und auch fähig. „Love me little, but love me long," bitte und flehe ich stets mit den Engländern.

Man sollte denken, daß eine solche stete und vorurtheilslose Selbstbeobachtung meines eigenen Wesens, wie sie mir eigen war, und der zufolge ich mich gewissermaßen wie einen Fisch im klaren Wasser schwimmen sah und vermöge deren — ich möchte sagen — keine meiner Mienen mir entging, ja keine meiner Bewegungen war, die mir nicht znm Selbstbewußtsein käme, — ich sage, man könnte vermuthen, daß eine solche Aufmerksamkeit dem Menschen und seinem Benehmen und der Besserung und Bildung seines Wesens sehr vortheilhaft sein müßte.

Derjenige, der sich, so zu sagen, immer in der Luft neben

sich her abgespiegelt sieht, und dieses Luftbild sich verfolgen sieht wie seinen Schatten, welcher den Finger ausstreckt, so wie er ihn selber ausstreckt, und den Mund schief zieht, so wie er ihn selber schief zieht, muß gewiß sein ganzes Wesen außerordentlich in seiner Gewalt haben. Er wird sich immer gehörig mäßigen, sich nach den Umständen schicken können, er wird seinen Mienen stets die rechten Falten und seiner Stimme den passenden Ausdruck zu geben vermögen. Kurz, er wird auf dem Wege sein, ein vollkommener „sui compos“ zu werden.

Natürlich wäre dieß der einzige Vortheil, und zwar ein großer, den man von einer solchen Geschicklichkeit erwarten sollte. Allein bei mir wenigstens trifft dieß nicht im Geringsten zu. Eine lange Reihe von Jahren habe ich diese Geschicklichkeit geübt, ohne jenen Vortheil davon zu erlangen. Denn es ist das Eigenthümliche dabei, daß meine Beobachtung, statt mir voraufzugehen, mir immer einen Schritt hinterher schleicht. Ich beobachte mich stets. Es entgeht mir nichts von Allem, was ich thue. Ich bin mir jeder Regung bewußt. Ich weiß Alles was ich sage. Ich empfinde jeden Eindruck, den ich mache, allein ich sehe es immer nur dann erst, wenn ich die Sache schon vollbracht habe.

Meine Gabe dient mir daher nicht zum Vorbeugen, sondern nur allenfalls zum Wiedergutmachen. Ein perfecter Weltmann und Diplomat hat nichts von dieser hinterherschleppenden und reumüthigen Selbstbeobachtung. Er be-

sitzt vielmehr die vorlaufende, die viel nützlicher im Leben ist.

Ich möchte behaupten, daß unser Wesen so viele verschiedenerlei Phasen zeigt, als unsere Freunde verschieden sind. Das Verhältniß jedes Freundes zu uns und unser Benehmen gegen ihn ist so mannichfaltig, als es die Stellungen und die Eigenthümlichkeiten dieser Freunde sind.

Wir haben Leute, die unter uns stehen, und über die wir einen gewissen Einfluß üben und sogar üben müssen. Gegen sie nimmt unser Wesen etwas Ernstes, etwas Kaltes, wo nicht gar Abstoßendes und Hochfahrendes an, selbst, wenn so etwas von Natur nicht in uns liegen sollte.

Wir haben Andere, die über uns sind, und die uns imponiren. Unwillkürlich nehmen wir gegen sie ein bescheideneres und etwas geschmeidigeres Wesen an, und wir sind darin von Natur so klug, daß wir in der Regel hundert verschiedene Grade von Bescheidenheit und Geschmeidigkeit besitzen, je nach den hundert Graden des Uebergewichts und Ansehens unserer Freunde. Und oft sind diese Grade so unmerklich von einander verschieden, daß wir uns kaum des Unterschiedes bewußt sind.

Wir haben dieses Bewußtsein auch kaum nöthig, denn unser Wesen ist so beschaffen, daß wir uns meistens ganz von selbst und in ganz adäquater Proportion herauf- oder

herabstimmen, wie ein Thermometer, das man in Zimmerräume von verschiedener Temperatur brachte.

Dem Einen gegenüber haben wir ein ganz natürliches Wesen, weil er selbst natürlich ist. Dem Andern gegenüber haben wir ein etwas gezwungenes Wesen, weil er uns, wir wissen selbst oft nicht, wie und warum? — Zwang anthut.

Wir fühlen unsere geistige Ueberlegenheit über Diesen, wir merken wenigstens daß unser Geist ein Zoll breit höher ist, daß unsere Kenntnisse eine halbe Elle lang weiter gehen, als die seinigen; dieß giebt uns gleich ein Gefühl von Ueberlegenheit. Wir nehmen ein Wesen gegen ihn an, das einen kleinen Anflug von Herrscherthum hat. Gegen einen Anderen, den wir vollkommen überblicken, wird dieser Anflug zur entschiedenen Farbe, und wir bringen einen solchen Freund gewissermaßen in Sklaverei und Abhängigkeit von uns.

Manche Freunde üben einen unwiderstehlich komischen Einfluß auf uns, und unser ganzes Benehmen gegen sie hat etwas Spöttelndes und Mokantes. Ich hatte einen Freund, der mich immer anlächelte, so wie er mich erscheinen sah. Er war ganz wohlwollend gegen mich, aber er mußte etwas Komisches in meinem Wesen entdeckt haben, und er konnte kein Wort an mich richten, ohne daß ein leises Lächeln seinen Mund umschwebte.

Ich hatte einen andern Freund, dem immer, wenn ich mich ihm näherte, der Kamm sich zu sträuben schien. Er

zupfte sich die Cravatte, er gab sich ein Ansehen, er widersprach leicht, auch dann, wenn ich ihn sofort von der Falschheit seines Widerspruchs überführen konnte. Er wurde schnell unwillig gegen mich und betrug sich gegen mich wie ein Sklave gegen seinen Herren, dessen Herrschaft er nicht anerkennen will, obgleich er sich ihr nicht entziehen kann. Er war, so zu sagen, in dem Zustande fortwährender Rebellion gegen mich, die er aber nie durchführen konnte.

Gegen manchen Freund zeigen wir ein gesprächiges und beredtes Wesen, gegen andere sind wir wortkarg und gedankenarm. Es ist, als wenn Einige so mit uns harmonirten, daß sie gewissermaßen die verborgenen Quellen unserer Gedanken öffneten und ergiebig machten, während Andere gleichsam alles Wasser in uns zu Eis verwandeln.

Mir sagte Jemand, er habe einige Freunde, mit denen er bloß stottern könne, weil er unwillkürlich ihre eigene stotternde und holprige Manier zu sprechen annehme, andere dagegen, mit denen er sehr geläufig rede. Mehr oder weniger geht es uns Allen so.

Es giebt, glaube ich, nur sehr wenige Menschen, die sich selbst immer ganz vollkommen treu bleiben, und unter allen Umständen und allen Personen gegenüber stets und immer dasselbe Wesen zeigen. Aber es giebt allerdings solche. Wenn ich in mich gehe, so finde ich, daß ich weniger Aehnlichkeit mit diesen Leuten habe, als mit einer gewissen Art von Polypen,

von denen die Naturforscher sagen, daß sie immer die Farbe des Gesteins annehmen, auf welches sie sich eben fest setzen. Ich habe mich nie von den Einflüssen, die meine Umgebung auf mich äußerte, frei machen können, und ich fühle mich gewissermaßen beständig von Jedem mir Nahenden auf eine verschiedene Weise umstrickt und umsponnen.

Ich habe nie einen Menschen gesehen, der so wenig Selbstständiges, Entschiedenes und Gerundetes in seinem Wesen gehabt hätte, als ich selbst. Es mag ihrer noch geben, allein, ich sage, ich habe keinen gesehen. Ich hatte so wenig Imponirendes, daß ich glaube, ein einziger Blick auf mich genügte Jedem, um ihn alles Zutrauen zu mir verlieren zu machen. Es fehlten mir geradezu die Eigenschaften, welche einem Menschen unter Menschen Geltung verschaffen können. Es war in mir ein so völliger Mangel aller Persönlichkeit, wie er mir sonst nicht wieder vorgekommen ist.

Die Deutschen, die überhaupt im Vergleich mit anderen Nationen wenig „prononcirte" Persönlichkeit besitzen, haben von fremden Nationen eine Menge Ausdrücke entlehnt, welche auf diese Qualität Bezug haben. Sie sprechen von angenehmen „Formen", sie reden von Menschen, die zu „repräsentiren" verstehen, sie haben dem französischen Ausdruck „Contenance" ein gewisses Bürgerrecht verliehen. Selbst das Wort „Charakter", so wie die Wörter „Person", „Persönlichkeit", „Personalität" haben sie

wahrscheinlich durch die Vermittelung der Franzosen erhalten, entschieden das Wort „prononcirte" Persönlichkeit und eben so die Ausdrücke „Figur", „Respect". Von allen den Dingen, worauf diese fremden Worte hindeuten, hatte ich eingefleischter Deutscher kaum eine Spur.

In der That, ich habe oft einen Knaben, ja ein junges Mädchen um die Sicherheit ihres Auftretens, um die Bestimmtheit ihrer Formen und Umrisse und die Entschiedenheit ihres Wesens beneidet. „Dieses junge Mädchen", habe ich oft im Stillen zu mir gesagt, „scheint mir festgegründet dazustehen, wie eine Statue von Erz. Und worauf begründet sie diese Festigkeit, was giebt ihr die Basis dieses Selbstvertrauens? Sie hat nichts als ein bischen anmuthige Schönheit, spielt etwas Clavier und spricht mittelmäßig Französisch. Du hingegen bist ein Mann, hast Dieß und Das in der Welt gesehen, erfahren, verstehst von mehr als zehn Sprachen so viel als sie von einer, hast dein ganzes Leben dich abgemüht, dir Kenntnisse zu sammeln und dennoch hast du ihr gegenüber fast das Wesen eines geistigen Bettlers".

Ich habe eine Menge Leute gesehen, die mir in ihrem Wesen wie wandelnde Marmorstatuen vorkamen und deren Physiognomie ich mir sofort in Erz gegossen denken konnte. Ich selber machte eine so unbestimmte und unfaßbare Figur, daß sie, ich glaube, nicht einmal für den Pinsel geschaffen war.

Ich hätte mein Gesicht nicht anders als in einer rasch hingeworfenen Zeichnung mit Kohle oder Kreide sehen mögen.

Meine Physiognomie änderte sich, schien es mir, mit jeder Stunde, mit jeder Stimmung. Mein Benehmen und Wesen war eben so ungleich und ich wüßte dasselbe durch nichts anderes zu charakterisiren, als dadurch, daß ich sagte, ich könnte es ganz und gar nicht charakterisiren.

Ich hatte eine Art von Lebhaftigkeit, dieß ist wahr. Allein es war nicht diese ununterbrochene, stets sprudelnde und wie eine Wasserfontaine erfrischende, heitere Lebendigkeit, welche gewissen glückseligen und beglückenden Menschen eigen ist. Meine Lebhaftigkeit war ungleich und häufig von Melancholie und unheimlichem Trübsinn unterbrochen. Zuweilen brach ich mit meinen Gedanken und Einfällen hervor; zuweilen schien ich weder Einfälle noch Gedanken zu besitzen.

Da ich in der Regel nur immer dem Laufe meiner eigenen Gedanken folgte, wenn sie im Gange waren, so war es, trotz aller Anschließlichkeit schwer, mit mir ein intimes Gespräch zu eröffnen. Es war kein inniges und elektrisirendes Feuer in mir. Und ich glaube nicht, daß ich je im Stande war, durch eine von meiner Persönlichkeit ausströmende Wärme, einen Menschen für irgend etwas zu gewinnen.

Ich hatte eine gewisse Ruhe, auch dieß ist wahr. Allein es war doch nicht diejenige wohlthuende Ruhe, welche manchen Menschen eigen ist, in deren Nähe man sich so wohl

fühlt, wie unter dem Schatten eines duftenden Baumes. Meine Ruhe war trügerisch und wurde oft von plötzlichen Bewegungen gestört und eben daher kam es mir auch vor, als ob ich mit Niemandem ganz natürlich sei, obgleich es mir nicht an franchise fehlte und ich, wenn man mich befragte, offenherzig genug Alles eingestand, was man zu wissen wünschte. Menschen, bei denen es an kräftiger und entschiedener Natur fehlt, können bei aller Offenherzigkeit doch nicht immer ganz wahr und natürlich sein.

Ich hatte etwas Gemüthliches in meinem Wesen, ich muß dieß glauben. Ja, ich möchte behaupten, Gemüthlichkeit war eine derjenigen Göttinnen, denen ich am liebsten opferte. Ich machte mir, so zu sagen, immer mit ihr zu schaffen, wollte Alles immer „gemüthlich" haben und selber stets „gemüthlich" sein. Dennoch aber gelangte auch die Gemüthlichkeit meines Wesens, die das schönste Product der Vermählung von Ruhe und Lebhaftigkeit ist, nicht völlig zur Reife. Weder kam ich selbst zu dem reinen Genusse ihrer schönen Früchte, noch wußte ich diese Früchte für Andere zu bereiten.

Ich habe wenig oder so viel beinahe wie Nichts in der Welt verrichtet und durchgesetzt. Allein ich sah doch zuweilen Menschen vor mir, die noch weniger Werke als ich aufzuweisen hatten und deren „à plomb" sich nichts desto weni-

ger zu dem meinigen verhielt, wie tausend zu eins. Ich sah z. B. junge, gar nichts bedeutende Edelleute, die von ihren Großvätern ein Stück Familienphysiognomie und eine Figur ererbt hatten die ihnen ein so großes Ansehen vor den Menschen gab, daß ich sie nicht ohne Demüthigung zugleich und Neid anblicken konnte und die sich dadurch in ihrer Umgebung eine Geltung verschafften und auch in sich selbst einen Halt zu finden schienen, welche beide sonst auf weiter nichts begründet waren.

Was mich betrifft, so hätte ich die Welt erobern können und ich hätte doch weder bei mir noch bei meiner nächsten Umgebung etwas gegolten. Hätte ich mich in Ansehen erhalten wollen, so hätte ich immer eine Maske vorlegen und mich den Leuten nicht anders als mit einem angenommenen Wesen, wie die egyptischen Priester, zeigen müssen.

Was wir in der Ferne gelten mögen, was wir durch unsere Schriften, durch unseren Ruf gelten mögen, das kommt uns selber nie zu Gute und gar nicht zum Selbstbewußtsein. Wir empfinden vielmehr nur die Geltung, die wir bei uns selbst und bei unserer nächsten Umgebung haben. Ich sagte mir tausendmal: „Siehe! Du oder doch wenigstens deine Ideen, die du producirtest, gelten etwas dort und dort, bei Denen und Denen, du hast ein gewisses Ansehen in jener oder jener Classe von Menschen, du kannst dich

mit Recht einer gewissen Abtheilung von Schriftstellern zurechnen, die sich Mühe gegeben haben im Dienste der Wahrheit. Und war dein Amt auch keines der größten und vornehmsten, so sind doch alle, selbst die kleinsten Aemter, im Dienste dieser Göttin vornehm und du kannst dich daher in deiner Art für eben so angesehen halten, wie ein guter Edelmann, wie ein tüchtiger Kaufmann, wie ein fleißiger Künstler, wie ein nützlicher Handwerker, jeder in seiner Art. Fühle dieß, empfinde dieß und gilt nun einmal etwas bei dir selber"!

Es war vergebens. Ich fühlte mein Ich darum nicht um ein Körnchen gewichtiger. Saß ich für mich auf meinem Zimmer, so galt ich vor mir nur gerade Das, was ich eben jetzt zur Zeit in mir verspürte und dieß war in jedem Momente immer unglaublich wenig. War ich unter Menschen, so galt ich bei diesen, die eben so wenig, wie ich selbst so viel Phantasie hatten, um meine, so zu sagen, sehr weit zerstreute Geltung und Persönlichkeit zusammen und in mir concentrirt zu erblicken, auch nichts. Denn vor seinen Freunden, vor seinen Dienern, vor seinen Gesellschaftern gilt der Mensch durchaus nicht Das, was er vor der Welt und Nachwelt gilt, sondern nur Das, was er in dem Verhältnisse zu ihnen gerade in jedem Momente durch seine Persönlichkeit geltend zu machen weiß.

Was ficht es uns an, daß der Mann, der sich zu uns setzt, ein weitberühmter Geist ist? Hat er Witz? fragen wir,

sprudelt seine Laune und Munterkeit? Und besitzt er diese nicht, so plumpt er bei uns mit allem seinem übrigen Gewichte durch. Was geht es die Geselligen an, daß Jemand ein philosophischer Kopf sei oder ein berühmter Historiograph oder ein gewaltiger Dichter? Sie haben nicht das Auge für diese Sachen. Sie sehen nur diese Person vor sich, die sich mit Händen greifen läßt, die sich mit Augen beurtheilen und taxiren läßt. Ist sie von hoher Geburt, ist sie von imponirender Gestalt, ist sie von polirtem, feinen Wesen, ist sie von angenehmen Manieren — gut! Das Uebrige ist Nebensache und verfliegt vor ihren Augen wie Spreu. Wenigstens für den Augenblick, in dieser Gesellschaft. Denn nachher in den stillen Cabineten, in den Lesezimmern und den Kammern, wo man zu den Büchern greift, da ist es wieder möglich, daß dieser selbe Mann, den wir so eben verachteten, uns wieder in einer anderen und ehrenwertheren Gestalt naht und in einem höheren Lichte erscheint.

„Die Werke der Dichter und Schriftsteller sind Possen und Spielereien“, sagt Plutarch in seiner Abhandlung über die Frage: „Ob die Athener durch Kriege oder durch Gelehrsamkeit berühmter geworden sind“? „Sie sind Possen und Spielereien“, sagt er, „den durchgreifenden und gestaltenden Werken der Feldherren und Gesetzgeber gegenüber“. Und sehr richtig parallelisirt er die berühmte Republik, die Plato sich ersonnen hat, mit den Republiken und Staaten,

welche Solon und Lykurg oder Alexander der Große mit fester Hand gegründet haben und sagt, daß jenes platonische Werk sich zu diesem solonischen und lykurgischen wie Luft und Schaum zu Steingebilden verhalte.

Ganz ähnlich ist es mit der Geltung der Schriftsteller, Künstler und Poëten in Gesellschaft vor solchen Persönlichkeiten, die durch Macht, Geburt oder Reichthum angesehen sind. Sie sind ihnen gegenüber Spielerei und Schaum.

Der Reiche vermag auf der Stelle baar zu zahlen, der Mächtige kann sofort befördern, erheben und vernichten, der Hochgeborene verleiht auf der Stelle Würde, Glanz und Ansehen Dem, der mit ihm in Berührung kommt. Der Denker und Schriftsteller gilt höchstens nur bei den Abwesenden und Zukünftigkommenden. In der Gegenwart ist er machtlos, und ist er es auch nicht immer, so ist seine Macht doch der Art, daß nicht alle Menschen sie gleich sehen und verstehen.

Man setze einen reichen und vornehmen Prinzen einer jungen Dame zur Linken und einen berühmten Poëten dieser selben Dame zur Rechten. Jener sei ein guter, angenehmer, hübscher Prinz, von dem man sonst nichts Uebles sagen könne, den aber nach funfzig Jahren kein Mensch mehr kennen wird. Dieser Poët aber sei ein Pindar, ein Horaz, Shakespeare, ein souveräner Fürst und König der Geister. Wem von Beiden, glaubt man, werden die huldvollsten, die freudestrahlendsten Blicke zu Theil werden?

Da Jeder dieß Experiment wenigstens im Kleinen in seinem Leben häufig mit angesehen hat, so brauche ich diese Frage nicht zu beantworten.

Wenn William Shakespeare auf einmal wieder aufstünde und umgeben von der ganzen Glorie seines riesengroßen dreihundertjährigen Ruhmes wied r mitten in unsere Gesellschaft einträte, glaubt man, daß er einen seiner geistigen Größe entsprechenden Eindruck auf uns machen würde? Allerdings würde die Welt für eine Zeit lang in Aufruhr gerathen. Ja, ohne Zweifel würde er eine Menge Einladungen bekommen und vielleicht sogar eine Zeit lang den Mittelpunct vieler fashionablen Zirkel bilden. Allein brächte er aus der anderen Welt sonst nichts mit, als was William Shakespeare damals zur Zeit der Königin Elisabeth besaß, so würde man der Sache bald überdrüßig werden und Tausende unter uns würden am Ende dem armen entlaufenen Wollhändlersohn und Wilddieb von Stratford upon Avon sich vielfach überlegen fühlen.

Auch Schärfe des Witzes, Fülle der Kenntnisse, körperliche Schönheit sind solche Dinge, welche der Persönlichkeit des Menschen unmittelbare Achtung, Einfluß und Ansehen verschaffen können. Der Witzige bildet sich seinen Kreis, der ihm so unterthan wird, wie dem Edelmann seine Vasallen, der Kenntnißreiche ist ebenfalls nützlich und vielfach zu gebrauchen. Er dient Vielen und Viele hängen daher

von ihm ab. Auch die körperliche Schönheit verschafft sich Huldigungen und Sklaven.

Nur einzig und allein der Schriftsteller vermag dieß nicht der reine bloße Schriftsteller nämlich, der sonst durch nichts einflußreich ist, als durch seine Feder. Es ist kein Geschäft, welches weniger persönliches Gewicht unter Menschen giebt, als das des Schriftstellers, den man, so zu sagen, nie mit Händen greifen, nie mit Augen sehen oder mit Ohren hören kann, der nur geistig existirt. Ein solcher Autor, der in keiner anderen Sphäre sich geltend zu machen weiß als in der unsichtbaren Geisterwelt, dessen Gedanken nirgends erscheinen als auf der Schreibtafel, der sich immer ohne Waffe fühlt, wenn er ohne Feder ist, der keinen anderen Panzer hat als den papiernen, der nur lebt und denkt, so lange er den Griffel führt, dem keine anderen Worte zu Gebote stehen als die er geschrieben, ein solcher Mensch, sage ich, ohne Geburt, ohne Schönheit, ohne Macht, Rang und Ansehen, ohne bereite Kenntniß im Kopf, ohne prompten Witz auf der Zunge — was soll der unter Menschen, wo Person auf Person stößt, gelten? Der Ausdruck und das Ansehn seines eigenen Wesens muß sich fast auf Nichts reduciren.

von ihm ab. Und die Romantiker? Schmachten vergeblich in Sehnsuchtsgefühlen und Träumen.

Nur einzig und allein der Schriftsteller vermag dies nicht: der reine Mehr-Schriftsteller nämlich, der sonst durchweltliche einflußreich ist, als durch seine Feder. Es ist kein Geschäft, welches weniger persönliches Gewicht unter Menschen giebt, als das des Schriftstellers, der, man, so zu sagen, mit den Händen greifen, mit den Augen sehen oder mit Ohren hören kann; der nur geistig existirt. Ein solcher Autor, der in keiner anderen Sphäre sich geltend zu machen weiß, als in der unsichtbaren Geisterwelt, dessen Thätigkeit mitgeteilt erscheinen also auf die Leserschaft, der sich immer eine Welt fühlt, wenn er ohne Feder ist, der keinen anderen Namen hat als den papiernen, der nur lebt und denkt, so lange er den Griffel führt, dem keine anderen Werte zu Gebote stehen als die er geschrieben, ein solcher Mensch sage ich, ohne Gestalt, ohne Schönheit, ohne Würde, Rang und Reichtum, ohne breite Kenntniß im Kopf, ohne gewandten Witz auf der Zunge — was soll der unter Menschen, wo Gestalt auf Gestalt stößt, geltend? Der Ausdruck und das Gesicht seines eigenen Wesens auch sich selbst auf Blättern verwandeln.

Beigabe.

„Das also war des Pudels Kern?“

XXIII.

Persönlichkeit und Werke.

Die Ursachen der merkwürdigen Erscheinung daß die Schriftsteller mehr als irgend welche andere Menschen das Schicksal haben, daß sie uns mit ihren Werken mehr erfreuen als mit ihrer Persönlichkeit, liegen zum Theil in uns Lesern, zum Theil in den Schriftstellern selber verborgen.

Wenn wir einen geschickt und geschmackvoll gearbeiteten Schrank oder ein sehr zweckmäßig gebautes Haus sehen und nach dem Künstler fragen, um ihm ein Lob zu spenden, so werden wir uns wenig verwundern, wenn wir etwa einen unansehnlichen Mann hervortreten sehen, weil wir bei jenen Dingen nur an fleißige Hände und eine geschickte Berechnung dachten, unsere Phantasie sich aber gar nicht geneigt fühlte, uns im Voraus eine glänzende Idee von der Persönlichkeit des Urhebers zu machen.

Hören wir von den klugen Speculationen und dem bedeutenden Einflusse eines Kaufmanns, so werden wir uns eher wundern, wenn auf der Börse, wo wir nach ihm fragen,

uns ein Mann mit gebietendem Aeußern, mit klarem Auge, mit hoher Stirn, mit einem Worte, ein Mann mit mehr Anschein von Größe entgegentritt als der hinkende Agesilaus besaß, in dem die persischen Gesandten durchaus keinen majestätischen König erblicken wollten.

Je mehr das Werk, das wir vor Augen haben, bloße Geschicklichkeit oder kalte Ueberlegung erfordert, desto weniger werden sich unsere Gedanken mit seinem Urheber beschäftigen. Je mehr aber Herz, Gemüth und Charakter auch eine Rolle dabei zu spielen scheinen, desto näher wird uns beim Anblick des Werks auch eine Vorstellung von seinem Urheber treten und unserer irdischen Natur gemäß, der zufolge wir alle Vorstellungen sofort in ein irdisches Gewand kleiden, können wir dann nicht umhin, auch jenen Urhebern im Geiste eine schöne Hülle zu verleihen.

Wir finden es sogar nöthig, den Himmel selbst mit lauter schönen Gestalten zu bevölkern und würden uns kaum überreden können, daß ein Engel, der nicht ein verklärtes Raphaëlisches Antlitz trüge, wirklich ein guter, erhabener Geist wäre.

Die Schriftsteller sind den Engeln sehr ähnlich, denn sie zeigen sich in ihren Werken fast immer als gute Geister und Mancher stellt sie sich schon deßwegen als etwas ganz Absonderliches vor, weil sie gewöhnlich von so äußerst glänzenden und erhabenen Dingen reden. Sie lobpreisen nichts als was trefflich ist, sie schmücken mit der Rede nur das Schöne,

sie zeigen sich glühend und lodernd bloß für die Wahrheit und sie bestreben sich Alle für diese herrlichen Dinge mit einem Eifer, mit einem Enthusiasmus, wie man ihn im gemeinen Leben außerhalb der Bücherwelt selten gewahr wird. Was ist natürlicher, als daß wir diese Menschen, die so herrlich redeten, die solche schöne Gesinnungen im Herzen, solche leuchtende Gedanken im Kopfe hegten, lieb gewinnen, daß wir uns ihre Nähe beseligend, ihr Wesen und ihren Umgang ganz ungewöhnlich angenehm denken, daß wir uns nach ihnen sehnen, daß wir zu ihnen eilen, sie zu besuchen, ihnen unsere Huldigungen zu überbringen, daß wir mit pochender Erwartung in ihre Wohnung treten und nicht wenig betroffen sind, wenn wir dann statt eines Apollo einen armen Dichter oder statt einer hehren Muse eine klagende Dichterin finden.

Schilderungen von edlen Helden, von Königen, ihren Höfen, von Jubel- und Freudenfesten von ergreifenden Trauer-Scenen — wo sind sie häufiger als bei den Poëten, Geschichtschreibern ꝛc? Die, welche nun vergessen, daß die Dichter oft gerade Das am herrlichsten schildern, was sie selber am wenigsten besitzen, bilden sich am Ende ein, daß diese Menschen, die immer von so vielem erhabenen Glanze singen, selber sich in beständigem Glanze bewegen und wundern sich dann nicht wenig, wenn sie in ihnen vielleicht nichts weniger als heldenmäßig aussehende Menschen finden. Etwas der Art scheint z. B. den Verehrern des Ariosto begegnet zu sein, die, als sie zu ihm kamen, ihn in einem höchst

bescheidenen Hause fanden und ihm darüber ihre Verwunderung zu erkennen gaben, indem sie den Meister fragten, wie er, der doch so viele Paläste und herrliche Gärten in seinen Versen beschrieben habe, in einer solchen Barracke es aushalten möge?

Ich sage, es ist dies etwas Gewöhnliches und Natürliches und selbst, wenn wir auch Alle längst wissen und häufig gehört haben, daß Alexander das Haupt schief trug, daß Agesilaus hinkte, daß Cäsar erstaunlich mager im Gesicht war, daß Sokrates einen aufgeschwollenen Kopf, eine Kartoffelnase und eine große Warze im Gesichte hatte, daß Gibbon ganz feiste Wangen hatte, daß man in Jean Paul nur ein wohlgenährtes Biergesicht, wie man es in jedem bairischen Landstädtchen häufig findet und daß man in Jean Jacques Rousseau's meskiner Figur gar nichts Ungewöhnliches, gar nichts Erhabenes, ja nicht einmal etwas Charakteristisches und Interessantes finden konnte, so wird uns doch bei jedem neu auftauchenden Genie unsere Phantasie wieder denselben Possen spielen und wir werden immer von Neuem in den Fehler verfallen, uns einen Mann von ausgezeichnetem Talente und erhabenem Geiste auch als einen Mann von erhabenem, majestätischem, anziehendem oder imposantem Aeußern vorzustellen.

Indessen es wird möglich sein, daß wir über diese groben Illusionen hinwegkommen, wenn wir uns besinnen, wie nichtig die äußere Form, welche bloß das leibliche Auge auffaßt,

ist, wie viel wichtiger Alles ist, was durch das Ohr in uns eindringt, wie selbst in einem krüppelhaften Körper eine edle, gesunde, herrliche Seele wohnen kann und wenn wir demnach unsere Augen gefangennehmend uns mit dem großen Mann durch die Rede und Conversation in geistigen Rapport setzen. Allein selbst auch dann noch stehn uns Enttäuschungen bevor. Auch da noch bieten uns die Schöngeister und die sogenannten „genialen" Menschen Räthsel dar, die schwieriger zu lösen sind.

Als Hume, nachdem er einen Theil seiner geistreichen Essais bereits geschrieben hatte, nach Paris kam, wurde er dort überall mit Spannung erwartet, mit Jubel empfangen und in zahllosen Gesellschaften gefeiert. Doch wurden die Pariser seiner sehr bald überdrüssig, da sie bemerkten, daß er nicht viel mehr als „ja" und „nein" zu sagen wußte und im Uebrigen nichts als ein ziemlich steifer, hübscher und ungenießbarer Engländer zu sein schien.

Rousseau sagt es mehre Male in seinen Schriften, daß er sich immer geschämt habe, der Welt unter die Augen und Ohren zu kommen, weil er sich wohl bewußt gewesen, wie nichtssagend er ihr erscheinen müsse und wie schüchtern und unsicher er den Menschen gegenüber auftrete. Er habe sich daher, sagt er, immer so viel als möglich in allerlei Schlupfwinkeln zu verstecken gesucht und Umgang und Gesellschaften gemieden, damit er nicht immer die verwunderten Gesichter zu sehen brauche, die ihm deutlich zu sagen schienen: O

Himmel! Wie kann ein so insipider Mensch es wagen, geistreiche Bücher zu schreiben!

Wenn es auch von Jemandem, der im Begriff steht, dem Horaz eine Visite zu machen, sehr übertrieben wäre, zu erwarten, daß er nichts als Oden und Episteln aus seinem Munde vernehmen werde und wenn auch kein vernünftiger Mensch denken wird, daß Homer beständig in Hexametern und Anakreon in Jamben oder Dithyramben mit ihm conversiren werde, so scheint es doch ganz billig, wenn man sich beim Anakreon auf einige humoristische Scherze oder doch auf einige geistreiche Toaste, beim würdigen Homer wenigstens auf den einen oder anderen erhabenen Gedanken, beim Horaz auf ein gelegentliches Bon mot oder einen lehrreichen Kernspruch und hübschen Einfall gefaßt machte.

„Wie launig, wie lebendig, wie geistreich hat er nicht jene und jene Geschichte in seinen Werken erzählt! Wie freue ich mich, sie nun einmal selbst aus seinem eigenen Munde zu vernehmen. Im Buche läßt sich so Vieles doch nicht wiedergeben, was die Kunst des mündlichen Vortrags, den Effect erhöhend, noch hinzufügt". So sind wir geneigt, bei uns selber zu denken, wenn wir im Begriff sind, mit einem Sir Walther Scott oder einem Boz, einem Sue oder George Sand zusammenzutreffen.

Sehen wir dann aber, wie es zuweilen geschieht, gar keine Hoffnung in Erfüllung gehn, bringen wir den Salamander bald in dieses bald in jenes Feuer und finden dann

bei ihm nichts Ungewöhnliches, so wenden wir uns fast mit Entrüstung von ihm ab und sind geneigt, einen solchen Schriftsteller der Täuschung und Heuchelei anzuklagen als hätte er uns durch seine Werke weiß machen wollen, er habe schönere Eigenschaften als er in Wirklichkeit besitze.

Wir zeigen aber, wenn wir uns so gehen lassen, nur gar zu sehr, in wie hohem Grade wir es außer Acht ließen, daß wir die Wirklichkeit und das Wesen eines Dichters eben nicht in seiner Person und auch nicht in seinen Gesprächen, sondern bloß in seinen Werken und geschriebenen Gedanken suchen sollten.

Und zwar besonders in unseren jetzigen Zeiten. In alten Zeiten, als die Dichter und Weisen noch ihre Verse und Lehren mitten in der Gesellschaft der Menschen wo nicht machten, doch häufig vortrugen und sie selber sangen uud in's Leben führten, als es noch keine Federn und Papier, geschweige denn Druckpressen gab, da mochten die berühmten Sänger, die begeisterten Menschenlehrer und Propheten sich selber mehr ähnlich sehen.

Jetzt, wo man fast Alles stumm und still abmachen kann, wo man durch passives Lesen ohne die Dazwischenkunft des lebendigen Wortes, die Belehrung aufnimmt, die man nöthig hat, und wo man durch eben so passives Schreiben und Drukken die Gedanken, die man im Ueberfluß besitzt, von sich giebt, ist der Riß zwischen der geistigen Welt und der körperlichen noch viel größer und der Gegensatz zwischen den beiden in ei-

nem Dichter vereinten Persönlichkeiten viel stärker geworden, als je zuvor.

Was dem Thun und Treiben der Schriftsteller vor allen andern Beschäftigungen der Menschen eine so große Eigenthümlichkeit giebt, ist dieß, daß es eine Arbeit ist, die mehr als irgend eine andere in die Einsamkeit führt. Der Krieger befiehlt, gehorcht und kämpft in Gesellschaft, der Staatsmann, der Kaufmann, der Advocat, der Prediger können nur in mannichfacher persönlicher Berührung mit den andern Mitgliedern der Gesellschaft existiren und wirken.

Der Schriftsteller verrichtet sein Geschäft um so besser, je einsamer er es treibt und diese Einsamkeit eben, die sein wahres Element ist, macht ihn so schön, wie er in seinen Werken erscheint und zugleich so unansehnlich, wie er in seiner Person sich zeigt.

In der Einsamkeit ist er an keinen Widerspruch gewöhnt, als an den, den er sich selber macht. Fährt ihm nun Jemand im Leben und in der Conversation mit einem lauten Einwurf in den Weg, so ist er leicht aus der Fassung zu bringen. In der Einsamkeit ist er nie aufgefordert, auf unerwartete Fragen zu antworten, plötzlichen Einwürfen zu begegnen, denn die Einsamkeit gab ihm immer Zeit sich gemächlich zu bedenken, oder nach Belieben die Frage ganz fallen zu lassen und bloß auf Das einzugehen, was ihm schon von selbst klar war. Soll er nun im Leben rasch erwidern, prompt dieß und jenes Räthsel lösen, so fehlt es ihm an der nöthigen Geistesgegenwart.

Menschen, die in einer Weise den Reichthum und die Kraft ihres Geistes geoffenbart haben, sind zwar gewiß überhaupt geistreich, aber es wäre ein Irrthum, wenn wir glauben wollten, daß sie auch fähig sein sollten, diesen Reichthum auf alle Weise und in allen Richtungen von sich zu strahlen.

Der Reichthum des Geistes ist ein tief verborgener Schatz, der durch sehr verschiedene Künste ans Tageslicht kommen und gehoben werden kann. Es ist kaum möglich, daß ein Mensch sich in Besitz aller oder mehrerer dieser Künste setze. Der Eine hat sich gewöhnt, seinem Geiste, den man sich gleichsam als einen im Innern brennenden Vulkan denken kann, durch die Beredtsamkeit seiner Zunge Luft zu verschaffen, dem Andern fließt sein Ueberfluß durch die Feder ab und dieser Letztere erscheint dann in allen andern Lagen, wo er sich nicht seiner Feder bedienen kann, ungeschickt.

Es ist zwar überall schwer, sich dem Kerne der Menschen zu nahen und sie in ihrem innersten Werthe zu erspähen. Was wissen wir von der Größe eines Feldherrn, wenn wir nicht mitten in dem Kugelregen der Schlacht an seiner Seite standen und in den kritischen Momenten die Kaltblütigkeit seiner Ueberlegung, die Schärfe seines Blicks, die Größe seiner Geistesgegenwart, die Energie seines Genies bewunderten?

Was kennen wir von einem Vasco de Gama oder Columbus, dem wir nicht im Sturme am Steuerruder in die Augen sahen? Wie wenig wissen wir das Herz einer Mutter

zu schätzen, wenn wir sie nicht an der Wiege ihres Säuglings belauschten!

Aber von allen Versteckten und Unnahbaren sind die Unnahbarsten die Dichter und Weisen. Denn wenn wir sie auch mitten in ihrer Einsamkeit, mitten in dem Momente ihrer geheimnißvollen Zusammenkunft mit der Muse sähen, wenn wir den Plinius überraschten, wie er unter irgend einem Gebüsch seines ländlichen secessus schwärmt, oder den Petrarca, wie er auf den Hügeln seines Thales von Vaucluse sitzt und den entzückten Griffel über die Tafel hinführt, oder den Tasso, wie er in den Gärten von Ferrara wandelt und seine Verse aufsetzt, corrigirt und revidirt — was haben wir am Ende davon? Selbst mitten in diesen Momenten ihrer eigentlichen Größe geben die Autoren doch kein sichtbares Bild der Größe. Vielleicht nur einige kleine schwer zu erkennende Zeichen — ein verklärtes Auge, eine schwach glimmende Gluth auf der Wange, vielleicht ein nur leiser Zug von Spannung in den Lippen, ein paar Bewegungen der Hand, als gestalte sie Formen in der Luft, und dann die hastig arbeitende Feder sind die einzigen Zeichen, die uns auf die Großartigkeit Dessen schließen lassen, was in ihrem Innern vor sich gehen mag.

Sind also die Dichter, selbst nicht einmal in den Augenblicken ihrer eigentlichen Begeisterung, mitten in der Action, großartig und imposant, wie viel weniger sind sie es dann, wenn der Gott sie verlassen und gewöhnlichen Zuständen zurückgegeben hat?

Alle verschiedenen Göttergestalten der alten Griechen entstanden vermuthlich dadurch, daß sie die in die Augen fallenden ausgezeichneten Eigenschaften gewisser Menschenclassen auffaßten, zusammenlegten und sie in der Person einer idealisirten, dieser Menschenclasse oder der ihnen eigenen Art der Thätigkeit gewidmeten Gottheit concentrirten. So entstand die Vorstellung des Ares z. B. aus der Kraft, der schönen Männlichkeit, dem wilden, feurigen Trotze, dem edlen und kühnen Uebermuthe, die man in der Persönlichkeit eines Achilles und in den anderen Heroen und großen Kriegern ausgedrückt fand.

So wuchs die Idee und Figur des Mercurs ganz natürlich aus dem Schooße der Kaufmannschaft hervor, indem man ihm alle die gelenke Gewandtheit, die prompte Pünctlichkeit, die freundliche und unterthänige Beredtsamkeit, welche die jungen Mercurssöhne auszuzeichnen pflegt, beilegte. Eben so sind die Hirtengötter nur metamorphosirte Hirten.

Und dieß ist Alles so natürlich, daß, wenn die Modelle der alten griechischen Götter einmal verloren gehen sollten, unsere Künstler den Ares ohne viel Mühe aus den Angesichtern unserer Krieger, den Mercur auf unseren Börsen, Comptoirs und Kaufläden, die Hirten und Waldgötter auf unseren Dörfern wieder zusammenlesen könnten. Sehr schwer aber, glaube ich, würde es ihnen werden, eine schöne Minerva aus einer Verschmelzung aller unserer

Gelehrten oder auch nur eine Muse aus einem Abstracte aller unserer Schriftstellerinnen oder einen Apollo aus einer Metamorphorsirung und Idealisirung unserer Dichter herauszubringen.

Die Dichter als Kinder.

Eine der vornehmsten Ursachen der Erscheinung, daß die Persönlichkeiten der Musensöhne selbst oft weniger Ansehen unter den Menschen genießen als ihre Werke, liegt darin, daß sie mehr nur die leidenden Vehikel als die selbstthätigen Schöpfer ihrer begeisterten Productionen zu sein scheinen.

Man kann sagen, daß, je mehr die Erfindungen und Werke des Genies nicht menschlichen, sondern göttlichen Ursprungs sind, um destomehr dieß Mißverhältniß zwischen der Geltung des Products und des Producenten hervortritt. Desto tiefer beugen wir uns vor Jenem, desto weniger sind wir geneigt, Diesem Hochachtung zuzugestehen.

Der Pythia, so lange sie auf dem Dreistuhle sitzt und so lange der Gott aus ihr redet, horchen wir mit Ehrerbietung. Wenn sie aber ihre Höhle verläßt und sich unter die Alltagsmenschen mischt, dann kann diese Pythia ein sehr gewöhnliches Wesen sein und wir vergessen, wenn sie uns nicht auch beim nüchternen Sonnenlichte durch andere Eigenschaften zu imponiren versteht, bald Dessen, was sie im Rausche

und in der Dunkelheit sprach. So ist es auch mit den Poëten und Autoren.

Eine Somnambule verräth Dinge und Wahrheiten, von denen wir gewöhnlichen grobsinnigen Menschen nicht einmal eine Ahnung haben. Wir stehen in Bewunderung um sie her und lauschen mit Andacht, so lange der Geist aus ihr redet. Erwacht sie aber und wandelt unter uns Uebrigen, so sind wir dann nicht geneigt, sie nach dem Maße ihrer Aussprüche zu schätzen. Wir schenken ihr nur so viel Interesse und Mitleiden, als man einer armen unglücklichen und kränklichen Person zuzugestehen pflegt.

Ganz ähnlich machen wir es mit den Poëten und Autoren.

Wir wissen aus den Mittheilungen über Sir Walther Scott's Leben, die sein Schwiegersohn publicirt hat, daß jener treffliche Schriftsteller ganze Stunden lang, ohne anzuhalten, zu dictiren pflegte. Hatte er sich erschöpft, so ging er zu Bette und am anderen Tage war er sich dann so wenig dessen bewußt, was er den Tag zuvor von sich gegeben hatte, daß er ganz ängstlich und in großer Besorgniß, er möchte Unsinn zu Papier geschafft haben, nach dem Manuscripte griff, es durchlas, es seinen Freunden zum Durchlesen gab und dann ganz verwundert war, zu hören, daß es eines der ansprechendsten Stücke seiner schönen Romane sei.

Der Bildhauer Dannecker war sich so wenig Dessen bewußt, was er that, daß, nachdem er Tagelang, in Entzückungen verloren, und in Vertiefung fort modellirend, vor sei-

nem Marmor gelegen hatte, dann eine alte Frau, seine Nachbarin, hereinrief, um ihr seine Werke zu zeigen. Zeigte sie sich unbewegt und ungerührt, so schloß er, er habe das Rechte nicht getroffen. Applaudirte sie aber, so verklärte sich auch sein Antlitz und er schöpfte Trost und Hoffnung.

Ja, Pygmalion fiel gar vor seinem eigenen Werke anbetend nieder, als habe nicht er es selber, sondern statt seiner ein Gott geschaffen. Es ist offenbar, die Dichter und Künstler verlangen zu viel von uns, wenn sie begehren, daß wir Kenner und Kritiker ihre Persönlichkeit mit ebenso großer Verehrung und Hochachtung betrachten sollen, wie ihre Werke, über die sie sich selber verwundern, vor denen sie selber anbetend niederfallen und deren Werth sie nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung und ihrem eigenen Wissen mit klarem Bewußtsein, sondern nach dem Urtheile irgend eines beliebigen Freundes oder eines alten Weibes abschätzen.

Es ist dem Talente und Genie so viel Jugendliches, so viel Unbewußtes eigen. Und wenn in gewisser Beziehung hierin eine große Liebenswürdigkeit des Talentes liegt, so zeigt sich doch eben darin auch seine Unselbstständigkeit. Die Genies bleiben ihr ganzes Leben lang in hundertfacher Beziehung wahre Kinder. Aber das Leben und die Welt erfordern eben erfahrene Männer, und die Kinder können sich da nicht geltend machen.

Je einseitiger, je concentrirter und ausgesprochener ein Talent ist, desto größer pflegt es auch in der Regel zu sein,

desto Höheres vermag es zu leisten. Ein Dichter, der ganz in seiner dichterischen Welt lebt, ein Musiker, dessen ganzes Sein und Streben in der Musik aufgeht, ein Maler, der von Allem sich abwendet, was nicht Farbe und Licht ist — das sind die Leute, deren die Musen bedürfen, denn sie wollen ihre Geliebten ungetheilt und ausschließlich besitzen. Das sind aber auch eben die Leute, welche das Leben nicht will, denn um das Steuerruder in diesem Sturm des Lebens sicher zu fassen und zu halten, dazu sind nicht solche einseitige Gaben, sondern eben sehr mannichfaltige Anlagen und Talente von nöthen.

Ein feiner, vielerfahrener, umsichtiger des Lebens der Welt und Geschichte kundiger Mann, der gescheut redet, der hundert Gründe hat, seine Behauptungen zu beweisen, dem nützliche Kenntnisse zu allen Zeiten zu Gebote stehen — wie schwer wiegt er gegen einen in sich versunkenen, häufig verstimmten, zerstreuten, in keiner Kenntniß festen, zuweilen leidenschaftlichen und auf gewöhnliche Weise ungenießbaren Poëten.

Die Autoren sind oft besser als ihre Werke.

Man täuschte sich, wenn man glauben wollte, daß die Werke der Schriftsteller immer edler und lieblicher wären, als sie selbst. Sie sind nur eben anders, und bei einer großen Classe von Autoren, bei heftigen Kritikern, Satyrikern,

überhaupt bei allen Denen, deren Galle mit der Feder eine nähere Verbindung hat, als ihr Herz, trifft meistens gerade das Gegentheil zu, nämlich, daß ihre Person und ihr Wesen weniger Abscheu und Schrecken einflößt als ihre Feder.

Es ist nicht nur bei Kindern, sondern überhaupt bei allen Menschen, welche nicht wissen, daß die eigentlichen Schriftsteller sich mit ihrer Feder in einer ganz anderen Welt bewegen als mit ihrer Persönlichkeit, und die immer glauben, daß ein Mensch von Kopf zu Fuß ganz seinem Style analog sein müsse, etwas sehr Gewöhnliches, sich die bitteren Satyriker und scharfen Kritiker auch überhaupt als bittere, gallige, bösartige, feindselige Menschen zu denken; während sich in der Wirklichkeit gerade das Umgekehrte — Bitterkeit in den Schriften bei Sanftmuth in dem Wesen — so viel häufiger findet, daß man es fast als Regel annehmen möchte.

„Pour Colin“, sagte Boileau's Vater von seinem jüngeren Sohne, der ein so berühmter Satyriker wurde, „pour Colin, c'est un bon garçon, qui ne dira jamais de mal de personne“. Und es ist bekannt, daß dieser Colin, der durch seine Schriften so vielen Menschen wehe that, der fast keine Zeile geschrieben hat, in der er nicht einige seiner Zeitgenossen durchhechelte oder lächerlich machte, der von sich selber sagte, daß seine Galle ihm bei seinen Schriften die besten Dienste leistete („Ma bile alors s'échauffe, et je brûle d'écrire“) bis an sein Lebensende eine der sanftesten, theilnehmendsten und gefühlvollsten Seelen war, der im Gespräche

Niemanden verletzte, der durch die großmüthigsten Handlungen der Wohlthäter vieler Menschen wurde und sein Vermögen den Armen hinterließ.

Unser deutscher Landsmann Zimmermann zeigt sich in seinen Schriften zuweilen so bitter und plump, daß man fast darauf schwören möchte, diese Schriften seien aus einem sehr harten Gemüthe geflossen. Und doch versichern uns seine persönlichen Feinde, unter andern Tillot in seiner Lebensbeschreibung Zimmermann's, daß so etwas gar nicht in dem Wesen dieses Autors gelegen, daß er im persönlichen Umgange vielmehr sich als der gefälligste und sanfteste Mensch von der Welt dargestellt habe. Nur seine Feder war gallig, nicht seine Zunge, nicht sein Herz, nicht seine Handlungen.

Man könnte noch viele andere Menschen citiren, deren Wesen in einem ebensolchen vortheilhaften Contraste mit ihren Schriften stand. Und es geht daraus besonders deutlich hervor, daß man immer die Muse, die einen Autor begeistert, von seinem eigenen Geiste trennen muß. Unsere Muse kann necklustig, ja sogar spottsüchtig sein, ohne daß wir es darum selber sind. Unsere Muse kann munter, wir selber dagegen melancholisch sein; auch umgekehrt, kann unsere Muse melancholisch, wir selber dagegen ganz munter sein. Es kommen alle Arten von Gegensätzen zwischen dem Autor und seiner Muse vor Man hat sogar Beispiele, daß die Muse eines Menschen nichts weniger als keusch ist, während sein Leben und Thun ganz fleckenlos war.

Dieß deutet schon Martial an, wenn er singt:

Lasciva est nobis pagina, vita proba.

Und Ausonius bezeugt es mit seinem Leben, da er einen sehr keuschen und frommen, christlichen Wandel führte, während seine Feder nicht selten auf sehr schlüpfrigen Versen mit seiner Phantasie davonlief.

Ausonius steht darin in einem merkwürdigen Gegensatze zu Virgil, der nie einen obscönen Vers geschrieben und doch im Leben nicht weniger „galant" gewesen sein soll als Horaz.

Man nennt dergleichen Erscheinungen Widersprüche. Diese Widersprüche stehen aber in so guter Harmonie, daß man sie fast als ganz nothwendig aus der Natur des Menschen fließend betrachten kann und es wäre eigentlich viel wunderbarer, wenn ein solcher Gegensatz zwischen unserer Muse und unserem übrigen Wesen nicht existirte.

Der gallige Schriftsteller, der viel Bitterkeit durch die Feder verliert, ist eben als solcher auch viel sanfter mit der Zunge, da er für sie nicht so viel Bitterkeit übrig hat. Gerade wenn wir in Gesellschaft munter und lustig sind, so klagen wir gern in der Einsamkeit, und umgekehrt, wer sich mit der Zunge ausgeklagt hat, hat es dann mit der Feder nicht mehr nöthig und kann sich da munterer zeigen.

Zwiespalt der poetischen Naturen.

Jener Zwiespalt, den man so oft in dem Wesen gewisser poëtischen Menschen und überhaupt bei allen Denen entdeckt, die in der Geisteswelt forschen, entsteht hauptsächlich daher, daß sie mit einem Fuße gleichsam in dieser irdischen, mit dem anderen Fuße in einer anderen Welt stehen.

Sie sehen Alles mit ganz anderen Augen an, als wie gewöhnliche Menschen. Die Welt ist ihnen gar nicht Das, als was sie den Anderen erscheint. Sie sehen, so zu sagen, überall nur Götter oder das göttliche Prinzip. Könnten sie sich ganz von der äußeren Welt lossagen und ganz in ihrer Ideenwelt leben, könnten sie sich freudig in dieselbe hineintauchen, sich völlig ihr hingeben, dann würde sie Freude, Friede und Seligkeit überströmen. Da sie aber das Unsichtbare, das Schöne, das Wahre, das sie aus ihrer Ideenwelt holen, in Worte kleiden, in diese sichtbare Welt einführen und hier damit wirken wollen, so irren sie gleichsam immer an dem Gebiete der beiden Welten, der sinnlichen und der geistigen, herum.

Die anderen Menschen, welche nicht dichten, forschen und schreiben, sind ruhig in den Hafen dieser irdischen Welt vor Anker gegangen und leben ganz in ihr, sind ganz Menschen. Die Dichter können es nie vergessen, daß der Mensch, wie Pope singt, ein Wesen ist:

Placed on this isthmus of a middle state
A being darkly wise, and rudely great
— He hangs between; in doubt to act or rest:
In doubt to deem himself a god, or beast;
In doubt his mind or body to prefer;

— Chaos of thougt and passion, all confused,
Still by himself abused or disabused,
Created half to rise, ad half to fall,
Great lord of all things, yet a prey to all,
Sole judge of truth, in endless error hurl'd
The glory, jest and riddle of the world!

Gewöhnung.

„Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit
Wurzelnd allmälig zu ihr, unüberwindlich ist sie''.

XXIV.

Gewöhnung.

Die Engländer haben eine außerordentliche Furcht vor dem Einschleichen von Gewohnheiten in den Gang ihres politischen Lebens. In ihren parlamentarischen Verhandlungen, bei ihren Gerichten, in ihrem alltäglichen Leben betrachten sie jeden bisher noch nicht vorgekommenen Fall mit großer Vorsicht und beleuchten ihn erst von allen Seiten, bevor sie eine Entscheidung darüber abgeben, ein Urtheil fällen, eine Bewilligung machen, aus Furcht, man möchte sich auf diesen Vorgang berufen und es möchte dieser eine Fall der Anfang zu einer langen Gewohnheit werden.

Mir scheint es, daß die Engländer bei dieser Vorsicht von einer sehr richtigen Beurtheilungsweise des menschlichen Wesens geleitet werden, eines Wesens, das außerordentlich dazu geneigt ist, empfangene Eindrücke zu bewahren und dem gegebenen Impulse so lange zu folgen, bis ein entgegengesetzter Impuls hemmend dazwischen tritt.

Ich habe oft an die Engländer gedacht, wenn ich die Fluren mit frischgefallenem Schnee fußhoch bedeckt sah und bemerkte, wie die ersten Fußstapfen die Richtung des anzubahnenden Weges entschieden. Setzte ein Mensch seine Schritte dießseits des Grabens, so war Alles darauf zu wetten, daß auch alle seine tausend Nachfolger dießseits des Grabens gehen würden, um sich die Mühe zu sparen, einen neuen Weg anzubahnen, selbst wenn auch jenseits des Grabens die Distanze etwas verkürzt werden könnte.

Der Mensch ist von Natur so leicht zu gewöhnen, daß er sich nicht genug in Acht nehmen kann, eine Sache auf diese oder jene Weise zu thun. Denn es ist beinahe unzweifelhaft, daß er es dann auch das nächste Mal und alle die folgenden Male auf dieselbe Weise thun werde.

„C'est le premier pas qui coute" sagen die Franzosen, „der erste Schritt ist der schwierigste". Sie könnten auch sagen: „der erste Schritt ist der entscheidende".

In der That, die Menschen sind so arge Gewohnheitswesen, daß man sie oft seufzen hört; „Wir sind die Sklaven der Gewohnheit". Man kann darüber seufzen, aber auch sich freuen. Die Natur hat uns diese merkwürdige Fähigkeit zur Gewöhnung nicht umsonst gegeben, denn in der That nur durch sie ist es uns möglich, die Herren unserer Selbst zu werden und wir haben eben so viele Veranlassung, jene Fähigkeit als die kostbarste Eigenthümlichkeit des Men-

schen hoch zu erheben und zu preisen, als sie in ihrer Ausartung zu beklagen.

Die Griechen haben sehr richtig das Gedächtniß als die Mutter der Musen und Gedanken bezeichnet. Mich wundert nur, daß sie nicht, wie sie es mit eben so großem Rechte hätten thun können, die Gewohnheit die Mutter der Tugenden und Thaten genannt haben. Man wird einwenden, daß die Gewohnheit auch Untugenden gebiert. Allein ich setzte natürlich voraus, daß man ihr, wie der Mnemosyne den Jupiter, den Maximus und Optimus, als Gemahl giebt.

So wie sich ohne Gedächtniß keine Anhäufung, keine Combinirung der Kenntnisse, kein Wachsen des Verstandes, keine Erweiterung der Einsicht, keine Wissenschaft in uns denken läßt, so läßt sich ohne Gewohnheit keine Befestigung des Guten, keine sichere Begründung unserer Moralität, keine Erziehung und Bildung des Charakters und Herzens denken.

Man sagt zwar, die Erziehung gehe vornehmlich darauf aus, dem Menschen richtige „Einsichten" und gute „Grundsätze" beizubringen. Allein, wie wenig helfen alle richtigen Einsichten, alle guten Grundsätze, wenn sie nicht von guten Gewöhnungen, welche die festeste und solideste Basis aller Erziehung und Moralität gewähren, begleitet sind.

Man denke sich nur einen Menschen, der ohne alle Fähigkeit zur Gewöhnung sei. Dieser Mensch habe einen hellen

Verstand, um die Lehren der Moral richtig einzusehen, er habe ein gutes Gedächtniß, um sie alle trefflich zu behalten und dabei ein Herz, wie das Herz aller Menschen, von Natur voll von guten und schlechten Anlagen und Neigungen, allein er habe nicht die Fähigkeit, eine Handlung deßwegen noch einmal so zu thun, weil er sie schon vorher einmal so gethan. Es giebt ja Menschen, die sich sehr schwer gewöhnen. Jener sei nun ein Solcher, der sich gar nicht gewöhnen könne.

Was wird, wenn dieser Mensch zu handeln genöthigt ist, geschehen? Es werden in jedem Falle, bei jeder Handlung seine guten und seine schlechten Geistesanlagen mit einander in Kampf gerathen. Er wird der ganzen Kraft seines Gedächtnisses bedürfen, um sich der empfangenen guten Lehren und Grundsätze zu erinnern. Er wird seinen Verstand stets von Neuem anstrengen müssen, um einzusehen, was in diesem Falle das Rechte sei und er wird alle seine Herzensgüte aufbieten müssen, um seine Leidenschaften und seine verderblichen Triebe und Neigungen zu unterdrücken. Nach jeder Niederlage aber werden diese mit derselben Kraft von Neuem erstehen. Er wird diese nicht schwächen, so wie jene nicht stählen können.

Gewohnheit ist also der wahre Stab und Stecken unserer Moralität und ohne sie wären wir schwankende Rohre im Winde. Wie oft schlummert nicht unser Verstand, unsere

bessere Einsicht, wie oft vergessen wir unsere guten Grundsätze. Die gute Gewohnheit tritt in solchen Fällen zur Aushülfe auf und füllt gleichsam alle die Lücken aus.

Es ist zuviel von uns verlangt, daß wir stets und immer die Spannung der Wachsamkeit ertragen sollen und die Gewohnheit steht uns selbst da, wo wir schlummern, zur Seite und läßt uns das Rechte wählen, auch ohne daß wir erst nöthig hätten, den weitläufigen Prozeß der Ueberlegung, des Entschlusses und der Bekämpfung der Leidenschaften durchzugehen.

Die rohesten und wildesten Thiere sind diejenigen, die man an gar nichts gewöhnen kann. Edler und dem Menschen näher stehen die, welche sich gewöhnen, d. h. zähmen und in gewissem Grade bilden lassen. Doch ist alle Gewöhnungsfähigkeit der Thiere nur höchst unbedeutend im Vergleich mit der des Menschen. Zunächst schon in Beziehung auf das Physische.

Die Thiere gewöhnen sich schwer an andere Lebensweisen und andere Klimate als die sind, in welche die Natur sie versetzte. Die Natur des Menschen ist so nachgiebig und elastisch, daß er in allen Klimaten fortkommt und gedeiht und daß er schon in Folge dieser physischen Gewöhnungsfähigkeit, in Folge dieser Fähigkeit, ein Sklave jeder Lebensweise zu werden, der alleinige und freieste Herr des Erdbodens geworden ist. Hätte die menschliche Constitution eigen-

sinnig aller Gewöhnung widerstrebt, so wäre noch jetzt von der Erdoberfläche nichts mehr als die Nachbarschaft des Paradieses bebaut und bevölkert.

Gewöhnungsfähigkeit, sage ich, ist also gewiß eine der kostbarsten und edelsten Eigenschaften des Menschen, der sie daher auch vor allen Wesen des Erdbodens im höchsten Grade besitzt. Gewöhnungsfähigkeit ist in höchster Potenz nichts weiter, als Bildungsfähigkeit und ich glaube daher, daß diejenigen Menschen, welche jene Eigenschaft im höchsten Grade besitzen, zu den vortrefflichsten und beneidenswerthesten Naturen gehören und zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

Es gehört eine gewisse Ruhe des Temperaments, eine gewisse Stätigkeit der Gesinnung dazu, um Gewohnheiten leicht Wurzeln schlagen und zugleich diese Wurzeln sich fest und weit verbreiten zu lassen. Starke Gewöhnungsfähigkeit ist daher eigentlich weiter nichts, als große Charakterfestigkeit. Die losen, die flatterhaften Gemüther sind schwer zu gewöhnen und geben sie auch bei jedem Impulse leicht nach, so ist die Gewöhnung doch nicht dauernd, da sie eben so leicht wieder entgegengesetzten Impulsen folgen.

Die Eindrücke auf manche Seelen gleichen den Eindrücken auf sehr weiche elastische Körper, welche rasch den Eindruck empfangen, ihn aber auch eben so rasch wieder verwischen

und verlieren. Andere Geister dagegen sind Stoffen zu vergleichen, die willig ein Gepräge annehmen und es nicht wieder fahren lassen.

Mangel an Gewöhnungsfähigkeit ist immer ein Zeichen von einer gewissen natürlichen Schwäche des Geistes. Daher zeigen sich auch die von Natur festesten und tüchtigsten Menschen oft eben so ausdauernd im Bösen wie im Guten, je nachdem ihnen böse oder gute Gewohnheiten eingeimpft wurden. Und eben daher hängen auch die solidesten und charakterfestesten Nationen so sehr an alten Gewohnheiten, wie zu unserer Zeit die von mir citirten Engländer und ehemals die Römer.

Ich möchte sagen, die Gewohnheit verwandelt die guten Grundsätze und Lehren, die wir empfangen, erst in Fleisch und Blut. Sie giebt unserem ganzen Wesen erst eine Form und ein Gepräge. Ein Volk, das gar nicht oder in sehr unbedeutendem Grade die Fähigkeit besäße, Gewohnheiten anzunehmen, könnte gar keinen stetigen Nationalcharakter in sich ausbilden, da Alles, was wir die Eigenthümlichkeit und den Charakter der Nationen nennen, sich nur in Folge dieser Fähigkeit ausbilden kann.

Die Gewohnheit ist der wahre fruchtbare Grund und Boden, in welchem die Vernunft oder Unvernunft ihre Samen ausstreuen und in welchem diese Sämereien mächtig aufgehen und tiefe Wurzeln schlagen.

Es würde uns ohne den Einfluß der Gewöhnungsfähigkeit gar nicht möglich sein, eine menschliche Gesellschaft zu bilden. Denn diese kann nur durch eine gewisse Gleichförmigkeit der Handlungsweise zu Stande kommen. Die Gesetze des Staats bekommen nur dadurch rechte Kraft, daß sie zur Sitte und Gewohnheit werden und ohne die Beihilfe dieser wäre bei den menschlichen Gesellschaften fast alle Gesetzgebung eben so überflüssig wie alle Erziehung bei den Individuen.

Welche Inconvenienzen hätte es im Umgange des täglichen Lebens, wenn es keine fest bestimmten Gewohnheiten und Sitten, z. B. keine allgemein approbirte und angenommene Höflichkeitsformen gäbe.

Die gesellschaftlichen Gewohnheiten beruhen zum Theil auf dem Nachahmungstriebe der Menschen. Was Einer macht, fühlt auch der Andere zu machen sich geneigt, und so kommen die Gewohnheiten allmälig in Schwang. Die Dinge gerathen in Fluß und dieser Fluß reißt Alles nach einer Richtung mit sich fort und stellt die wünschenswerthe Conformität her.

Man könnte sagen, daß zur Herstellung dieser Conformität eben so gut die Vernunft ohne alle Gewohnheit ausreiche. Man könnte sich nur berathen, was das Vernünftigste sei, dieses als Norm annehmen und darnach Alles reformiren. Allein erstlich giebt es hunderttausend Dinge,

mit denen die Vernunft gar nichts zu schaffen hat, über die sie gar nichts entscheiden kann, der bloßen Vernunft nach ist es z. B. vollkommen einerlei, ob man sich bei der Begrüßung die Hände schüttle nach englischer Sitte oder sich nach der anderer Nationen mit den Nasen oder mit den Rücken reibe. Allein der Harmonie wegen ist es wichtig, daß alle Mitglieder eines und desselben Volkes sich entweder für das Eine oder für das Andere entscheiden.

Ohne die Macht der Gewohnheit würde diese Entscheidung nie zu Stande kommen. Schien uns nicht Das, was wir einmal von Kindesbeinen und von alten Zeiten her getrieben haben, höchst vernünftig und schienen uns nicht die Abweichungen davon höchst lächerlich, so würden eine große Masse Sonderlinge und eine Menge kleiner Minoritäten sich bilden, welche sich dem Beschlusse der Majorität nicht würden unterwerfen wollen. Zudem würden selbst über diejenigen Dinge, für oder gegen welche die Vernunft etwas vorbringen könnte, die Meinungen so unendlich verschieden sein, daß vielleicht überhaupt nicht einmal eine Majorität zu Stande käme.

Es ist daher ein wahres Glück, daß wir Menschen so eingerichtet sind, daß der Nachahmungstrieb sich bei uns Bahn bricht und durch alle die verschiedenen Ansichten und Meinungen der Vernunft gebieterisch durchdringt und irgend Etwas als Norm und Sitte aufstellt, von dem abzuweichen dann unsittlich oder unschicklich wird.

Wären wir nicht fähig, uns zu gewöhnen, so wäre geradezu unsere Existenz auf Erden unmöglich. Wir würden uns in der Masse von wunderbaren, angenehmen und unangenehmen Eindrücken beständig in einem solchen Zustande von Aufregung befinden, daß wir weder zu einem ruhigen Besinnen noch zu einer sinnigen Thätigkeit gelangen könnten.

Man denke nur z. B., wie prachtvoll jeder neue Morgen erscheint, wie herrlich die Sonne auf- und niedergeht, wie wunderbar selbst die minder reizenden Natur-Erscheinungen sind, die Wolkenzüge, die Gewitter, die Blitze, die Regentropfen, die Schneeflocken. Könnten wir uns an den Anblick aller dieser Dinge nicht gewöhnen, wirkten sie auf uns immer mit derselben Gewalt des Eindrucks, die wir beim ersten Anblick derselben verspürt haben, so würde des Wunderns kein Ende werden. Wir würden in jedem Augenblick in neue aufregende Verzückungen gerathen.

Jeden Abend, wenn die Königin der Nacht ihren goldgestickten Schleier entfaltete, würden wir in Staunen vor dem erhabenen Schauspiel des Sternenhimmels niedersinken. Ich erinnere mich, daß ich den ersten Abend, als mir ein Lehrer einigen Unterricht über die Wunder der Sternenwelt gab, nicht einschlafen konnte. Wäre die Stärke des Eindrucks, den diese neue Lehre auf mich machte, immer dieselbe geblieben, so hätte ich bis heutigen Tages noch keine Nacht geschlafen.

Ich bin überzeugt, daß, wenn ein Europäer heutiger Zeit in seinen knappen Beinkleidern und engen Stiefeln, mit seinem schwalbenschwänzigen Fracke und seinem hohen Cylinderhute zur Zeit des Perikles mitten auf den Markt in Athen getreten wäre, so hätten sich alle Leute vor Lachen ebenso den Leib halten müssen, wie Nicolaus Klimm es that, als er auf seinen unterirdischen Reisen die wunderlichen Einwohner von „Martinia" oder „Potu" zu sehen bekam, die in der That nicht viel lächerlicher aussahen als ein auf die beschriebene Weise costumirter Europäer, wenn man ihn neben einen Apollo von Belvedere stellt. Hätten wir nicht die Fähigkeit, solcher Anblicke gewohnt zu werden, so müßten wir jedes Mal wieder lachen, wenn wir einen solchen Europäer zu Gesicht bekämen. Glücklicherweise haben wir uns nun von Jugend auf an ihn gewöhnt.

Manche musikalische Compositionen haben beim ersten Anhören einen solchen Eindruck auf den Zuhörer hervorgebracht, daß wildfremde Menschen sich gerührt um den Hals gefallen sind, die Frauen Thränen vergossen haben, daß man die Composition zwei, drei Mal an demselben Abend und unzählige Mal an verschiedenen Abenden hinter einander verlangt hat. Was würde daraus werden, wenn das Publicum bei einer solchen Stetigkeit des Gefühls für immer verbliebe, wenn es nichts als stets das Alte verlangte, wenn es nicht die Fähigkeit hätte, sich an alte Musikstücke, Compositionen,

Dichtungen so zu gewöhnen, daß sie für dasselbe zuletzt ganz was Alltägliches werden, so daß es am Ende sogar Ueberdruß empfindet und nach Anderem verlangt.

Man würde sich dann immer mit dem Alten begnügen und Musiker oder Dichter würden keine Aufforderung haben, auf Neues zu sinnen. Es würde mit einem Worte eine Stagnation in dem ganzen geistigen Leben des Volks entstehen und man kann demnach mit vollem Rechte behaupten, daß die Gewohnheit ebenso das Princip der Beweglichkeit aller menschlichen Angelegenheiten, wie sie das Princip ihrer Stetigkeit und Stabilität ist. Ohne sie könnten wir uns an nichts Neues gewöhnen, so wie wir uns ohne sie von nichts Altem lossagen könnten.

Wie das Schöne und Angenehme durch seine ewig blühende Anmuth, so wie das Komische durch seine unveränderliche Lächerlichkeit, so würde das Schmerzliche und Unangenehme uns ebenso durch seinen stets scharfen Stachel unerträglich sein.

Wir vermögen den traurigen Ereignissen, den uns verletzenden und schmerzlichen Eindrücken, die von Außen auf uns eindringen, nichts von ihrer Schärfe zu nehmen; wir können keine eingetretene Facta umändern und ungeschehen machen; wir können allen den Uebeln, die auf uns einstürmen, nicht einen Dorn oder Zahn ausbrechen. Allein wir können traurige Facta *vergessen* und wir können unser Ge-

fühl an die Verletzungen der Uebel gewöhnen und dieß kommt dem Ungeschehenmachen und dem Zahnausbrechen gleich.

Gott hat uns die Gewöhnung hier als einen lieblichen Trostengel zur Seite gestellt. Er wäscht uns täglich mit einem Schwamme, den er in die Wellen des Lethe tauchte, die Wunden.

Wir gewöhnen uns auf diese Weise an die Erduldung von Verlusten, die uns im ersten Augenblicke unerträglich schienen, wir gewöhnen uns an Schmerzen, die uns anfänglich zur Verzweiflung brachten. Wir gewöhnen uns an Vorstellungen und Ideen, die, wenn sie uns stets mit dem ganzen Gewichte ihres Inhalts gegenwärtig wären, uns lähmen und zu Boden drücken würden und wir werden so durch die Gewöhnung wieder zu frischem Leben, zu neuer Hoffnung und Kraftentwicklung fähig. Gewöhnte sich doch am Ende selbst Orpheus an den Verlust seiner Eurydice und erreichte ein ehrwürdiges Alter.

Die Gewohnheit macht uns das Unangenehme nicht nur erträglich, sondern sogar am Ende angenehm und lieb. Alles Neue hat anfänglich für uns etwas Unbequemes. Die listige Gewohnheit aber weiß uns allmälig auf eine wunderbare Art zu beschleichen und umzuwandeln, so daß zuletzt unsere Organe, so zu sagen, völlig umgestimmt werden und daß sie die Dinge, von denen sie Anfangs auf eine schmerz-

liche Art gereizt wurden, am Ende sehr mit sich in Harmonie finden.

So gewöhnten sich manche Menschen dergestalt an ihren Aufenthalt im Gefängnisse, daß sie der Freiheit keinen Geschmack mehr abgewinnen konnten. So gewöhnten sich unzählige Menschen an die Sitten der Russen, der Türken, der Perser, der Araber und anderer Völker der Art, daß sie alle anderen Sitten fast unerträglich fanden.

Es ist aber ein Glück, daß die Gewohnheit in allen ihren Operationen etwas langsam ist. Nur durch sehr vielfache Wiederholung derselben Eindrücke werden wir nach und nach für dieselben empfänglich und wir biegen uns erst in einem langen Laufe der Zeit allmälig wie die Rebe. Wäre dieß nicht der Fall, so würde sich Jemand, der einmal acht Tage in einem Gefängniß gesessen hätte, sich gleich sein ganzes Leben lang darnach zurücksehnen und Einer, der einmal in eine Gesellschaft von Hottentotten geriethe, würde gleich als hätte er unter Lotophagen gespeist, von dem Wunsche beseelt werden, mit Niemanden anders umzugehen als mit solchen.

Die Gewohnheit muß ihrer Natur nach langsam sein, da sie eine Trösterin in langwierigen und unvermeidlichen Leiden sein will. Wäre sie rascher, so würde sie eben das Gleichgewicht, das sie gerade herstellen will, beständig stören.

Sie ist ein vermittelndes Wesen und tritt schwerfällig und gewichtig, zugleich aber auch weich und elastisch nach allen Seiten hin Widerstand leistend und zugleich nach allen Seiten hin etwas nachgebend, mitten zwischen den Wechsel unserer Empfindungen und Gefühle. Sie widerstrebt dem heftig pochenden Neuerer, aber sie entzieht sich auch allmälig dem mit Eigensinn sich an sie hängenden Verehrer des Alten.

Die Elasticität, welche der Mensch besitzt und welche seinem geistigen Wesen ebenso eigen ist wie seinem leiblichen, seinen Augen, seinen Ohren, seinen Händen, seiner Denkkraft, seinem Gedächtnisse, seinen Leidenschaften, seiner Frömmigkeit, seiner Gottlosigkeit und allen seinen Neigungen ist wirklich höchst wunderbar und in der That möchte man die Gewohnheit für eine wahre Zauberin erklären, die den Menschen mehr als irgend eine andere seiner Fähigkeiten in den Stand setzt, Wunderdinge zu *verrichten*, so wie eine andere zauberische Fähigkeit seines Geistes, die Phantasie, ihn in den Stand setzt, solche Wunderdinge zu *ersinnen*.

Der menschliche Gaumen hat einen Umfang der Nervenstimmung, die Alles übertrifft, was in der Natur noch sonst vorkommt. Er weiß beinahe Allem ohne Ausnahme, was sein Organismus verdauen kann, Geschmack abzugewinnen, allen möglichen Stoffen des Thier- und Pflanzenreichs. Alle fleischfressenden und alle pflanzenverzehrenden und saamenspeisenden und kernbeißenden und Früchte genießenden Thiere

sind in der Regel nicht nur auf eine Gattung, sondern oft sogar auf eine Species von Thieren oder Pflanzen angewiesen, z. B. der Wallfisch auf Heringe, der Hecht auf Karpfen, der Elephant auf Reis, der Wolf auf Schaafe, die Hyäne auf Leichname und es ist in vielen Fällen nicht möglich, ein Thier an eine andere Nahrung zu gewöhnen.

Der Mensch kommt dahin, allen Dingen Geschmack abzugewinnen. Dabei ist ihm die Mannichfaltigkeit der Gerichte, wie die Natur sie auftischt, noch nicht groß genug und er vermehrt ihre Verschiedenheit durch Kunst ins Unendliche.

Der menschliche Magen gewöhnt sich ebenso leicht an die verschiedenartigsten Dinge wie sein Gaumen. Es hat Leute gegeben, die Knochen und Eisen verschlangen, in belagerten und halbausgehungerten Städten gewöhnten sich die Menschen an den Genuß von Dingen, die eher zu allem anderen Gebrauche als zur Nahrung des menschlichen Leibes geschaffen zu sein scheinen und Mithridates brachte es gar dahin, daß er von Gift sich nährte.

Dieß sind beinahe unglaubliche und doch hinreichend beglaubigte Dinge. Wie unser Magen, so sind auch unsere Augen, Ohren und Hände durch Uebung und Gewöhnung einer außerordentlichen Ausbildung fähig.

Die wilden Nationen, die sich gewöhnt haben, auf jedes Geräusch und jede Erscheinung in ihrer Wildniß zu achten, vernehmen mit ihrem Gehör und Gesicht Dinge, die wir mit unsern, durch Städtegeräusch abgestumpften Sinnen nicht

wahrzunehmen im Stande sind. Zu welcher unglaublichen Kraft brachte es nicht durch Gewöhnung jener griechische Athlet, der erst ein Kalb, dann ein Oechslein und zuletzt einen Mastochsen auf die Schultern nahm! Welche Kunstfertigkeit haben nicht Menschen mit den Händen erlangt und Andere, denen die Hände fehlten, mit den Füßen und Solche, denen Hände und Füße fehlten, mit den Zähnen und Kinnbacken, indem sie sich daran gewöhnten, die Federn, Pinsel, Bleistifte, Peitschen, Pistolen und andere Dinge mit den Zähnen zu ergreifen und durch eine geschickte Bewegung des Kopfes zu schreiben, zu malen und zu schießen.

Wahrlich, der Mensch ist ein bewunderungswürdiges Wesen! Und wem verdankt er dieß, wenn nicht jener Gebieterin der Menschheit, jener Königin der Erde, der Gewohnheit, deren Sklave zwar der Mensch wird, wenn er an ihren Hof sklavische Gesinnung mitbringt, allein deren hochgeachteter und mächtiger Bundesgenoß er auch werden kann, wenn er ihr auf die rechte Weise zu dienen weiß. Wir sind gegen die Gewohnheit, diese gewaltige Göttin, höchst ungerecht, wenn wir sie eine Tyrannin schelten. Sie führt uns nur in Sklaverei, wenn wir selber zur Sklaverei geneigt sind; im Grunde aber können wir nur und allein durch sie eine solide Freiheit und Herrschaft erlangen.

Die Leidenschaften, die stets wechselnden Affecte und die schwankenden Ansichten unserer Vernunft – das sind unsere

wahren Tyrannen, denen wir vornehmlich nur mit Hilfe der Gewohnheit einen tüchtigen Widerstand zu leisten vermögen. Im Alter, wenn unsere Vernunft und unser Wille schwach geworden sind, dann halten uns unsere guten Gewohnheiten noch aufrecht, wie tüchtige Strebepfeiler den morschen Baum.

Wenn die Leidenschaften in uns toben und Eigennutz oder sinnliche Begierden uns aus der Bahn des Guten zu treiben streben und unser bestechlicher Wille nur schwachen Widerstand leistet, dann stehen uns unsere guten Gewohnheiten zur Seite und halten uns stärker und kräftiger als alles Andere auf dem rechten Wege.

Die Gewohnheiten sind die wahren Schutzbarrièren und Festungswälle der Freiheit.

So ist es bei einzelnen Menschen, so ist es bei ganzen Communen. Daher auch von jeher die Gewohnheiten eines Volkes so heilig gehalten wurden. Und daher auch, wenn alle tugendhaften Persönlichkeiten, alle geschriebenen Gesetze, alle Anstrengungen einzelner Bürger den Staat nicht mehr retten konnten, die alten, starken, unzerstörbaren, tief und weit im Volke wurzelnden Gewohnheiten, die fester waren als alles Andere, den Bau der Gesellschaft noch unverhofft zusammenhielten.

Man vertreibe einmal aus einem Staatsorganismus Alles, was Gewohnheit und Herkommen ist und lasse bloß Das bestehen, was auf reiner purer Vernunft oder Uebereinkunft beruht, d. h. man hebe ihn einmal ganz ab von seinem historischem

Grunde und Boden — und was würde noch Solides davon bleiben?

Wie das Leben der Staaten, so bewegt sich auch das Leben der Einzelnen fast beständig und in allen Richtungen bloß auf alten, lange ausgetretenen Pfaden der Gewohnheit und wollten wir einmal ein Individuum aller seiner Gewohnheiten entkleiden, ihm Alles nehmen, was es von seinen Vorvätern ererbte und auf Treu und Glauben angenommen hat und auch Alles, was es bloß aus Nachahmungstrieb thut und denkt, und ihm bloß Das lassen, was es aus eigener Ueberlegung, aus eigenem Antriebe thut, denkt, fühlt und besitzt und was es sein Eigenstes nennen kann, so würde ein solches Individum fast so arg zusammenschwinden, wie die Schatzkammer jener Räuber in den arabischen Märchen, die Alles wieder herausgeben mußten, was nicht ihr ursprüngliches Eigenthum war.

Nicht nur daß wir uns so und so kleiden, auf diese und jene Weise schlafen, fahren, gehen, uns begrüßen, uns besuchen, uns verheirathen, uns beerdigen lassen, sind alte Gewohnheiten; nicht nur, daß du mit deiner Frau auf einem solchen und solchen Fuße lebst, daß du deine neugebornen Kinder nicht so behandelst wie die harten Väter der Chinesen und Römer, daß du sie nicht gleich in kaltes Wasser wirfst, wie die alten Germanen, daß du sie taufen und in der christlichen Religion erziehen lässest und in ihrem

sechsten Jahre in die Schule schickst — nicht nur dieß hat Alles uralte Gewohnheit ohne dein Verdienst und Zuthun bestimmt, nicht nur hat die Gewohnheit, das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, zwischen mir und meinen nahen, nächsten und entfernteren Bekannten und Freunden regulirt, nicht nur habe ich in Folge der Gewohnheit diese oder jene Universität bezogen, diese oder jene Wissenschaft studirt, dieses oder jenes Amt und diesen oder jenen Titel erhalten; sondern auch der Verlauf und die ganze Gestaltung meiner Gedanken und Gefühle ist ein Werk der Gewohnheit und Nachahmung und nicht meiner eigenen Wahl.

Wer weiß auf welche extravagante Ideen und Thaten wir gekommen wären, wenn wir für uns allein frei und ungenirt hingestellt gewesen wären, statt in diesem Strome von Menschen eingeklemmt zu sein, in welchem wir aus Furcht, Unordnung anzurichten oder unter die Füße der Menge zu kommen, in der Richtung mitlaufen, in welcher alle Anderen laufen.

Manche Gedanken wage ich nicht einmal in mir aufkommen zu lassen, manche Fragen nicht zu erörtern, bloß aus dem Grunde, weil Tausende meiner Vorväter und Mitmenschen solche Gedanken als sündlich verdammen. Wäre ich in einem andern Lande geboren, so würde ich mich denselben Gedanken vielleicht mit Vorliebe hingeben, weil sie dort eben so viele Tausende löblich fänden.

Daß ich ein Kantianer oder Fichtianer oder ein Hegelianer bin, verdanke ich nur dem Umstande, daß es jetzt so

Viele sind; und ein Christ wäre ich nicht geworden, wenn mich nicht andere Menschen dazu gemacht und mich in's Christenthum hineingewöhnt hätten, und wenn ich z. B. zur Zeit des Sokrates oder in Peking geboren wäre.

Daß wir republikanische Gesinnungen oder aristokratische Sympathien haben, die wir oft mit einer scheinbar so tief wurzelnden Ueberzeugung vertheidigen, als wären wir die eigentlichen Erfinder dieser Gesinnungen, verdanken wir bloß der Gewohnheit, zwischen Republikanern oder Aristokraten zu leben; und daß wir Tannenbäume den Cypressen, oder Cypressen den Tannenbäumen vorziehen, daß wir Schwarzbrod lieber essen als Weißbrod oder Weißbrod lieber als Schwarzbrod und daß wir von unwiderstehlicher Sehnsucht nach Island oder Lappland, nach Spanien oder Italien ergriffen werden, das verdanken wir bloß dem Umstande, daß wir in Island oder in Lappland, in Spanien oder in Italien geboren sind und von Kindesbeinen an uns so an den Anblick und an die Gaben aller dieser Länder und an den Genuß ihrer Producte und Reize gewöhnt haben, daß wir durch Gewohnheit gewissermaßen mit ihnen verwachsen sind und nach ihnen daher verlangen, wie ein Theil nach seinem Ganzen.

Wir sehen nur selten klar ein, was Alles Gewohnheit bei uns ist. Wir kommen oft auf Einfälle, die wir für eigene Erfindungen und für Resultate unserer freien Ueberlegung und eines selbstständigen Raisonnements halten und die am Ende nichts weiter sind als Folgen einer

langen, in dem Lande oder bei dem Volke, dem wir angehören, existirenden Gewohnheit, die uns selber unbewußt auf uns eingewirkt und jene Einfälle in uns erzeugt hat.

So beschließt z. B. ein Engländer, einmal mit seiner Familie eine Reise nach Paris zu machen. Er hält dieß für einen ganz freien, seiner eigenen häuslichen Machtvollkommenheit entsprungenen Beschluß. Er vergißt, daß es jetzt eine Gewohnheit aller Landsleute seines Standes ist, zu Zeiten einen „trip“ nach Paris zu machen und daß er nur dem großen in Gang gebrachten Gewohnheitsstrome von vielen Tausenden folgt.

Eine deutsche Mutter geht mit ihren Kindern in's Feld und da sie die blauen Kornblumen sieht, spricht sie zu ihren Töchtern: „Gehet hin und windet Kränze aus blauen Cyanen“! Die Kinder amüsiren sich damit einen halben Tag und ahnen nicht, daß Cyanenkränze zu winden bloß eine alte deutsche Gewohnheit und nicht ihr Einfall ist.

Die jedsmalige Ausübung der Gewohnheiten hat, möchte ich sagen, fast immer den Anschein von etwas Freiwilligem, von etwas Willkürlichem und Ursprünglichem. So z. B. wenn die englischen Pächter oder Pächterknechte um Weihnachten sagen: „Wir wollen eine Mistel vom Baum holen und sie in der Halle aufhängen, damit wir unseren Spaß darunter haben“, so könnte ein Fremder, der dieß mit ansähe, leicht glauben, die Leute kämen zum ersten Male auf diesen

Einfall, obwohl schon die Druiden in England um Weihnachten Misteln in's Haus zu holen pflegten.

Die Gewohnheiten werden von uns nicht als Gewohnheiten geübt, sondern als unsere eigene Einfälle und die Nationen müssen daher oft auch erst vom Fremden erfahren, was bei ihnen Sitte und Gewohnheit sei.

Es giebt Sitten und Gewohnheiten bei jedem Volke, die uralt sind, die aber den Meisten des Volks unbekannt bleiben, weil es nur selten Gelegenheit hat, sie in Anwendung zu bringen. So giebt es z. B. in Schottland eine Menge Gewohnheiten, die bei dem gastlichen Empfange des Beherrschers des Landes beobachtet werden. Sehr wenige Schotten sind aber mit diesen Gewohnheiten vertraut, weil so selten einmal ein König in diese entlegene Provinz kommt. So wie er aber erscheint, so sieht man auf einmal eine Menge solcher alten Gebräuche wieder in Thätigkeit treten, die man längst vergessen glaubte.

Es giebt in jedem Volke viele solcher Gewohnheiten, die nur von dreißig Jahren zu dreißig Jahren in Anwendung kommen, die aber nichts desto weniger sich dem in der Geschichte Nachforschenden als uralte constant beobachtete Gebräuche zeigen. Die Kriegsgebräuche schlummern oft vierzig bis funfzig Jahre lang während des Friedens. Bricht aber einmal wieder Krieg aus, so gewahrt man, daß das Volk im

Frieden nichts vergessen hat und den Krieg noch nach seiner Urväter gewohnter Weise führt.

Es würde mir nicht schwer sein, eine Menge deutsche Gebräuche aufzuführen, welche man durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten an der Hand der Geschichte als constante deutsche Gewohnheiten nachweisen könnte und die doch noch keineswegs allgemein als solche erkannt sind. Es wäre nicht schwer, mit Hilfe des Tacitus, des Eginhardt, des Nibelungenliedes und der Geschichtsquellen der folgenden Jahrhunderte deutsche Gewohnheiten zu nennen, die sich zweitausend Jahrhundert lang bei dieser Nation erhalten und von Großvater auf Urenkel tradirt haben.

Die Gewohnheiten eines Volks sind oft um so dauernder, je unbedeutendere Dinge sie betreffen. So z. B. hat die französische Revolution einen guten Theil der großen und gewichtigen politischen Gewohnheiten und Gesetzesnormen des französischen Staates vernichtet, während in allen Provinzen die eigenthümlichen geselligen Sitten und Gebräuche noch nach uraltem Schnitte sind. In der Verfassung der kleinen Communen wurde weniger geändert als in der Gestaltung der Hauptumrisse des ganzen Gebäudes. Und selbst hierbei ist mehr Gewohnheit als man denkt, mehr alter Brauch als neue Schöpfung.

Darin besteht eine Schattenseite der Gewohnheit, daß sie uns künstliche Bedürfnisse schafft, die wir von Natur nicht haben und daß diese künstlichen und angewöhnten Bedürfnisse dann eben so begierig nach Befriedigung sind wie die natürlichen. Es ist kaum zu sagen, wie wenig wir von Natur durchaus zu unserer Existenz bedürfen. Ein warmes Thierfell und allenfalls der Reinlichkeit wegen ein paar leinene Hemden, die man wechseln könne, um die Haut immer mit einem reinen Gegenstande in Berührung zu bringen — dieß ist eine Kleidung, die in jedem Klima, selbst in dem rauhesten, ausreicht.

Was die Nahrung betrifft, so giebt es Menschen, die Jahr aus Jahr ein sich von nichts als Kartoffeln nähren und andere, die gar nichts als Reis genießen und deren Gesundheit bei dieser Nahrung eben so wenig leidet als ihr Verstand und ihr Herz. Es schien mir, wenn ich die starken Irländer ansah, die nichts als Kartoffeln genossen hatten, ein großes Vorurtheil ihrer Nachbarn, der Engländer, zu sein, die da behaupten, daß ein Mensch durchaus Fleischnahrung bedürfe, um Geist und Leib bei Kräften zu enthalten.

Eine solide, feste, trockene, aus ungehobelten Baumstämmen zusammengesetzte und mit Stroh gedeckte Wohnung ist hinreichend, um den Menschen in Wachen und Schlafen zu decken und zu schützen; darin ein Bett, ein paar Stühle und ein reinliches Gefäß für den Morgen-, Mittag- und Abendreis. Für seine einzelne Person bedarf kein Mensch

auf Erden mehr als dieß. Er kann dabei fromm, froh und zufrieden und gesund leben, und Jemand, der das für sich hätte, dürfte sich von Rechtswegen über nichts beklagen.

Und reducirte Jeder seine Lebensbedürfnisse auf dieses Ideal von Bedürfnißlosigkeit oder strebte er wenigstens dahin, sich stets diesem Ideale so nahe als möglich zu halten, so würde höchstwahrscheinlich weit mehr Glück und Zufriedenheit in der Welt existiren; denn Jeder würde dann Alles, was ihm vom Schicksal noch nebenher zu Theil würde, für eine außerordentliche Begünstigung halten.

Leider besitzen wir aber eine so merkwürdige Gewandtheit, uns sofort an den Ueberfluß zu gewöhnen, daß wir gleichsam selbst immer gleichen Schritt mit dem Wachsthum unserer Mittel halten.

So wie wir in Folge dieses Wachsthums unsere Grenzen etwas weiter hinausstecken können, so wachsen gleich unsere Begierden, unsere Wünsche, unsere Hoffnungen, unsere Gewohoheiten nach, und geht es nun einmal wieder rückwärts, so klagen wir sofort über Noth und Bedrängniß, als ginge es uns schon selber ans Leben.

Jeder Mensch wünscht sein ganzes Leben hindurch so gut zu leben, wie er es bisher gewohnt war, der reiche Bauer als reicher Bauer, der Graf will als Graf, der Fürst als Fürst leben und Jeder handelt so, als hätte er seine Ehre dabei verpfändet, daß dieß wirklich geschehe und muß der Fürst später einmal als Bürger, oder der reiche Kaufmann

als armer Kaufmann leben, so verzweifeln sie darüber, als wäre das so gut wie kein menschliches Leben mehr. Dieß ist eine sehr unglückliche Denkweise, denn sie läßt uns alle Segnungen des Glücks minder innig als es möglich wäre und alle Schläge des Schicksals viel schmerzlicher empfinden, als es nöthig wäre, wenn wir uns mit unsern Gedanken immer innerhalb der Schranken der unabweislichen Bedürfnisse hielten.

Die Gewohnheit ist auch in dieser Beziehung eine wahre Zauberin. Sie modelt und wandelt die Menschen, die von Haus aus bei ihrer Geburt durch die Bank sich so gleich sehen, wie kleine nackte hülflose Nestvögel, welche noch an gar nichts gewöhnt sind, dergestalt um, daß sie sich dann später einander gar nicht mehr ähnlich sind.

Aus einem Würmchen macht sie einen derben Bauern, der das Kratzen seines groben Hemdes nicht im Geringsten empfindet und es für einen hohen Festtag hält, wenn er einmal Bier trinken kann. Aus einem andern Würmchen dagegen macht sie einen reichen Weichling, in welchem sie tausend Bedürfnisse und Begierden erweckt, von denen dem Landmann nicht einmal träumt. Sie bildet in ihm feine Empfänglichkeit für alle mögliche Arten von Genüssen aus, nach denen ihm mehr durstet und hungert, als Jenem nach seinem Grobbrode und Bier. Der Bauer kennt nur diese eine Art von Appetit, der Reiche kennt tausend Arten von Gelüsten und kann er sie nicht be-

friedigen, so empfindet er oft eine ärgere Qual, als der Arme, wenn er keine Kartoffeln hat.

Eine Folge — wird man sagen — der Sklaverei, in welche uns die Gewohnheit gebracht hat, eine Folge der üblen Einrichtung der Natur, die uns leider von Haus aus der Gewohnheit so empfänglich und ihr so unterwürfig gemacht hat! Eine Folge — würde man wohl besser sagen — der unrichtigen Benutzung dieser herrlichen Naturgabe, eine Folge einer falschen Ausbildung dieses kostbaren Seelenvermögens, die entweder uns selbst oder unsern Erziehern zur Last fällt!

Der Schöpfer hat den Menschen von Haus aus mit solchen Grundkräften ausgestattet, die ihn ihrer Natur nach zum Glück führen müssen, wenn er sie richtig ausbildet und leitet. Und die Gewohnheit ist eine der vornehmsten dieser Grundkräfte, denn sie besteht eben in der Fähigkeit sich an Alles gewöhnen zu können. Bilden wir daher von Jugend auf diese Kraft in diesem Sinne aus, suchen wir uns, so viel es uns möglich ist, an Alles zu gewöhnen, an die Ertragung von Hunger und Noth, an Erduldung von Strapazen und Mühen, gewöhnen wir uns an Schmerz und Verluste und an die Idee von der Unsicherheit und Zerbrechlichkeit alles menschlichen Glücks, an die Vorstellung des Todes und der Trennung von unsern Lieben, so würden wir hierdurch dann nicht Sklaven der Gewohnheit, sondern eben durch die Gewohnheit gerade freie Herren alles Mißgeschicks.

Die Gewohnheit ist in der Regel die vornehmste Erweckerin der Liebe. Die Kinder lieben ihre Aeltern, nicht von Natur, denn ein Säugling, den man von seiner Mutter gleich nach der Geburt getrennt hätte, würde für diese keine Liebe empfinden können.

Die Busenfreunde lieben sich zwar zum Theil aus Hochachtung, allein vornehmlich auch aus Gewohnheit des Umgangs. Und obgleich der Theil ihrer Freundschaft, der auf freier Wahl und gegenseitiger Hochachtung beruht, der edlere ist, so ist doch wahrscheinlich der Theil, welcher auf der Gewohnheit, sich zu sehen, sich zu hören, sich gegenseitig Dienste zu leisten, sich zu besprechen beruht, der bei weitem solidere. Die Freunde gewöhnen sich so an einander, daß sie sich, so zu sagen, in einander hinüber leben und sich einander als Theile ihres eigenen Selbst nicht mehr entbehren können.

Darum preist man auch mit Recht eben so die Freundschaften der Jugend, wie die Gewohnheiten der Jugend und behauptet, daß später geschlossene Verbindungen in der Regel nicht mehr das Schöne, das Innige und das Vertrauliche erlangen, was jene besitzen. Die Greise nehmen selten neue Gewohnheiten an und gehen eben so selten neue Herzensbündnisse, es sei denn mit jugendlichen Menschen, denn mit diesen schließen die Greise noch oft innige Freundschaften, weil der Greis sich von Natur sehnsüchtig zu der Jugend hinneigt und der Jüngling sich lernbegierig dem Greise hingiebt.

Wäre nicht die Gewohnheit bei der Freundschaft so außer-

ordentlich viel wichtiger, als die freie Wahl, so würden ja die meisten, schönsten und solidesten Freundschaften alle im vorgerückten Alter geschlossen werden müssen, weil wir da bei weitem heller sehen und also zu einer richtigen Wahl viel geeigneter sind. Aber die liebe traute Gewohnheit! Wer spricht es aus, welche Fülle geheimen Zaubers in ihr liegt!

Wir begegnen in unserm spätern Leben oft Menschen, deren Handlungsweise unsere größte Hochachtung erregt, deren ganzes Wesen trefflich mit dem unsrigen harmonirt, neben denen wir aber doch gleichgültig vorübergehen, weil zwischen ihnen und uns das Band frühzeitiger Gewohnheit und langen Umgangs fehlt. Wir wären vielleicht ihre intimsten Freunde geworden, wenn wir nur ein paar Jahre der goldenen Jugend im Verein mit ihnen genossen hätten.

Man stellt den Amor fast ausschließlich nur mit Köcher und Pfeilen dar, als ob die Entwickelung und die Geburt der Liebe immer nur dem Schwirren eines Pfeiles oder der Schnelligkeit des Blitzes gliche, als ob dieser mächtige Gott seine Herzen immer träfe, wie der Jäger das Wild, wie Cäsar seine Feinde: „Veni, vidi, vici". Man könnte, däucht mich, viel häufiger seine Pfeile und Bogen ganz weglassen, ihm einen Spinnrocken geben und ihn die Herzen mit Netzen allmälig umgarnen und umweben lassen. Man könnte ihn, den blutigen Herzenspalter, auch ganz entbehren und die sanft und allmälig wirkende und leise beschleichende Mutter Gewohnheit an seine Stelle setzen.

In der That, die Liebe steht meistens nicht wie Minerva auf ein Mal fertig und gerüstet da, sondern sie entfaltet sich vielmehr eben so oft ganz leise und allmälig, aus einem feinen Fädchen, aus einem kleinen oft unmerkbaren Saamenkorn, das da Wurzel schlägt und wächst und endlich die Blüthe und Frucht der Liebe trägt, ihr wißt selbst nicht wie? Wenn man einmal alle Liebhaber über diesen Punct examiniren könnte, ich glaube, die meisten würden eingestehen, daß sie die Liebe nicht so wie ein Blitz getroffen, sondern wie eine leise Gewohnheit sie überschlichen habe.

Die meisten Liebhaber bilden sich glücklicherweise ein, daß diejenige Person, der sie ihre Minne widmen, die Einzige und Ausschließliche auf Erden sei. Es wäre sehr demüthigend für sie, zu wissen, daß es noch tausend Andere gäbe, an die sie sich eben so gut hätten gewöhnen können, mit denen sie sich eben so gut hätten einlieben können.

Wenn unser Leben lang genug wäre, so würden wir uns der Reihe nach mit zahllosen Freunden einleben und einlieben können. Ich weiß auch nicht, was darin Erniedrigendes für sie oder für uns liegt.

Wir sind allesammt Kinder derselben Mutter Natur und daher mit herrlichen Gaben ausgestattete, verschwisterte Wesen, die ein allgemeines Band der Liebe verknüpft. Daß dieses Band, in Bezug auf eine einzige Seele so besonders stark wird, haben wir in der Regel nur der Gewohnheit zu verdanken.

Die bloße Gewohnheit ist im Stande, die heftigste Leidenschaft der Liebe anzufachen. Man denke nur, daß die Lappen vor Heimweh und Sehnsucht in jedem andern Lande sterben, obgleich jedes andere Land schöner ist, als ihr Vaterland und obgleich sie dieses, wenn sie von Anfang herein freie Wahl gehabt hätten, vor allen Ländern gewiß am wenigsten gewählt haben würden. Es ist pure Gewohnheit, die sie ihre Heimath so heftig lieben machte.

Das Wunderlichste bei der Gewohnheit ist, daß sie zuweilen ganz entgegengesetzte Wirkungen hat und capriciös zu sein scheint. In manchen Fällen weckt sie eine unüberwindliche Abneiguung, zuweilen reizt und erhöht sie unsere Empfänglichkeit, zuweilen stumpft sie dieselbe so ab, daß sie sie fast ganz tödtet. Es ist, wie mir es scheint, von den Psychologen noch gar nicht deutlich gezeigt, in welchen Fällen dieses, in welchen Fällen jenes eintrete.

Ein Mensch z. B., der gewohnt ist, alle Tage eine gewisse Delicatesse zu essen und der diese Speise am Ende zu seinem Lieblingsgericht macht, wird sie sein ganzes Leben lang dann und wann zu essen wünschen. Je häufiger er sie genießt, desto mehr wird er sich daran gewöhnen und desto mehr wird sie ihm Bedürfniß werden, denn wie unsere sinnlichen Begierden am besten durch Enthaltsamkeit gedämpft und eingeschläfert werden, so unterhält sie nichts in höherem Grade als eine häufige Befriedigung.

Dennoch gilt dieser Satz nicht durchweg und zuletzt dreht er sich gar um und lautet am Ende so: daß, je häufiger wir gewisse Begierden befriedigen, desto überdrüßiger werden wir ihrer. Wenn man einen Liebhaber von Gänseleberpasteten z. B. gar nichts als Gänseleberpasteten zur Nahrung geben wollte, so würde er ihrer zuletzt im höchsten Grade überdrüßig werden.

Wie kommt es, daß dieß nur mit gewissen Genüssen, nicht mit allen der Fall ist und daß Jemand z. B. alle Tage Brod oder Kartoffeln genießen kann, ohne dessen überdrüßig zu werden? Wie kommt es, daß es mit den Getränken nicht so ist, wie mit den Speisen und daß es Leute genug giebt, die täglich nichts als Kaffee, täglich Bier, täglich Portwein oder Branntwein trinken, ohne je Widerwillen davor zu empfinden?

Wie groß ist nicht die Wirkung von Volksmelodien, einer Marseillaise, eines Ragotzymarsches, eines God save the King, eines Kaiserliedes auf die Menschen gewesen, eine Wirkung, die nur eine Folge der Gewohnheit war, ein solches Lied häufig und von Kindheit auf zu hören und es mit edlen Gefühlen und Entschlüssen zu associiren.

Wie stark ist nicht oft der Effect eines Gesanges, den wir in unserer Jugend oft zu hören pflegten, nicht der Erinnerungen wegen, die sich damit verknüpfen, sondern auch bloß, weil die Melodien selbst sich allmälig in unser Ohr

und in unsere Seele eingeschlichen und da Wurzel gefaßt haben. Und doch — welches Musikstück verlöre nicht, welches Gedicht, welches Gemälde erbleichte nicht, wenn wir es alle Tage hören und sehen sollten!

Mit musikalischen Compositionen geschieht dieß, glaube ich, leichter, als mit dichterischen; bei den Gemälden, bei den Statuen tritt ein solcher Ueberdruß noch seltener ein, weil sie uns in der Regel von Anfang an mit einem minder rauschenden Enthusiasmus erfüllen. Ueberhaupt, glaube ich, wird das Ohr leichter gesättigt als das Auge, so wie umgekehrt auch das Auge langsamer lernt und allmäliger sich gewöhnt, als das Ohr.

Was mich selbst betrifft, so bleibt in Bezug auf meine Gewohnheiten und mein Gewöhnungsvermögen noch sehr viel Unerklärliches und Räthselhaftes in mir. Im Ganzen nehme ich sehr leicht Eindrücke und Gewohnheiten an, lege sie aber auch eben so leicht wieder ab. Wenn ich eine Sache ein Mal so oder so gethan habe, so kann ich Alles darauf verwetten, daß ich sie auch zum zweiten, dritten und zehnten Male wieder eben so thun werde.

Bin ich heute um sechs Uhr aufgestanden, bin ich bis sieben Uhr umherspaziert, habe bis acht Uhr gelesen, alsdann gefrühstückt und bis ein Uhr geschrieben, so ist es so gut wie ausgemacht, daß morgen und übermorgen mein Tag eben so

verlaufen wird. Und ich werde so auf diese Weise eine Zeit lang fortleben, indem sich eine ganze Reihe von Tagen auf dieselbe Weise gestaltet.

Selbst wenn mir in dieser Anordnung meiner Stunden Etwas sehr unbequem und anstößig ist, so würde ich doch nicht schnell eine der Vernunft entsprechende Aenderung treffen, sondern lange würde sich meine unbequeme Stunden- und Geschäftsordnung so nach dieser Weise hinschleppen, und ich würde nicht so bald im Stande sein, diese Gewohnheit zu ändern, bis auf einmal ein ganz außerordentlicher Entschluß, der in der Regel die Folge der Verschwendung einer großen Ueberredungskunst ist, mich vermöchte, die gewünschte Aenderung zu wagen. Gewöhnlich ist es eine Störung, ein Eingriff von außen, der mich zu dieser Veränderung vermag. Sei es, daß ein Freund mich besuchte und mich zwang, meine Lesestunde auf den Abend zu verlegen, sei es, daß ich nichts Interessantes zu lesen hatte und aus Langerweile gleich früh morgens selber zu schreiben anfing — — sogleich ist die Veränderung dann für eine ganze Reihe von Tagen befestigt.

Jedes Geschäft wird bei mir so außerordentlich leicht zur Gewohnheit, daß ich mich daher vor jeder Störung in dem alten Gange, vor jeder Ausnahme von der Regel, sobald diese Regel und jener Gang nur leidlich vernünftig sind, sehr in Acht nehme. Die Störung bringt gleich einen Riß

herbei, der größer wird und die Ausnahme macht sich sehr bald zur Regel.

So wie ich die Poststation, die ich mit jedem Tage durchlaufe, das erste Mal durchlaufen habe, so durchlaufe ich sie auch das zehnte Mal. Bei denselben Schlagbäumen scheue ich mich, in denselben Wirthshäusern kehre ich ein, auf denselben Halteplätzen lege ich mich nieder und ruhe aus.

Aber ich treibe es nur vier oder fünf Wochen so, denn ein so arges Gewohnheitswesen, wie ich bin, so bin ich doch nicht so wie andere Gewohnheitswesen, die Jahr aus Jahr ein in demselben Gleise laufen und sich durch nichts irre machen lassen. So wie ein Zufall mich aus meiner alten Bahn in eine andere neue bringt, so kehre ich nicht wieder in die alte ein, sondern laufe nun in der neuen hin und her, weil ich mich nun an sie eben so leicht gewöhne und weil ich für neue Eindrücke so leicht empfänglich bin.

Wenn daher mein Heute in der Regel meinem Gestern und meinem Morgen frappant ähnlich sieht, so sehen doch vier Wochen aus dem Anfange des Jahres und vier Wochen aus der Mitte oder dem Ende desselben ganz verschieden von einander aus. Und ich glaube, ich finde in meinem ganzen Leben nicht zwei Monate, in welchen ich auf eine gleichförmige Weise gelebt hätte.

Es ist, als wenn ein Streben nach Abwechselung und ein Streben nach Gleichförmigkeit auf eine unbegreifliche Weise in mir im Kampfe lägen. Es giebt Leute, die ihr

ganzes Leben den Hauptzügen nach gleichförmig einrichten, und für Einzelnheiten Ausnahmen und Wechsel eintreten lassen, ohne jedoch durch diese Ausnahme gleich eine Störung der Regel zuzugeben. Dieß sind die wahren Lebemenschen.

Ich bin gerade umgekehrt. Für die Hauptzüge meines Lebens habe ich keine rechte strenge und durchgreifende Norm; aber im Einzelnen halte ich so starr an dem Bestimmten, daß ich gleich aus der Fassung komme, wenn mir ein Hinderniß begegnet. Mein Wagen und Gespann sind so beschaffen, daß, wenn ich im Laufen bin und Jemand verlangt, ich soll anhalten, so muß ich, um dieß zu bewerkstelligen, umschmeißen, und es dauert dann lange Zeit, bis ich Zügelwerk und Alles wieder in Ordnung gebracht habe. Andere sind wie die Locomotiven-Führer, die durch den leisen Druck einer Schraube den Fortgang mäßigen oder ganz hemmen, und durch dieselbe Schraube wieder sich gleich in den vorigen Schwung bringen. Ich kann daher nur in der Einsamkeit wohnen, wo nichts mich unverhofft stört, wo sich meine Tage selbst in der Gewalt haben und einer wie der andere ohne mein Zuthun hinläuft.

In dem Strudel der Städte, in dem Wirbel der Geschäfte würde ich alle Augenblicke einen Ruck erhalten, der mich aus meiner alten Ordnung brächte. Und weil bald wieder ein Stoß von der andern Seite käme, so würde es nie zur Gestaltung einer auch nur einigermaßen leidlichen Lebens-Ordnung bei mir kommen.

Da ich mich in dem Strombette meines Lebens herumwerfe, wie ein Waldbach, so würde ich, wenn ich in einem Canal fließen sollte, nur Zerstörung anrichten. Hier, in meinen Hütten kann ich, mir selber und Andern unbeschadet wandern, fließen, strömen oder brausen, wie es mir in den Sinn kommt, und dabei doch immer wenigstens eine solche Ordnung, wie sie einem Waldbach eigen ist, erhalten.

Da ich mich so leicht an das Neue gewöhne, die Menschen schnell lieb gewinne und mich in die Verhältnisse schnell finde, so mache ich es mir überall schnell heimisch, und aus dem Grunde gebe ich auch jede neue Heimath leicht wieder auf.

Menschen sind mir Menschen, ein altes bekanntes, mir von Jugend auf liebes und vertrautes Geschlecht, und ich bin gern unter ihnen, mögen sie nun Sächsisch oder Oesterreichisch, Tyrolerisch oder Schwäbisch reden. Wie in keiner Beziehung, so will ich mich insbesondere in dieser nicht zum Muster aufstellen. Denn wer schätzte nicht diejenigen Menschen, die sich schwer an neue Verhältnisse gewöhnen, dann diesen aber auch, nachdem sie sich eingewöhnt, um so treuer bleiben, viel höher? Ja eben jener bezeichneten Leichtigkeit wegen habe ich mit mir oft in Hader gelegen und bin mir deßwegen gram geworden.

Zuweilen habe ich mich dabei so getröstet: „Wir haben oft uns Gewohnheiten angekünstelt, die nicht eigentlich mit unserer Natur harmoniren und nicht aus ihr hervorgegangen sind. Vielleicht ist jene Gewohnheit, vermöge deren du schnell dich in neue Aufenthaltsörter findest und deine früheren einstweilen zu vergessen scheinst, nur eine Folge deiner Reise- und Beobachtungslust und deines Strebens nach Weltkenntniß. Du kannst diese Neigung für neue Situationen gerade jetzt brauchen, du hast es oft versucht, dich in neue Situationen hineinzuleben und in die Gedanken anderer Menschen hineinzudenken. Es ist endlich eine Gewohnheit daraus geworden. Da du dein Leben noch nicht abgeschlossen hast, und in einer beständigen Lern-Periode begriffen bist, so ist dir alles Neue erwünscht, und das Alte, was du hinreichend kennst, betrachtest du als abgemacht. Solltest du noch länger leben, so werden alle deine alten Aufenthaltsorte wieder Glanz und Reiz für dich gewinnen, du wirst sie und Alles, was mit ihnen zusammenhing, am Ende alle gleich lieb haben, und die am liebsten, an welche die längste traute Gewohnheit dich fesselte. Dann wird auch wieder die Liebe zu deinem Vaterlande, und namentlich die zu deiner Heimath dich mit aller Gewalt ergreifen, und vielleicht gar wieder zu einer süßen und wohlthuenden Sehnsucht erwachen".

Wer weiß, ob mein Trost nicht wohlgegründet ist. Denn wer möchte auch in dieser Beziehung vor seinem Tode über sich aburtheilen?

Wir Individuen haben oft Gewohnheiten, die nur auf der Oberfläche ihr Spiel treiben, während wir zugleich andere schlafende und in der Tiefe verborgene Gewohnheiten besitzen, die sich selten zeigen und die nur zu Zeiten wirksam an die Oberfläche treten, gleich jenen politischen Gewohnheiten der Völker, von denen ich oben sprach, die sich nur alle dreißig oder vierzig Jahre zeigen, wenn der König einmal die Provinz besucht.

Man sollte einen Menschen wenigstens achtzig Jahr alt werden lassen und man sollte ihn in jeder Periode seines Lebens beobachten, um darüber entscheiden zu können, welche prädominirenden Gewohnheiten er hatte und welche Gewohnheiten keine feste Wurzel bei ihm faßten. Ich beurtheile mich aber nur so, wie ich jetzt in meinem sechsunddreißigsten Lebensjahre bin und wie ich mich jetzt finde.

Ein Richter kann aber einen Proceß nur nach den vorliegenden Acten aburtheilen. Die Facta und Erscheinungen, welche sich etwa nach vierzig Jahren noch herausstellen könnten, kann ich mir jetzt nicht zu Gute rechnen und ich kann, indem ich nach der Vergangenheit aburtheile, höchstens nur darauf hindeuten, inwiefern mein Urtheil vielleicht falsch sein könnte und inwiefern sich in der Zukunft noch die Dinge anders gestalten und offenbaren könnten. Kurz, gehe ich jetzt aus der Welt, so hinterlasse ich das Andenken eines Mannes von ungesetztem Wesen und von schwankender Gewohnheit. Drum bitte ich Gott noch

um ein längeres Leben, damit mein Gemüth sich fixiren und zeigen könne, was es ist und was es noch auf seinem versteckten Grunde etwa bergen möge.

Wie Viele mögen wohl aus der Welt gehen, indem sie einen ganz anderen Ruf hinterlassen, als sie ihrer Natur nach verdienen, da man sie bloß nach ihrer Oberfläche beurtheilte und die Tiefe nicht Zeit genug hatte, sich zu offenbaren.

Manchen mag dieß vortheilhaft, Manchen nachtheilig sein. Dem Nero, dem Caracalla wäre es sehr nützlich gewesen, wenn sie bei Zeiten gestorben wären; dem Ruhme des Augustus wäre ein frühzeitiger Tod sehr nachtheilig gewesen. Ich möchte wohl wissen, wie sich Alexander der Große am Ende gezeigt hätte, wenn er achtzig Jahr alt geworden wäre, vielleicht nur wie ein asiatischer Despot. Der Alexander von achtzig Jahren hätte dann erst offenbart, welche wollüstigen, tyrannischen und grausamen Leidenschaften in dem liebenswürdigen Alexander von dreißig Jahren schlummerten.

Da ich nicht leicht dauernde und bleibende Gewohnheiten annehme, so kommt es daher, daß mir auch keine Sache so leicht etwas Altes wird und fast alle Dinge stets den Reiz der Neuheit für mich behalten. Ich empfange die Eindrücke willig, bewahre sie eine Zeit lang, lasse sie dann wieder fahren und bin für dieselben Eindrücke von Neuem ebenso empfänglich wie zuvor.

Daher befinde ich mich auch fast immer in der Aufregung

eines Menschen, der keine Gewohnheiten hat, wie ich ihn oben beschrieb. Die Natur mit ihren uralten und stets sich wiederholenden Erscheinungen, gute Bücher, deren Inhalt ich genoß, aber vergaß, treffliche Lieder, Gedichte, Musiken, die ich nicht behalten kann, wirken alle fortwährend ebenso auf mich, wie da ich sie zum ersten Male sah oder hörte. Und so kommt es, daß ich, stets nach Neuem schmachtend, zwar alles Alte schnell verlasse und dieses Neue immer selbst im Alten finde.

In ihrem sechsunddreißigsten Jahre pflegen die meisten Menschen, ein, wie die Engländer sagen „settled mind", vollkommene fixirte Ansichten und Gewohnheiten und die Jugend längst hinter sich zu haben. Sie betrachten alte Sachen als abgethan und bekümmern sich nicht mehr darum, indem sie ihren gemessenen Schritt weiter gehen.

Und so sollte es eigentlich mit Jedem sein, der hienieden etwas zu Stande bringen und etwas Tüchtiges leisten will. Bei mir dagegen scheint es, daß die Jugend, wenigstens die des Geistes, lange währt und weit in mein übriges Leben hineinragt. Ich werde mit keiner Sache fertig, kann nichts als abgemacht betrachten, spinne die alten Fäden immer von Neuem und lebe so gewissermaßen in meiner Kindheit, Jugend und meinem Mannesalter zu gleicher Zeit. Wie dieß nun einmal später werden würde, wenn ich noch auf ein längeres Leben zu hoffen hätte, weiß ich nicht.

Allein mich däucht, ich habe alte Männer gesehen, die noch aus ihrer Jugend, ja aus ihrer Kinderstube Manches ins Alter mit hinübergenommen hatten, denen noch, so zu sagen, ein Lappen von ihren Kinderschuhen an den Füßen hängen geblieben war und die ich nicht Greise, sondern sechzig oder siebzig Jahre alt gewordene Knaben nennen möchte.

Ich kann nicht sagen, daß ich diese alte Jugendlichkeit besonders erfreulich gefunden hätte. Es steht jedem Alter am besten, die Eigenthümlichkeiten seines Alters ganz und in voller Entwickelung zu haben. Das Kind ist am lobens- und liebenswürdigsten, wenn es ganz unschuldiges Kind, der Jüngling, wenn er ganz warmer Jüngling, der Mann, wenn er in jeder Beziehung kräftiger Mann, der Greis, wenn er vollkommen würdiger Greis ist.

Obgleich man allerdings mit einiger Mühe Alles aus uns machen kann, obgleich man, wie das Sprüchwort sagt, „sich an Alles gewöhnt", so ist doch nicht zu leugnen, daß dieß seine Gränzen hat und daß wir uns an alle die Dinge, welche uns von Haus angenehm sind und mit unserer Natur am meisten harmoniren, leichter als an andere gewöhnen. So wird sich z. B. ein zärtlicher und liebevoller Mensch leicht an einen freundlichen Umgang mit allen möglichen Menschen gewöhnen. Ein muthiger, munterer, lebenslustiger Mensch wird sich leicht an die Strapazen des Jäger- und Soldaten-

lebens gewöhnen. Ein von Haus aus weichlicher und schlaffer Mensch wird sich leicht an die Reize und Genüsse einer luxuriösen Existenz gewöhnen.

Unsere Gewohnheiten formen und bilden daher nicht nur unser Wesen und unsern Charakter, dessen Schöpfer sie sind, sondern sie offenbaren auch die Eigenthümlichkeiten und Grundanlagen unseres Wesens, aus dem sie ihrerseits hervorgingen. Man kann daher auch die Gewohnheiten eines Menschen als Verräther und Anzeiger seines Grund-Wesens ansehen und wie man sagt: „Nenne mir deine Freunde und ich will dir sagen, wer du bist", so könnte man auch sagen: „Zeige mir deine Gewohnheiten und ich will dir sagen, wer du von Haus aus seist."

Die Engländer, diese großen Gewohnheitsmenschen nehmen daher auch die Gewohnheiten eines Mannes geradezu für seinen Charakter und sprechen da von einem Manne von „schlechten Gewohnheiten" (of bad habits) oder von „guten Gewohnheiten", wo wir Deutschen von einem Manne von „schlechtem oder gutem Charakter oder Wesen" reden würden.

Digression

über

Kritik und Kritiker.

„But if we look more closely, we shall find,
Most have the seeds of judgement in their mind“.

XXV.

Der Haß des Häßlichen.

Apollo zog bekanntlich dem Marsyas, weil er schlecht gesungen hatte, buchstäblich die Haut über die Ohren und Alexander der Große soll einem Dichter für jeden guten Vers zwar ein Goldstück, für jeden schlechten aber eine Ohrfeige gegeben oder doch — versprochen haben.

Man muß gestehen, daß im Vergleich mit Apollo und Alexander unsere heutigen Kritiker noch ziemlich milde mit uns verfahren. Ja, man kann sagen, daß sie sich einer schönen Mäßigung hingeben, indem sie den Schriftsteller immer wenigstens nur in effigie hinrichten, scalpiren oder geißeln.

Man sollte denken, die Autoren könnten diesem Processe, bei dem alle Schmerzen so ganz imaginärer Natur zu sein scheinen, bei dem kein Stoß ihre Person selber trifft, in voller Gemüthsruhe zuschauen, um so mehr, da es ihnen ja auch ganz frei steht, von dem Schauspiel dieser öffentlichen Hinrichtung ihres Portraits und Namens die Augen wegzuwenden, die Kritiker nicht anzuhören, ihre Aufsätze nicht zu lesen.

Allein die Phantasie ist in uns Menschen und namentlich in uns Autoren so außerordentlich stark, daß wir jeden gegen unser Bild geführten Streich fast eben so schmerzlich empfinden, als durchschnitte er uns wirklich Haut und Herz selbst.

Da die Kritiker uns mit denselben Waffen zurückschlagen, mit denen wir nach Ruhm Begierigen auf das Herz der Menschen einen Angriff machten, nämlich mit den zwei- oder vielmehr hundertschneidigen Waffen der Feder und der Druckerpresse und da demnach ihre Streiche uns von hundert Seiten treffen, so sind die Qualen eines von der Kritik mißhandelten Autors wahrhaft namenlos. Durch die Druckerpresse hat der Schriftsteller gleichsam tausend Hände und Köpfe erhalten Aber eben durch diese Druckerpresse hat auch die Kritik tausend Zungen zum Zischeln, tausend Schwerter zum Köpfen und Verwunden in die Hand bekommen. Ein Autor von einiger Lebhaftigkeit der Einbildungskraft — und an dieser fehlt es unserer Eitelkeit nie — sieht sich daher in Gedanken gleichsam auf dem Straßenpflaster von hundert Städten herumgeschleppt, er sieht sich in tausend Gesellschaften und Cirkeln hingerichtet. Da jeder durch den Druck vervielfältigte Autor, so zu sagen, ein Riese ist, so leidet er auch die Schmerzen eines Riesen, den man seiner Größe wegen überall treffen kann.

Bei denjenigen Autoren, die nicht bloß die Absicht hatten, die goldene phantastische Frucht des Ruhmes in den Gärten der fabelhaften Hesperiden, sondern auch reellere und genießbarere Früchte des Lebens in dem Garten der Literatur zu

pflücken, wird nun jene Empfindlichkeit gegen ihre Kritiker noch verstärkt. Da sie ihr Haus, ihre ganze irdische Existenz auf den Sand der Worte gebaut haben, so wird ihr Kampf gegen die Kritik, die diesen Sand zu unterminiren strebt, ein höchst reeller Kampf pro aris et focis.

Durch völlige Ignorirung der Kritik sich alle Gemüthsruhe zu erhalten, ist fast gar nicht ausführbar, wenn sich der Autor nicht dem Verkehre mit seinen Zeitgenossen entziehen und in eine Wüste retten will. Denn in Büchern und Journalen, nicht bloß in eigentlichen kritischen, läuft ihm die Kritik in tausenderlei Gestalt ohne oder mit seinem Willen unter die Augen und selbst in mündlicher Unterhaltung wird ihm absichtlich oder zufällig darüber berichtet.

In der Regel kann man sagen, daß, im Allgemeinen und Großen genommen, Gerechtigkeit in der Welt herrscht und daß gewöhnlich Jedem so viel Lob oder Tadel zu Theil wird, als ihm gebührt. Es giebt ungerechte Kritiker, aber sie haben gewöhnlich einen guten Schriftsteller nicht vernichten können. Wir könnten daher, ohne auf unbillige Kritik zu achten, immer ruhig fortarbeiten und würden ihr zum Trotze zu unserem Ziele gelangen.

Wenn man alle die Schmerzen, Beängstigungen, Besorgnisse und Nöthe, welche gute Schriftsteller sich um die Kritik gemacht haben, in e i n e Wagschaale legt und alle die übelen

Effecte, welche die Kritik wirklich hat ausüben können, in die andere, so sind diese gegen jene sehr unbedeutend.

Allein, so selten sie sind, so giebt es doch allerdings Beispiele, daß feindselige Kritik Autoren wesentlich geschadet, aufstrebende Talente erstickt, sie beim Publikum verleumdet und ihre Bahn ganz verdorben hat. Und da die guten Autoren, wenn gleich gewöhnlich ohne Noth, so etwas für sich immer fürchten, so ist es auch daher ihre Pflicht, von der Kritik Notiz zu nehmen, da sie ja mit ihren Büchern auch Gutes stiften wollen. Sie würden ja die gute Sache, der sie sich widmen, die Wahrheit, die sie als wohlthätig für die Menschheit erkannt zu haben glauben, dann fallen lassen. Es ist also ihre Pflicht darauf zu denken, ob und wie den üblen Folgen welche die Kritik haben könnte, entgegen zu wirken sei.

Da also dem Allen nach ein Schriftsteller der Kritik nicht entgeht, da sie ihm nothwendig Schmerzen zufügen muß, da er sie nicht ignoriren kann, da er sie sogar nicht ignoriren darf, so entstehen daraus nun eine Menge der interessantesten Fragen, die für den Autor vom größten Interesse sind und die man etwa so aufsummiren kann:

Wie kann der Schriftsteller seine Schmerzen, welche die Kritik ihm zufügt, am besten mildern?

Wie kann er sich die guten Folgen, welche die Kritik zu üben vermag, am leichtesten aneignen?

Wie kann er ihren nachtheiligen Folgen am sichersten entgegenwirken?

Blicken wir zunächst ins Leben und auf die Meinungen Derer, welche sich bemüht haben, dem Schriftsteller Lehren zu geben, so finden wir ein sehr verschiedenes Verfahren beobachtet und sehr entgegengesetzte Rathschläge gegeben.

Einige haben einen bedeutenden Theil ihres Lebens und ihrer Kräfte im Kampfe mit ihren Kritikern aufgewendet und haben sich bemüht, alle Verleumdungen zu widerlegen, Lügen ans Tageslicht zu ziehen, irrige Meinungen zu berichtigen und Mißverständnisse aufzuklären. So hat z. B. Voltaire ungemein viel Witz, viel Dinte und Papier gegen seine Kritiker und Neider verschwendet.

So hat Pope unendlich viel Worte aufgewendet, seinen literarischen Feinden in derselben Weise zu antworten, wie sie ihn angriffen. Er quälte sich sein Leben hindurch mit Federfehden, bot in allen seinen Schriften die größte Beredtsamkeit auf, um sich an seinen Feinden zu rächen, Beredtsamkeit, die man gern einem schöneren Zwecke gewidmet sähe. Ja, sein längstes Gedicht sogar, die Dunciade, geht fast ausschließlich auf diesen Zweck hinaus. In ihm kühlt er sein Müthchen an einer Menge armseliger Geister, die seiner Rache gar nicht werth waren.

Viele, man kann wohl sagen, die Meisten, haben, wenn sie auch nicht gerade direct mit häufigen Erwiederungen gegen ihre Kritiker auftraten, diese doch beständig im Auge und Sinn gehabt und haben sich nicht enthalten können, hie und da, etwa in den Vorreden zu ihren Schriften oder auch in

diesen Schriften selbst zuweilen von ihren Kritikern zu reden und auf sie gelegentlich einen Ausfall zu machen.

Man sehe z. B. einmal Horazens Werke in dieser Beziehung durch und man wird darin Hunderte von Versen zusammenlesen können, in denen er über seine Neider klagt, von ihnen an ein besser gesinntes Publicum oder, wie dieß bei den Autoren sehr häufig ist, „an die Nachwelt" appellirt, vor ihnen Schutz und Trost bei seinen Freunden sucht oder gegen sie gar einige pikante Phrasen zurecht drechselt, die einer sehr derben und bittern Erwiederung höchst ähnlich sehen.

Auch in Schillers, Goethe's und vieler anderer hochstehender Autoren Werken finden sich Spuren genug, daß sie, wenn auch nicht immer einen lauten und äußerlichen, doch einen stillen und inneren Krieg mit ihren Kritikern geführt haben, ohne daß sie weder die völlig hartherzige und unempfindliche Gleichgültigkeit, die Johnson den Autoren wünscht, noch auch die erhabene, philosophische Haltung, welche die Stoiker gegen jeden Schmerz empfehlen, gewinnen konnten.

Wieder anders als diese Schwankenden, die bald ihrem Munde ein Schloß vorlegen, ihre Ohren gegen alle Kritik verstopfen und versiegeln, bald dieses Schloß und dieses Siegel wieder abnehmen und sich einmal das Herz erleichtern, haben Andere es sich zum strengen Grundsatze gemacht, kritische Angriffe auf ihre Schriften nie zu beantworten, und haben auch während ihres ganzen Lebens an diesem Grundsatze festgehalten.

Dieß wird z. B. von dem großen Historiker Schottlands, von Robertson, versichert. Und eben so auch von Hume, der nur ein Mal in seinem Leben eine Ausnahme davon machte, als er von J. J. Rousseau verleumdet wurde. Ja, Klopstock geht in der Einleitung zu seinem Messias sogar so weit, zu behaupten, das Publicum habe ein Recht darauf, daß der Schriftsteller sich ohne Erwiederung der Kritik unterwerfe. „Das Publicum", sagt er, „ist berechtigt, von Dem, der seinen Aussprüchen Etwas unterwirft, zu fordern, daß er, nachdem er das Gemälde aufgestellt hat, weggehe und schweige".

Im Allgemeinen sieht man es als etwas Lobenswerthes an, wenn ein Schriftsteller literarische Angriffe nie erwiedert und die Biographen pflegen diesen Umstand, wenn er eintritt, gewöhnlich als etwas sehr Preiswürdiges hervorzuheben, weil man gemeiniglich vorauszusetzen scheint, daß der Erwiedernde nur aus gekränkter Eigenliebe zur Feder greife und beim Schweigen in der Regel die Präsumption für die Bescheidenheit und Friedfertigkeit spreche. Es können indeß einem obstinaten Stillschweigen eben so schlechte Eigenschaften zum Grunde liegen, z. B. hochfahrender Stolz, Verachtung Anderer, Selbstgenügsamkeit und zuweilen sogar auch Charakterschwäche und innere Unsicherheit.

Man sollte keinem Grundsatze blindlings und unter allen Umständen anhängen und sollte immer je nach der Art des vorliegenden Falles verfahren. Da die Kritiker nicht sowohl die Richter als vielmehr nur die Staatsprocuratoren sind,

welche die Ankläger machen und da das große gebildete oder gelehrte Publicum der eigentliche Richter ist, so sollte man ja wünschen, daß ihm immer die Möglichkeit gegeben würde, beide Parteien zu vernehmen. Man könnte daher auch im geraden Widerspruch mit Klopstock wünschen, daß der Autor, nachdem er sein Gemälde aufgestellt, nicht weggehe, sondern immer zur Hand bliebe, um auf Fragen, die man an ihn richtete, zu erwiedern und jede mögliche begehrte Aufklärung zu geben.

Schaden und Nutzen der Kritik.

Es läßt sich, wie gesagt, nicht leugnen, daß eine ungerechte und harte Kritik der Literatur hie und da Schaden zugefügt hat.

Sie hat zuweilen wahrhaft großen und begeisterten Menschen das Leben verbittert, sie niedergeschlagen, sie so erkältet, daß alle Quellen der Production und alle Lust dazu in ihnen versiegte.

Sogar ein Racine wurde von ihr mitten im Laufe und in der größten Entwickelung seiner Einbildungskraft gehemmt und hörte mit seinen Productionen auf, da er müde war, den gegen ihn aufgeregten Haß zu bekämpfen und indem er fürchtete, ihn noch zu vermehren.

Allein in der Regel bemächtigen sich wahrhaft tüchtige Bücher, talentvolle Autoren und treffende Gedanken trotz der Kritik der Gemüther der Menschen und schlagen so-

gar wider ihren Willen Wurzeln in den Herzen und im Gedächtniß derselben. Die „neidischen" Kritiker selbst werden solche Bücher nicht los und sie müssen wider ihren Willen immer darauf zurückkommen und gerade durch ihre Verfolgungssucht das Andenken an ein solches Werk immer anfrischen und aufrecht halten, so wie denn am Ende immer das Böse zum Erfolge des Guten beitragen muß.

So wie die Autoren sich oft täuschen, wenn sie nach Beendigung eines Werks und nachdem sie ihr „Dixi" darunter gesetzt, glauben den Gegenstand völlig erschöpft und abgethan zu haben und wie sie zu ihrer Verwunderung und zuweilen zu ihrem Aerger auf einmal die Frage wieder von einem Anderu aufgenommen, von Neuem behandelt, aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet sehen und sich und Andere fragen, was man nach ihnen noch Neues über die Sache vorbringen könne, eben so täuschen und verwundern sich auch die Kritiker häufig, wenn sie ein Buch kritisirt, widerlegt, zu Boden geworfen, einen Autor umgebracht, hingerichtet haben und dann denselben Autor auf einmal wieder lebendig und sein Leben fortsetzend vor sich sehen.

Ein gutes Buch schöpft sogar zuweilen selbst Stärke aus ungerechter Kritik, wie die frommen Gläubigen aus der Verfolgung, und die Kritiker müssen nicht selten sich eben so entsetzt fühlen, wie Die, welche den berühmten Drachen bekämpften, dem mehrere Köpfe wieder anwuchsen, wenn man ihm einen abschlug.

Könnte man daher den Autoren nur mehr Unerschütterlichkeit, mehr Vertrauen und Kraft inmitten der Anfechtungen des eifersüchtigen Tadels einflößen, so möchte man die Kritiker den Mond nach Belieben anbellen lassen. Das Schlimme aber ist, daß viele Autoren von ihren Kritikern zur Verzweiflung und wohl am Ende gar zum Mißtrauen in ihre eigene Kraft gebracht werden.

Könnten die Autoren den Rath befolgen, so möchte man sie auffordern, ebenso ausdauernd in der Liebe zu sein, wie die Kritiker im Haß.

Hinter den Kritikern steht das große unparteiische Publicum und hinter diesem Publicum unserer Gegenwart steht das Publicum der Zukunft. Der Sieg muß am Ende dem guten und tüchtigen Autor doch werden. Die Jesuiten haben das Sprüchwort: „calumniare audacter, semper aliquid haeret“ zum Vortheil der Verleumder erfunden. Zum Vortheil verfolgter Autoren könnte man den Grundsatz aufstellen: „Schreibe und publicire kühn weiter, es wird immer etwas wirken und zuletzt wirst du siegen“. Wenn der Autor nur lange leben bleibt und stets zu neuen Schöpfungen gelangt, so wird am Ende doch die Geduld der Kritiker gebrochen.

Schaffende und kritische Talente.

Es ist sehr gewöhnlich, daß man Die, welche Andere kritisiren und tadeln, auffordert, sie sollten es selbst einmal besser machen und daß man glaubt, sie mit dieser Aufforderung, wenn sie ihr nicht genügen können, zu demüthigen und zum Stillschweigen zu bringen.

Dabei übersieht man indeß, daß die schöpferischen und die kritischen Menschen zu zwei ganz verschiedenen Wesenclassen gehören, deren Talente so verschiedenartig sind, wie ihre Zwecke und daß man eben so wenig von einem Kritiker verlangen kann, er solle ein guter Künstler sein, als von einem Künstler, er solle einen feinen, geschmackvollen und gelehrten Kenner vorstellen.

Tel excelle à rimer, qui juge sottement;
Tel s'est fait par ses vers distinguer dans la ville
Qui jamais de Lucain n'a distingué Virgile.

Die Phrenologen unterscheiden im Gehirne des Menschen ein Organ der Zerstörung und ein anderes davon völlig verschiedenes Organ der schöpferischen Kraft. Die zergliedernden Kritiker haben jenes, die Poëten, die schöpferischen Künstler haben dieses Organ in hohem Grade entwickelt.

Beide Organe sind sich feindlich und entgegengesetzt, wie die Pole, und wo das eine sich stark erweist, scheint das andere in der Regel nothwendig schwach sein zu müssen.

Man könnte dieß im Großen schon daraus beweisen, daß die Zeiten, die reich an schöpferischen Genies waren, sich

gewöhnlich nicht sehr stark in Producirung kritischer, ästhetischer, literarisch-historischer Werke zeigten, während umgekehrt die Zeiten, in welcher ein kritischer, untersuchender Geist vorherrschte, nicht viele schöpferische Talente aufzuweisen hatten.

Der Kritiker hat seine Stärke in seinen Kenntnissen, in seinem klaren Selbstbewußtsein, in seiner Ueberschaulichkeit. Ihm muß die ganze Geschichte der Leistungen Anderer gegenwärtig sein, damit er sie mit der dargebotenen Leistung vergleichen könne.

Dem producirenden Autor dagegen muß nichts, als gerade der Gegenstand, der ihm vorliegt, gegenwärtig sein, damit er sich ganz von ihm erfüllen könne. Er muß sich sammeln und concentriren und alle Zerstreuung, von der der Kritiker vortheilt, lähmt ihn. Es ist schwer, daß dieselben Personen zugleich diese Kraft zur Concentrirung, welche dem Kritiker nöthig ist, in gleichem Grade besitzen.

Dem Autor ist es gut, wenn er zum Enthusiasmus und zur Begeisterung für das Schöne geneigt ist. Er schöpft aus ihr Stärke und hat seine Wurzeln im Elemente der Liebe. Dem Kritiker schadet dagegen eine solche Disposition des Geistes, eine solche Geneigtheit zur Bewunderung und Verehrung. Er wird dann leicht von einem allseitigen Kritiker zu einem einseitigen Lobredner. Er schöpft vielmehr seine Hauptkraft nicht aus der Liebe, sondern aus dem Hasse. „Wenn meine Galle sich erhitzt", sagt der satyrische Kritiker

Boileau, „dann fühle ich mich begeistert und der Schwung meiner Rede wird leicht". Neigung zum Haß und zur Liebe können nur schwer in derselben Brust neben einander wohnen.

Der Dichter ist der Freund der Götter. Vertrauensvoll giebt er sich ganz ihren Einflüsterungen hin. Der Kritiker ist der Freund der Menschen, der nur schwer an hohe Inspirationen glaubt und der Alles unbarmherzig ans Tageslicht zieht, um zu sehen, ob die Inspirationen von wirklichen oder von eingebildeten Göttern herrührten. Der Künstler traut gläubig seiner innern Stimme. Der Kritiker mißtraut jener innern Stimme des Dichters und sucht sie ad absurdum zu führen.

Der Kritiker mag zwar zur Probe selbst die Kunst hie und da mit Vortheil üben, um sich mit ihren Schwierigkeiten vertraut zu machen und um sich in Stand zu setzen, dem Autor auf seinen Wegen besser zu folgen. Hat er aber einen wahren inneren Beruf zur Uebung der Kunst und übt er sie wirklich mit Begeisterung und großem Erfolge, so wird diese Anlage geradezu von seiner Anlage zur Kritik in Abzug zu bringen sein, und er wird dann besser thun, seine Kritik völlig aufzugeben und sich als schaffender Autor zu etabliren, so wie viele Autoren besser gethan hätten, alles Selbstproduciren aufzugeben und sich bloß auf die Kritik zu beschränken gleich jenem Engländer Crisp, der seiner Zeit ein höchst geschmackvoller und feiner Kenner literarischer Productionen war, und dessen Urtheil sehr geachtet wurde, der aber nichts

destoweniger, da er sich der Eitelkeit, auch ein Producent sein zu wollen, hingab, einige der schlechtesten Dramen seiner Zeit schrieb.

So wie wir uns selbst auf die Breter als Acteure begeben, verlieren wir die Unbefangenheit des Urtheils, die dem Zuschauer und Kritiker eigen bleiben soll, und wir werden ungeschickt in Beurtheilung unserer Mitacteure.

Man soll daher die Kritiker und Autoren so viel als möglich auseinander halten und diese beiden Rollen nie vermischen und vertauschen.

Sünden der Kritiker.

Alle Autoren begehen Verbrechen von allerlei Art. Aber ganz besonders lang, glaube ich, ist das Sündenregister der kritisirenden Schriftsteller. Und dieß erklärt sich sehr natürlich aus der Beschaffenheit ihrer Arbeit und Aufgabe.

Wer sich zum Richter über die Leistungen eines Anderen aufwirft, von dem setzt das Publicum meistens voraus, daß er die Sache selber nicht nur besser beurtheilen, sondern auch besser machen könne, als der Autor, und daß er den Gegenstand desselben tief und gründlich studirt habe. Die Kritiker theilen dieß Vorurtheil mit dem Publicum, und meinen, daß, wenn der Leser merkte, daß sie die Sache nicht noch besser verstünden, als der Autor, dieß ihrem Ansehen bei ihm schaden würde. Sie greifen daher bei ihren Kritiken zu tausend kleinen Kunststücken, die oft baare Täuschungen und

Trügnisse sind, um sich selber und ihren Leser bei der schmeichlerischen Einbildung zu erhalten, daß sie über dem Schriftsteller wie Adler über einen armem gejagten Rehe schwebten.

Ein Autor legt manchmal in einem compendiösen Werke die Resultate langjähriger specieller Studien, ja oft die Gefühle und Ideen, welche seinen Geist während seines ganzen Lebens bewegten, nieder.

Sollte ein Kritiker ein solches Werk in allen seinen Theilen gründlich würdigen und überall das Falsche und Wahre sondern, so müßte er, streng genommen, ebendieselben langjährigen speciellen Studien gemacht und ein eben solches Leben durchlebt haben.

Allein wollten wir überall solche ideale Kritiker verlangen, so müßten wir am Ende wo nicht auf alle Kritik verzichten, doch wenigstens alle Hoffnung auf die Bildung literarisch-kritischer Gerichtshöfe aufgeben, deren Beamten in ihrem Leben, ja in einem Tage eine Menge literarischer Processe aburtheilen könnten. Die Kritiker müßten hundert Leben haben und wahre Proteusse von Gelehrsamkeit sein. Glücklicherweise stehen die Sachen aber so, daß wir eine Arbeit, die wir selbst nicht nachzumachen vermögen, dennoch wohl einigermaßen beurtheilen können, und daß wir über ein Buch viele, sowohl dem Leser als dem Autor desselben nützliche Anmerkungen vorbringen können, selbst, wenn unsere Geschicklichkeit sowohl, als auch unsere Gelehrsamkeit noch unter der des Autors stehen sollte. Es ist dazu weiter

nichts nöthig, als eine allgemeine Bekanntschaft mit den Principien der Wissenschaft, eine wenigstens einigermaßen innige Vertrautheit mit dem betreffenden speciellen Gegenstand, und viel natürlicher Scharfsinn und Geschmack.

Allein, wie ich sagte, den Kritikern und ihren Lesern schwebt immer jenes Vorurtheil vor Augen, das ich oben bezeichnete, und dieser Irrthum wird eine Quelle zahlloser Sünden für sie.

Die Kritiker haben es gewöhnlich mit Männern zu thun, die in dem Fache, welches nun gerade vorliegt, ungemein viel mehr Erkenntniß haben als sie. Diesen hochverdienten Männern gegenüber, in Vergleich mit deren Studien die des Kritikers immer mehr oder weniger unbedeutend erscheinen, sollten die Kritiker sich nun einer ganz besonderen Bescheidenheit befleißigen. In der That, sie sollten die bescheidensten, vorsichtigsten aller Schriftsteller sein; und gerade sie macht jene falsche Meinung, daß sie sich immer als über dem Autor erhaben zeigen müßten, so häufig zu den rücksichtslosesten aller Federmänner.

Es ist nicht selten, daß wir Kritiker unsere ersten Kenntnisse des behandelten Gegenstands aus dem Buche, das wir beurtheilen, schöpfen, und daß wir dann diese Kenntniß, die wir aus dem Werke erlangten, dazu anwenden, unseren Autor, der unser Lehrer war, zu meistern, zu widerlegen und wo möglich zu vernichten. Wir übernehmen dabei die Rolle undankbarer Schüler, die sich über ihren Lehrer erheben.

Von der Furcht vor den Menschen.

XXVI.

Von der Furcht vor den Menschen.

Es ist wirklich wunderbar, wie oft wir Menschen uns einander in Verlegenheit setzen, wie wir uns vor einander geniren, wie wir vor einander die Augen niederschlagen, erröthen, verstummen, zittern, auch wenn gar kein dringender Grund dazu vorhanden ist.

Wenn ein armer leibeigener Sklave seinem zornigen Herrn, der die Peitsche in der Hand hält, naht, so begreift man seine Zaghaftigkeit allerdings.

Wenn ein junges Mädchen allein im Zimmer Dem, der von wilder Leidenschaft zu ihr entbrannt ist, gegenüber steht, und sich in seinen Händen sieht, so ist auch ihr Zagen leicht erklärlich.

Wenn mein Feind mich zu Boden geworfen hat und triumphirend das Tomahawk über meinem Schädel schwingt, da wird Jeder, der dieser Scene beiwohnt, begreifen, warum ich zittere, Schweißtropfen mir auf die Stirne treten und warum ich mich ängstlich gebehrde.

Allein dieß sind nur einzelne und seltene Fälle und die

Menschheit im Ganzen genommmen vergießt viel weniger Angsttropfen und empfindet weniger Herzpochen und Brustbeklemmung bei solchen feindlichen Begegnungen, als bei den tagtäglichen freundlichen und friedlichen Zusammenkünften, bei denen man nichts Anderes als Liebes und Gutes im Sinne hat.

Ich kam neulich in eine Gesellschaft, welche meistentheils aus Landleuten bestand Es waren aber auch einige Dorfprediger und Dorfkaufleute darunter. Beim ersten Zusammentreffen, ehe der Wein die Zunge gelöst und die Schranken gebrochen hatte, sahen diese Leute mir alle aus, als hätten sie sich einander auf die Füße getreten. Der Eine antwortete rechts, der Andere links in den Tag hinein auf Fragen, zu denen seine Antworten paßten, wie ein irdener Topf zu einem silbernen Deckel.

Der Eine heftete seine Augen auf den Boden, der Andere auf seines Vordermanns Rücken. Andere gafften sich einander dumm und sprachlos an und eine gewisse linkische und erzwungene Freundlichkeit lächelte auf allen Angesichtern, als wären sie nicht lebendige Menschen, sondern steinerne Statuen.

Die Weiber strotzten von Blumen, von bunten Tüchern und Spitzenhauben und saßen da wie die Wachspuppen, in die nur Bewegung hineinkam, wenn sich Jemand fragend an sie wandte; denn dann schraken sie zusammen und gaben einige Laute von sich.

Hätte ich nicht mehrere dieser selben Wesen schon früher unter unbefangenern Verhältnissen in ihrem eigenen heimischen Neste gesehen und ihren Humor, ihr Gemüth, ihren Verstand erkannt, ich würde sie eher für eine Gesellschaft von Schwachköpfen als von vernünftigen Menschen gehalten haben.

Ich sah einmal einen frischen, muntern, blühenden Offizier von der englischen Marine am Bord seines Schiffes und bemerkte mit Freuden das lebendige und sichere Benehmen dieses Menschen. Auf seiner offnen hohen Stirn schien es mit deutlichen Zeichen geschrieben: „Scheue Gott und fürchte Niemand", und ich glaube sicher, daß er der rechte Mann dazu gewesen wäre, eine französische Brigg in die Luft zu sprengen und dabei kaltblütig dem Schauspiele zuzusehen.

Ich traf noch denselben Tag diesen selben Menschen in einer sogenannten Soirée wieder und diese Soirée schien ihm einen gefährlicheren Geruch zu haben als die Pulverkammer eines Linienschiffs. Denn in steifer Cravatte und in einer noch steifern Galla-Uniforn wie ein Windelkind eingewickelt, drehte sich mein Lieutenant in dem Cirkel herum, gleich einem Automaten, dem der Mund nur zu Zeiten und so hölzern und widerwillig aufging, als wäre in dem Innern der Maschine irgend eine Feder gesprungen oder ein Rad verdorben.

Ja, als einmal der Schein einiger Wachskerzen hell auf sein Antlitz fiel, bemerkte ich deutlich, daß ein paar Schweißtropfen auf seine Stirn getreten waren. Er wollte sie zwar,

indem er sie sich mit dem Tuche, das er mit etwas ungleicher Bewegung über sein Gesicht fahren ließ, bloß der Hitze im Zimmer zuschreiben; denn er seufzte zu seinem Nachbar: „Es ist hier entsetzlich heiß, Sir"! Allein wenn dieser ihm antwortete: „Das machen die vielen Damen, Sir"! so schien es mir, als ob er dieß nicht bloß von der physischen Hitze, auf welche jener Freund hindeutete, verstanden wissen wollte.

Die Reihe hübscher Damen, der Kranz eleganter, in Soiréen besser als in Seeschlachten routinirter Landratten schien meinem Schiffslieutenant eine viel gefährlichere Batterie als die der feindlichen Vierundzwanzig- oder Sechzig-Pfünder; und wandte sich eine dieser Frauenzimmer mit freundlichen Mienen und lieblich flötender Stimme zu ihm herüber, so fuhr er zusammen, als hätte er eine Bombe in seiner Nähe platzen hören. Nach einiger Zeit bemerkte ich ihn nicht mehr und ich vermuthe, er hatte vor den Lady's Reißaus genommen, er, dem es gewiß nicht in den Sinn gekommen wäre, vor einen ganzen Haufen von Wilden den Rücken zu kehren.

Ich frage, welche wundersame Furcht ergriff diesen meinen kühnen Ritter, der mir an Bord seiner hölzernen Befestigungen noch am Morgen desselben Tages von einer eben so großen Furchtlosigkeit beseelt zu sein schien?

Doch man braucht nicht zu den Beispielen eines englischen Schiffslieutenants oder deutscher Bauern seine Zuflucht zu

nehmen, um die Wirkungen jenes erschreckenden und lähmenden Einflusses, den unbewaffnete friedliche Menschen auf ihre Nebenmenschen zu äußern vermögen, zu beobachten. Man kann in allen Cirkeln der Gesellschaft ähnliche, wenn auch nicht so eclatante Wirkungen dieses Einflusses bemerken.

Eine Frau von hohem Range, welche eine ausgezeichnete Rolle an einem der brillantesten Höfe von Europa spielte, gestand mir einmal, daß sie nie ohne einige Emotion und nie ganz ohne einige Herzbeklemmung in eine Gesellschaft einträte und ich erinnerte mich dabei eines Seemannes, der, obgleich er gewiß eben so viele Seereisen wie Ulysses gemacht hatte, mir sagte, daß er nie, ohne einen kleinen Anflug von Seekrankheit zu verspüren, in die hohe See stäche und auch nicht glaube, daß irgend ein Schiffer völlig von einer solchen Anwandlung frei sei, so oft er auch schon von der salzigen Woge des grünen Meeres getauft sein möge.

Ich stand zuweilen einige Augenblicke in dem Vorzimmer vor einem Gesellschaftssalon still, um die Gesichter der Menschen zu beobachten, die hier ihre Mäntel und Capoten ablegen und die sich in denen für ihre Bequemlichkeit dort aufgehängten Spiegeln zu betrachten pflegen, um noch einige schließliche Correcturen in ihrer Toilette zu machen und die kleinen Rockfalten, Locken-Verschiebungen und Collier-Verdrehungen, welche vielleicht während des Herfahrens im Wagen sich eingeschlichen haben mochten, zu redressiren.

Wie eifrig sind sie dabei! Welch ernstes Gesicht machen

sie dazu! Wie hastig zupfen sie die Kleider zurecht! Fast mit zitternden Händchen legen sie die Perlen auf dem schönen Nacken in Ordnung und fahren mit dem bebenden Finger an dem äußersten Rande der Locken hin, um irgend ein widerspenstiges Haar in Reihe und Glied zn bringen. Es scheint fast, als sei ihre ganze Seele von einer ängstlichen Spannung ergriffen. Die Worte, die sie einander zulispeln, stoßen sie rasch und heftig hervor: „Ach Himmel, mein Handschuh"! — „Halt einmal, Annette, deine Schnalle sitzt etwas schief"! — „Ich bitte dich, Louise, laß sehen, dein linker Ohrring hat sich verhängt". Eine Wolke von sorgender Erwartung scheint auf den schönen Stirnen zu liegen, die Tochter hält sich nahe zur Mutter.

Führt jene Thür zu einer Folterkammer? Oder sitzen dort drinnen vielleicht Professoren, welche diese Damen in irgend einer ernsten Wissenschaft streng examiniren wollen? Sind es vielleicht gar die Glaubensforscher der heiligen Hermandad? Nein! Denn siehe, sie öffnet sich und ein Lichtmeer von Heiterkeit und Schönheit bricht strahlend daraus hervor.

Plötzlich, so wie man zur Pforte hineintritt, nimmt man sich zusammen, es stellt sich heiterer Sonnenschein auf den schönen Antlitzen wieder her und man segelt liebreich zur Rechten und Linken grüßend in den Hafen der Freude und Lust ein. Draußen zeigte sich die Aengstlichkeit in ihrer ganzen Wahrheit. Drinnen verhüllt sie sich unter einer Maske

von Unbefangenheit, welche lange Gewohnheit zwar geläufig gemacht hat, die aber doch keineswegs im Stande ist, die Furcht, die fast alle Menschen anwandelt, wenn sie vor ihres Gleichen treten sollen, völlig zu verdrängen.

Wenn vor der Burg eines tscherkessischen oder abchasischen Häuptlings in einem entlegenen Thale des Kaukasus plötzlich und unangemeldet ein großer Herr in sechsspännigem Wagen mit einer zahlreichen Begleitung von Dienern vorfährt, so wird man eine allgemeine Aufregung bei den Bewohnern der Burg sehr natürlich finden, und man wird leicht die Ursache davon errathen, wenn man sieht, wie der Herr des Schlosses seine Mannen zusammenruft, nach den Flinten und Böllern sehen läßt und zu seinem Schwerte und Helme greift und wie die Frauen sich die Haare raufen und jammern: „Um Gottes willen, was bedeutet uns dieß? Was will dieser große Herr? Was sollen alle seine Bedienten? Ist es der russische Generalgouverneur, der vielleicht schon unser ganzes Land bis auf unsere Burg erobert hat und der nun kommt, auch diese zur Uebergabe aufzufordern"?

Ich sage, man wird dieß Alles leicht verstehen; denn die Erklärung von dem Allen ist die sehr wohl begründete Furcht vor den Russen und des Nachbarn vor dem Nachbarn in jenem Lande, in welchem eine Hand immer wider die andere ist. Aber wie sollte ich mir einen ganz ähnlichen Auftritt,

dem ich mitten in einem gänzlich friedlichen Reiche beiwohnte, erklären in welchem ich mich als Gast auf dem Schlosse eines wohlhabenden und völlig unabhängigen Edelmanns aufhielt, der, so weit er aus seinen Fenstern sehen konnte, alles Land sein nannte und der ein so gutes Gewissen hatte, wie kein Burgbesitzer im ganzen Kaukasus, bei dem aber dennoch ein solcher sechsspännig plötzlich vorfahrender Wagen eine ganz ähnliche Aufregung hervorbrachte. Welche complicirten Gefühle der Furcht waren es, die bei ihm das ganze Haus in Aufregung brachten, als dieser sechsspännige Wagen vor seiner Thüre still hielt! Wie belebte sich nicht die Gestalt des etwas phlegmatischen Hausherrn! Wie rief er hurtig und halb außer sich nach seinen Bedienten, die wie Vasallen, wenn die Trompete von der Zinne erscholl, herbeisprengten, wie flog er mit ihnen eifrig dem hohen Gaste entgegen!

Die Hausfrau schien einer Ohnmacht nahe. „Ach Gott", rief sie aus, „ich sehe, es ist Se. Excellenz der Herr ..." — raffte sich zusammen und zog sich mit ihren Damen in ihre Gemächer zurück, um in aller Eile ihrer Morgentoilette etwas aufzuhelfen. Ich blieb eine ganze Weile völlig allein im Zimmer. Ich hörte Thüren schlagen, die Bedienten Trepp auf Trepp ab jagen, die Köche mit verschärften Befehlen zur Küche rennen, die Kammerjungfern Annchen, Lieschen kommen und gehen und war nicht wenig verwundert, als ich endlich an der Hand des Schloßbesitzers ein ganz kleines freundliches Männchen eintreten sah, das nichts als

Liebes und Gutes zu bringen und die Sanftmuth selbst zu sein schien und das eben diejenige Excellenz vorstellte, die diesen ganz unbegreiflichen Sturm im Hause erregt hatte.

In der That, ich glaube, wir müßten zuweilen mitten in unserer Furcht vor den Menschen laut über uns auflachen, wenn Jemand uns es einmal so recht deutlich machen könnte, wie komisch, wie völlig hohl und alles Grundes entbehrend diese Furcht und Verlegenheit vor Andern gewöhnlich ist. Ein Mensch, der ein gutes Gewissen hat, der nichts Andres sein und scheinen will als was er ist, was hat der selbst von seinen Feinden zu fürchten, geschweige denn von Denen, die nichts als seine Freunde sein wollen?

Es ist merkwürdig, daß diese Scheu vor Menschen schon in unserer frühsten Kindheit in uns steckt und fast sollte man glauben, daß die Natur selber es uns gelehrt habe, uns Anderen mit Furcht und Besorgniß zu nahen. Was haben unsere Mütter nicht mit uns zu schaffen gehabt, nur uns zu bewegen, dem „fremden Herrn" freundlich die Hand zu geben. Wie oft haben sie uns nicht unters Kinn gefaßt und indem sie uns das Angesicht in die Höhe hoben, uns geboten, die Augen frei aufzuschlagen. „Sieh doch den Onkel freundlich an, Wilhelm"! Wie oft haben sie uns befehlen müssen, aus dem Winkel hervorzukommen, uns frank und dreist dem Gaste gegenüber zu stellen, nicht mit den Händen verlegen an der Weste zu zupfen oder gar den Kopf

zu kratzen und nicht tölpisch die Füße übereinander zu schlagen und zu verstellen.

Was ist es denn, was so gar Fürchterliches in dem Anblicke eines freundlichen fremden Menschen liegt? In der That, bei Kindern ist diese Furcht fast ganz unerklärlich.

Vernünftige Ueberlegung, völliger Mangel an Selbstdünkel und Eitelkeit, anspruchslose und natürliche Bescheidenheit müßten uns zu einer ganz allgemeinen Unbefangenheit und Furchtlosigkeit führen. Uebung und Gewohnheit können dieß nie bewirken weil ein Menschenleben nicht ausreicht, um alle die verschiedenen Arten des Auftretens vor Menschen und des Zusammenkommens mit ihnen häufig genug durchzumachen.

Wer hat Zeit und Gelegenheit dazu, die Cirkel des Hofes, die ihre eignen Sitten haben, die Cirkel der Bürger und Bauern, die wieder ihre besondern Ansprüche machen, zu frequentiren; wer kann Prediger, Volksredner, Schauspieler, Feldherr — Alles zu gleicher Zeit oder nach einander sein, um sich alle die verschiedenen Arten von Unbefangenheit vor den Menschen, welche diese verschiedenen Chargen nöthig machen, sich anzueignen?

Ein Prediger, wenn er zum ersten Male vor einer Versammlung auftritt, hat gewiß ein gut Theil von Menschenfurcht und Verlegenheit zu überwinden. Allein, er lernte bald erkennen, daß diese Furcht innerha'b der heiligen und

geweihten Schranken seiner Kanzel vollkommen überflüssig ist. Er sieht, daß die Leute andächtig zuhören, daß es Niemand wagt, ihn zu unterbrechen, er mag sagen was er will. Er bemerkt, daß Keiner aus der Kirche wegläuft und Keiner ihm widerspricht. Er gewinnt daher auf dem Katheder, das eine wahre Festung für ihn ist, eine Sicherheit, als wäre er da zu Hause.

Allein jene Unbefangenheit und Dreistigkeit der Kanzelredner ist bloß einseitig. Viele von ihnen nehmen zwar von dem dreisten und lauten Kanzeltone auch etwas mit in's alltägliche Leben hinüber und Mancher spricht sogar, wenn er seiner Frau befiehlt, ihm einen Kuß zu geben, mit einem Anfluge von Kanzelberedtsamkeit. Allein die Meisten sind — und zwar mitunter sehr glücklicherweise — so wie sie den Chorrock ausziehen, ganz andere Menschen geworden.

Man lasse diesenselben lautredenden Propheten, welcher gewaltige, seit der Apostel Zeiten hergeschmiedete Phrasen, die er für seine eigenen Erfindungen halten möchte, ganz geläufig und dreist handhabt, einmal unter veränderten Umständen, ich will nicht sagen, seiner ganzen Gemeinde, sondern nur einem kleinen Theile derselben gegenüber treten und man wird mit Verwunderung sehen, wie kleinlaut, wie schüchtern, wie befangen er da wird und wird sich fragen: ist es möglich, daß dieß noch derselbe Mensch sei, den ich heute noch vor einer Versammlung von Fürsten, Herrn und Senatoren des Staates so festen Auges, mit so offner Stirn erscheinen sah

und der jetzt kaum die Augen aufzuschlagen, Lippen und Zunge zu bewegen wagt?

Es gehört gewiß eine große Kühnheit dazu, vor einer ganzen, aus tausend klugen Menschen zusammengesetzten Versammlung aufzutreten und es zu wagen, sich ihr gegenüber für einen König oder für einen Helden, oder für einen leidenschaftlichen Verliebten auszugeben, wenn man es wirklich nicht ist. Allein der Schauspieler, der dieß täglich thut, wird es am Ende so gewohnt, daß er fast alle Menschenfurcht bei Seite legt und seine Rolle auf den Brettern spielt, als thäte er es bei sich zu Hause. Zwar ist sein Publicum ein ganz anderes, ein viel furchtbareres als das des Predigers. Es besteht nicht aus einer geduldigen durch Gefühle der Frömmigkeit und Gottesfurcht in Schach gehaltene Heerde. Zur Zeit der Römer und Griechen verurtheilte wohl das Theaterpublicum gar manchen Acteur zum Tode. Und auch das unserer Tage ist eine Art von Tyrann, das, wenn es auch nicht mehr das Richterschwert über Tod und Leben in Händen hat, doch manchen Act der Gnade oder der Ungnade verüben kann, der dem Glück und Credite des Schauspielers für lange wesentlichen Eintrag thut. Tadel, Spott, Gezisch, Hohngelächter — ja manchmal statt Lorbeerkränzen Beleidigungen — muß der Schauspieler mit Engelsgeduld aufnehmen und wäre er auch für den Abend der wilde König Richard Löwenherz selbst. Er darf nicht einmal abtreten

vom Schauplatz, geschweige denn eine böse Miene machen oder gar Widerspruch erheben. Nur auf Befehl tritt er ab, dann aber auch ganz unweigerlich und er hat Niemanden sonst, auf den er sich berufen könne und in dessen Namen er da stünde.

Er steht nur im Namen des Publicums, seines hohen Patrones da, dessen Sklave er ist, dessen Winken er auf der Stelle zu gehorchen hat und das sich in der Ausübung seiner despotischen Gewalt nur zuweilen etwas menagirt, nicht um des Schauspielers, sondern um seiner selbst willen. Er kann diesen Patron nicht in die Lehre nehmen, wie der Prediger den seinigen und wenn er auch eine Copie der Krone des Kaisers des heiligen römischen Reichs auf dem Kopfe trüge.

Die Menschenfurcht also, sage ich, welche den Schauspieler anwandelt, wenn er zuerst vor seinem Publicum auftritt, ist noch ganz andrer Art und hat weit mehr Grund als die des Predigers vor dem seinigen. Es ist sehr natürlich, daß er zittert und zagt, wenn er vor dieser ganzen Versammlung seinen launigen Tyrannen erscheinen soll, daß er erröthet, daß das Blut in seinen Adern stockt, daß seine Stimme ihm fast versagen, seine Sinne schwinden wollen und daß er nur mit der größten Anspannung seiner geistigen Kräfte und seines Genies alle diese Hindernisse überwindet.

Indeß gewöhnt er sich doch allmälig daran, er legt zuletzt alle falsche Schamhaftigkeit bei Seite, schaut am Ende dem Publicum mit einer Keckheit ins Angesicht, als wäre es

bloß ein Gemälde, stellt den Narren oder den Weisen, den Knecht oder den König so geläufig, so unbefangen dar, als stände er in seinem eignen Zimmer vor seinem Spiegel und tritt mit ebenso viel Dreistigkeit vor dem Publicum auf dem Theater auf, wie ein Van Aken vor dem Löwen in seinem Käfig.

Kein Zischen, kein Pfeifen ist im Stande, ihn aus der Fassung zu bringen. Wenn er ein Englischer Schauspieler ist, sieht er selbst die boshaften Orangenschaalen gelassen wie ein Sokrates fliegen und wie ein wahrhaft großer König, der sich um das Geschrei der Menge nicht kümmert, fährt er fort, seine Rolle bis ans Ende durchzuführen.

Unsere Furcht vor den Menschen steigert sich zwar dann noch, wenn es vornehmere und höhere, stolzere, reichere oder in geistiger Hinsicht uns überlegenere Menschen sind, mit denen wir zu thun haben; denn es gesellt sich dann zu der eingebildeten Furcht noch die wirkliche, daß wir von diesen höhern Menschen, wenn wir ihnen mißfielen, rücksichtslos behandelt werden könnten.

Indeß sind wir selbst dann nicht von dieser Befangenheit frei, wenn wir unter Leute kommen, die *unter* unserm Range sind. Ich traf einmal mit einem Edelmann in der bürgerlichen Gesellschaft eines kleinen deutschen Landstädtchens zusammen, den ich bisher nur als einen Mann von sehr gewandtem und tactfestem Benehmen gesehen hatte, der auch in den höhern Cirkeln, in welchen er ausschließlich

sich zu bewegen gewohnt war, als ein sehr angenehmer und gewandter Gesellschafter bekannt war.

Ich verwunderte mich nicht wenig, diesen selben Mann in der Umgebung, in welcher ich ihn jetzt sah, so stumm, so befangen, so verlegen zu sehen. Die heitere Gesellschaft der lustigen Menschen, die ohne alle Ceremonien das Leben genossen, schien ihn ganz stutzig zu machen. Ich dachte erst, daß ihn der Mangel an Politur der Manieren verletzt und degoutirt haben möchte. Er wußte kaum die an ihn gerichteten Fragen richtig zu beantworten. Ja, er machte aus Aengstlichkeit sogar Fehlschüsse und Versehen, die dieß in jeder Gesellschaft gewesen sein würden und die er sich in seiner eigenen Gesellschaft nie hätte zu Schulden kommen lassen.

Die Aufrichtigkeit und Derbheit des Benehmens, die in dieser Gesellschaft herrschte, war ihm so unbequem, er bemerkte, daß das, was er für manierlich, angenehm, geistreich und hübsch hielt, hier gar nicht verfangen wollte, er fühlte, daß alle ihm in der Art von Geist und Betragen, die hier Geltung hatte, so überlegen waren, und er benahm sich daher wie ein Fisch, den man aus dem Wasser in ein Gefäß mit dicken Oel versetzt hätte, für dessen Handhabung seine Flossen nicht berechnet waren.

Alle zierlichen Wendungen, feinen Entschuldigungen, artigen Complimente, hübschen Manieren, verbindlichen Danksagungen, höflichen Verbeugungen — alle diese Dinge, sage ich, die man in der „feinen" Gesellschaft nur gar zu leicht schon

für ächte Feinheit gelten läßt, indem man sich mit einer hohlen gleißenden Maske begnügt, galten hier gar nichts.

Es wurde reelles Roastbeef aufgetragen, ehrlicher Rheinwein aus ziemlich großen Humpen dazu getrunken und alles Confect bei Seite geschoben. Es erschienen daher an meinem Freunde alle diejenigen Symptome, welche an Denen sich zu zeigen pflegen, die überhaupt zum ersten Male in Gesellschaft erscheinen. Er verstummte und verdummte.

Aehnliches sieht man oft bei den Gästen in fremden Ländern, mit deren Sitten sie sich noch nicht vertraut gemacht haben. Stutzig gemacht durch alles Fremdartige, was sie umgiebt und was ihnen auffällt, verlieren sie gewissermaßen alle Geltung und sind aus Furchtsamkeit vor den sie umgebenden Menschen dann sogar im Stande, Fehler und Unschicklichkeiten zu begehen, welche dieß nach den Anstandsregeln aller Länder und aller Gesellschaften sein würden.

Am wenigsten empfinden wir von jener Scheu unter denjenigen Menschen, die in den meisten Beziehungen in Bezug auf Nationalität, Alter, Rang, Geschlecht, Gelehrsamkeit, Geist, Gemüth unseres Gleichen sind, weil wir mit ihnen umzugehen gewohnt sind, und weil wir am besten wissen, welche Formen bei ihnen gelten, auf welche Weise wir uns ihnen nähern müssen, wie wir sie anzufassen haben, welche Artigkeiten sie von uns erwarten, welche Späße sie

allenfalls vertragen, wie wir diese oder jene Ausdrücke bei ihnen deuten müssen.

Die Griechen hatten einen sehr guten Ausdruck für die schüchterne Verschämtheit, die uns Menschen allen fremden oder auch überhaupt nur andern Menschen gegenüber eigen ist. Sie nannten sie „Dysopia"; was man allenfalls „Augenverwerfung" übersetzen könnte. Und Plutarch bemerkt sehr richtig, daß diese „Dysopia" nicht nur den Geringern den Vornehmern gegenüber, sondern auch den Vornehmern den Geringen gegenüber eigen sei. „Sie geht so weit", sagt er, „daß wir selbst Menschen, die uns um etwas bitten, nicht gerade in die Augen sehen können".

Es giebt mächtige und hochgestellte Personen genug, die geradezu selbst vor dem Bettler, der zu ihnen kommt, Scheu haben, und die ihm ihre Gabe mit einer gewissen Schüchternheit reichen. Man könnte sagen, daß diese Scheu, sich in der Regel wohl daraus erklären möchte, daß wir, wenn wir vornehm und reich sind die Idee eines Bettlers mit der eines Diebes associirten und daher den Bettler als einen Menschen fürchteten, den man sobald als möglich mit einem Almosen abspeisen und zum Hause hinausweisen müßte. Ich gebe zu, daß dieß zuweilen so sein mag. Allein oft zeigt sich auch in jener Scheu weiter nichts als jene griechische Dysopia fremden Persönlichkeiten gegenüber.

Zartfühlende Reiche, die jede Persönlichkeit gelten lassen, mögen sich zuweilen sogar in die Seele des Bittenden hinein versetzen und gewissermaßen sich in seinem Namen der herabwürdigenden Bettelei schämen, für ihn erröthen und daher einen Theil seiner eignen Scheu annehmen. Solche Zartfühlende mögen zwar selten sein, allein es giebt deren.

Der Dysopia liegt auf diese Weise ein gewisses gleichmachendes Princip zum Grunde. Wir sehen dabei in jedem fremden Menschen, sei er hoch oder gering, eine eigenthümlich ausgesprochene Persönlichkeit, von der wir, wenn sie unserer Persönlichkeit, deren Gebrechlichkeit wir kennen, gegenüber tritt, eine gewisse Scheu empfinden.

Ich lernte einen Herrn von bedeutenden Besitzthümern kennen, der sogar zu den Großen seines Vaterlandes gehörte, und der nicht nur Geld, Rang und Gut, sondern auch Charakter und Tugend genug hatte, um vor Niemanden sich scheuen zu dürfen, um Jedem mit völliger Sicherheit und Dreistigkeit gegenüber treten zu können. Ja er stand so hoch, daß er eine ganze Menge Menschen, ohne als sehr hochfahrend verschrieen zu werden, ziemlich derb hätte anfassen können. Allein dieser Herr war menschen- und fremdenscheu, litt in so hohem Grade an der Dysopia und Verschämtheit, daß es jedem Fremden sehr schwer fiel, zu ihm zu kommen, daß sein Haus als vollkommen ungastlich verschrieen war. Selbst die Candidaten der Theologie, welche

er sich vorstellen lassen mußte, empfing er mit einer so großen Aengstlichkeit und Verlegenheit, daß diese, wenn sie ihm gegenüberstanden, dadurch beinahe ganz kühn wurden. Bei ihm war diese Scheu weiter nichts als eine ganz einfache „Dysopia", eine ganz allgemeine Verschämtheit.

Sonst weiß ich wohl — auch dieß bemerkt schon Plutarch —, daß bei den Vornehmern durchweg eine eigenthümliche Scheu vor der Berührung mit den Geringeren herrscht, und daß dieser Scheu nichts weniger als ein gewisser gleichmachender und allgemeiner Respect vor der Geltung jeder Persönlichkeit zum Grunde liegt, daß sie vielmehr gerade eine höchst eigenthümliche Ausblüthe des höchsten Aristokratismus ist, die sich nur in einer besondern Art von Aengstlichkeit äußert.

Montaigne sagt, daß sowohl den überaus Furchtsamen als den überaus Muthigen ein Zittern vor der Schlacht überfällt, und daß jener zittert aus Angst vor den Pfeilen der Feinde, dieser aber aus übermäßiger Begierde nach dem Kampfe. Ich möchte jene aristokratische Scheu, die eine so bittersüße und ängstliche Miene annimmt, und die den Niedern mit vielen und gleichsam besänftigenden Worten zur Thür hinaus complimentirt, mit jenem Zittern des Ueberkühnen vergleichen.

Bei manchen Menschen wird die Fremdenfurcht zu einer wahren Krankheit, zu einer allgemeinen Menschenscheu und

in keinem Lande hat man mehr Gelegenheit, diese Uranlage der menschlichen Seele so ausarten zu sehen, wie z. B. in England, wo es eine ganze Menge Menschen giebt, die sich hinter ihren Parks und Castles vermauern und verstecken, und die durch den Besuch eines Fremden mehr außer sich und in Aufruhr gerathen, als Elisabeth und Marie durch die Besuche der Engel Gabriel und Michael, wie denn überhaupt England, das Land der Dreistigkeit und biedern Offenherzigkeit, zugleich auch wunderbarer Weise dasjenige Land ist, in welchem sich für das Capitel, mit dem wir uns eben jetzt beschäftigen, die meisten Beobachtungen machen lassen.

In der Regel steigt unsere Aengstlichkeit vor andern Menschen nicht nur mit ihrer persönlichen Ueberlegenheit über uns an Macht, Ansehen oder Geist, sondern auch mit ihrer Anzahl. Beim Auftreten vor einer zahlreichen glänzenden Versammlung haben wir gewöhnlich mehr Furcht, als vor einem kleinen engen Kreise. Vor einem einzelnen Menschen zeigen wir uns gemeiniglich freier und unbefangener.

Es ist dieß natürlich. Denn wenn wir unsere Einheit der Vielheit mehrerer gegenüber setzen, fühlen wir uns unbedeutender, während einer fremden Einheit gegenüber, die Umstände auf beiden Seiten gleicher sind.

In einer großen Gesellschaft von vierzig Personen betrachtet jeder Einzelne sich als den Gegenstand der Bemer-

kungen, Beobachtungen und der Kritik aller übrigen Neununddreißig, er hat den vereinten Verstand, die vereinten Kenntnisse und den vereinten Witz aller dieser Neununddreißig zu fürchten.

In einer größeren Gesellschaft vermehren sich die Anforderungen, welche an unsere Leistungen gestellt werden, in außerordentlichem Maaße. Intime Zwiegespräche kommen da selten vor, ja, sind nicht einmal ganz passend. Es sind immer Drei=, Vier= und Fünfgespräche, die gewandt zu behandeln und bei denen die Meinung und den Geist eines Jeden prompt und richtig zu fassen viel schwieriger ist. Man muß feine Ohren haben und eine geläufige Zunge. Man kann nicht so leicht sprechen: „Ich bitte, sagen Sie das noch einmal"! — und wer nicht schnell mit seinen Gedanken bei der Hand ist, wird im Gespräche übermannt oder wie Johnson sich ausdrückt, ertränkt, „drowned".

Die Scheu vor Fremden, eine gewisse Befangenheit bei dem Auftreten fremder Persönlichkeiten sind allen Menschen ohne Ausnahme eigen. Es ist eine Eigenschaft, die uns die Natur gegeben hat. Alle blicken fragend, zurückhaltend, erstaunt, halb erschreckt auf, wenn ihnen ein Fremder begegnet. Alle Menschen treffen in dem Grade abstoßend auf einander, in welchem sie sich fremd sind.

Wie fremd thun wir nicht selbst mit den Personen, die uns auf den ersten Anblick durch ihre Schönheit und Anmuth

anziehen. Eine Dame und ein Herr haben beide längst von einander gehört, sie haben lange gewünscht, mit einander bekannt zu werden, sie kennen beide gegenseitig ihre Eigenthümlichkeiten, von denen Andere ihnen gesprochen haben. Aber dennoch gehen sie um einander mit ernstem Gesichte herum.

Sie, die gern lächeln möchte, verzieht keine Miene und Er, der ihr gern das freundlichste Gesicht von der Welt zeigen möchte, sieht ernst wie die Nacht aus und Keins von Beiden gönnt dem Andern ein Wort, bis es ihnen endlich gelungen ist, einen Dritten zu finden, der sie mit einander bekannt macht und die Schranken des Fremdseins zwischen ihnen niederwarf.

Die Anlagen, welche die Natur in uns gemacht hat, sollen wir nie ausrotten, sondern nur regeln und benützen; denn die Natur setzt nicht einmal eine Giftpflanze in die Schöpfung, ohne ihre Absicht dabei zu haben.

Man kann die ganze Kunst des geselligen Umgangs auf jene Verschämtheit und Schüchternheit vor andern Menschen gründen. Diese Schüchternheit soll zwar nie zu einer uns einschüchternden und befangenden Furcht und Scheu ausarten, denn dann ist aller Umgang unmöglich. Allein sie darf auch nicht völlig in uns zerstört werden, denn in ihr wachsen, wie in einem fruchtbaren Boden gewiß die besten Umgangseigenschaften — die Bescheidenheit, das rücksichtsvolle Benehmen, die Hochachtung und Ehrerbietung für

Andere, die ritterliche Galanterie gegen das schöne Geschlecht. Ja, allen geselligen Tugenden, möchte ich sagen, dient diese Schüchternheit zur Folie und sie muß sie alle gewissermaßen durchdringen und färben. Sie ist die eigentliche wahre Seele der Geselligkeit.

Viele Menschen lassen dieß außer Acht und scheinen zu glauben, daß Dreistigkeit die wahre Seele der Gesellschaft sei und daß sie von dieser nicht genug zeigen könnten. Und namentlich sind Die, welche die erste Schüchternheit in der Gesellschaft leicht überwunden und nun eine gewisse Uebung und Gewohnheit im Umgange erhalten haben, dann sehr geneigt, mit dieser Uebung und Gewohnheit gewissermaßen groß zu thun.

Sie machen die Thüre recht weit auf, blicken recht selbstzufrieden und furchtlos drein, sie treten fest und sicher auf, sie schlagen die Augen vor Keinem nieder, sondern sehen Jedem unverwandt in's Angesicht und sprechen laut und bestimmt.

Allein, so wie die Schüchternheit oft in völlige Menschenscheu ausartet, so laufen diese Ueberdreisten Gefahr, daß ihre Unbefangenheit in völlige Frechheit und Hochmuth ausarte. Diese an Hochmuth und Frechheit gränzende Dreistigkeit ist geradezu dem Geiste der Geselligkeit entgegensetzt und ist die eigentliche Zerstörerin alles angenehmen Umgangs, der eben vornehmlich darin besteht, daß alle Rechte, alle Ansprüche, alle Eigenthümlichkeiten, alle Persönlichkeiten mögmöglichst hochgeachtet und zart berücksichtigt werden.

Im Ganzen kann man annehmen, daß ein solcher Ueberdreister schwerer zu bessern ist, als ein Schüchterner und daß es leichter ist, aus diesem einen wahrhaft umgänglichen Mann und angenehmen Gesellschafter zu machen als aus jenem, so wie es leichter ist, eine zu wenig gesalzene Suppe schmackhaft zu machen, als eine übersalzene.

Zeit und Tod.

„Aber schweiget jetzt, Sterbegedanken
Blüht nicht Lebenslust rings unter dem Römervolke noch“?

XXVII.

Zeit und Tod.

Keine Idee hat mich mehr in meinem Leben beschäftigt, als der Gedanke an die Unaufhaltsamkeit des stets und stets dahinfluthenden Stromes der Zeit. Ich muß gestehen, ich habe die Menschen, welche ich mitten in diesem Strome so ruhig dahin schwimmen sah, als säßen sie auf festem Grunde und Boden, nicht wenig bewundert.

In dem Garten einer der hübschen Hauptstädte Deutschlands giebt es eine recht gut ausgeführte Statue der Zeit. Der harte, sehnigte und starke Greis hat eine schöne Frauengestalt umschlungen und reißt sie trotz ihres Sträubens und Ringens im Fluge dahin.

Ich kenne wenige Schöpfungen der Bildhauerkunst, die mich mehr ergriffen hätten als diese. Der alte Gott holt mit seinem rauschenden Gefieder aus. Man sieht die greisen Lokken seiner Stirn vom Sturme, den er selbst um sich her erregt, gehoben. Die reizende Frau, seine Beute, die Repräsentantin der Schönheit, der Jugend, der Liebe, der Freund=

schaft, der Frische unserer geistigen und körperlichen Kräfte und alles Schönen, was die Zeit unbarmherzig verschlingt, streckt die Arme und Blicke flehend zum Himmel empor und Amor, der die Vergeblichkeit ihres Gebetes kennt, sitzt weinend der Gruppe zu Füßen.

In der Nähe der Statue hat man Rosen gepflanzt und rund herum breitet sich ein hübsches Blumenparket aus, dessen Blüthen ich nun schon seit einer Reihe von Jahren alle Frühlinge erblühen und alle Herbste vom unbarmherzigen Gotte der Zeit entführt sehe.

Wir mögen schlafen oder wachen, liegen oder laufen, müßig sein oder arbeiten, nomadisch umherschweifen oder uns ein festes Haus bauen — immer fort und fort eilt die Zeit, auf deren gewaltigen Strome wir Alle schwimmen, mit uns dahin.

Ich verliere diese Idee fast nie aus dem Kopfe und ich denke mir, es gehört entweder ein großer Leichtsinn oder eine glückselige Blindheit dazu, um es je einen Augenblick zu vergessen, daß wir nie einen Moment stille stehen.

Ich habe jetzt eine glückliche und angenehme Jugend durchlebt und obgleich sie zum Theil schon lange hinter mir liegt, so steht mir doch Vieles noch so klar vor Augen als hätte ich es gestern gehört oder gesehen.

Als ich noch ein Kind war, schienen mir zwei oder drei Jahre, wenn ich sie vor mir hatte, ein unermeßlicher Zeitraum. Doch wunderte ich mich schon damals, wie schnell ich mich vom

Frühling zum Sommer, vom Sommer zum Winter hindurch wand. Je älter ich wurde, in desto rascherem Tempo verrauschten mir die Jahre und jetzt scheinen sie mir so kurz, daß ich sie, wie sie eins nach dem andern dahinrollen, kaum mehr zu zählen wage.

Kaum sehe ich das junge Korn im Frühling mit grünem Halme frisch und hoffnungsreich aus dem Boden aufsprießen, so wächst es auch mit gewaltigem Triebe empor. Kaum habe ich es eine Zeit lang unterlassen, auf die Halme hinzublikken, so stehen sie in Aehren. Und besinne ich mich einmal wieder, halte an und schaue um, so sind sie bereits unter der Sichel des Schnitters erlegen und der Wind rauscht in den Stoppeln.

„Wehe mir", sage ich, wenn ich die kahlen und dürren Bäume um mich her erblicke, „so eben noch schient ihr mir in frischem saftigen Laube zu stehen, duftende Blüthen und schmucke Früchte hingen ja noch vor einem Weilchen an euren Zweigen".

Im Winter sehne ich mich zuweilen nach dem sanften, lieblichen Frühlinge. Wie oft schon ergriff mich diese Sehnsucht mit heftigem Drange und wie oft schon tanzte bald darauf der liebliche Frühling wirklich an mir vorüber, wie ein anmuthiger Rausch, wie ein flüchtiger Traum!

Ich lernte einst ein Häuflein liebenswürdiger, lustiger Kinder kennen. Ich dachte, wenn ich auf sie hinblickte: „Was

wird wohl dereinstmal aus ihnen werden, wenn sie nach langen, langen Jahren erwachsen sein werden"? Diese Frage ist längst beantwortet. Die langen Jahre sind wie flüchtige Vögel vorüber geflogen. Denn eben jene Kinder schrieben mir jetzt schon längst von ihren Gemahlinnen und Gatten, von ihren Söhnlein und Töchterchen.

Wie lange wird es währen, so werden auch diese ihre Söhnlein und Töchterchen eben so schnell erwachsen sein, wie ihre Eltern. Wie lange wird es dauern, so werden diese wieder an Jemanden, der sie in ihrer Kindheit kannte, schreiben, daß sie nun auch schon erwachsen wären und ihre Sprößlinge sie umblühten. Das liebt und heirathet, nistet und brütet, gebiert und wächst, gedeiht und stirbt ab in dem Garten der Menschheit, mit einer Rapidität, mit einer Triebkraft, als wären wir nichts als Gras und vergängliches Kraut. Von dem Frühlinge drehen wir uns zum Herbste, von der Jugend zum Alter, von der Wiege zum Grabe in einem wahren Wirbeltanze.

Mein Leben, so weit es bisher gediehen ist, ist nicht eins der längsten und doch kann ich schon kaum mehr die Jugendfreunde zählen, die der Tod mir zur Seite ereilte. Tausende von Menschen, von deren Geburt ich hörte, kamen während meines Daseins zur Reife, verrichteten treffliche Thaten, vollendeten ihre Laufbahn und auf tausend Leichensteinen lese ich ihr Ende bereits verzeichnet.

„Vor sehr langer Zeit“, sprechen wir, „im vorigen Jahrhundert! Anno 1770“. „Ach, Kinder“, spricht ein Greis zu uns, „nennt ihr das lange? Mir ist's „als säh ich's heute“. Der weise Salomo schon sprach vom raschen Lauf der Zeiten. Sie haben seitdem nie stille gestanden. Die Jahre flossen wie Tropfen, die Jahrhunderte wie Wellen aus der ewigen Urne hervor.

Die Menschen, die Geschlechter, die Völker, die Staaten, schwankten wie gaukelnde Schifflein über diese Wellen dahin. Mich däucht, ich könnte mich von den Jugenderinnerungen eines Alten zu denen eines andern Alten ganz leicht zu Salomo's, Abrahams, Noahs und Adams Zeiten hinaufdenken. Und die ganze Welt kommt mir auf diese Weise noch sehr jung, nur eben geboren, kaum den Händen des Schöpfers entrollt vor. In der That, wie wenig sind sechstausend Umschwingungen der Erde um die Sonne, in einer Maschinerie, wie unser Sternensystem, wo jedes Rad und jede Kugel zu zahllosen Millionen von Umschwingungen bestimmt und gemacht zu sein scheint!

Manche Menschen leben dahin, als sollten sie ewig leben. Sie schleichen Schritt vor Schritt gemüthlich hin und her, als ginge ihr Leben in demselben Tacte. Sollten sie, die Kinder der geflügelten Zeit, sich nicht eben so munter, so unermüdlich, so geflügelt zeigen, wie ihre nie rastende Mutter, die sie in ihren Armen hält?

Die kleinen Federn in unsern Uhren schwingen sich säuselnd ohne Unterlaß, treiben die Zeiger von der Stelle und fügen stets Minute zu Minute und Stunde zu Stunde. In der Seele der meisten Menschen fehlt eine solche schwingende und spornende Feder. Sie sind wie Uhren, in denen die Triebkraft verdorben, die da stille stehen und die es vergessen haben, daß trotz dem die Zeit indessen weiter geht.

Was mich betrifft, so konnte ich das rastlose Eilen meines Uhrzeigers nie ohne Trauer betrachten. Ich kann dieß unermüdliche Ticken nicht hören, ohne der Kürze meines Lebens zu gedenken. Wenn die Glocken im Dorfe schlagen, so ist es als fielen ihre Schläge mir selber aufs Haupt, als dröhnten ihre Klänge mir mahnend durch die Seele tief ins Herz hinein. Ich zähle sie in zitternder Erwartung und tausendmal habe ich Gott gedankt, wenn es ein Schlag weniger war, tausendmal verzweiflungsvoll meine Hand sinken lassen, wenn es einer mehr war, als ich hoffte.

Sitzend, liegend oder laufend habe ich fast immer das Gefühl, als führe ich auf einem raschen Vierspann dahin, als risse mich ein wilder Sturm wie ein welkendes Blatt mit sich fort. Der Strom des Lebens, der Einigen ein stagnirender See ist, auf dem sie ruhig vor Anker liegen und der Andern höchstens als ein langsam sich bewegendes Gewässer erscheint, auf dem sie gemächlich hinabschwimmen, ist für mich ein brausender Wassersturz, in dem ich mit Allem, was mich umgiebt, in wildem Wirbel mich hinabgerissen sehe.

Nichts habe ich in meinem Leben besser begriffen, als Das, was die Weisen singen und klagen von der „Kürze des Lebens“ und von der „Länge der Kunst“, von dem Traume dieses Daseins und von dem ruere des irreparabile tempus.

Ich muß schon in meiner frühesten Jugend einen großen Geschmack für die Betrachtung der Schnelligkeit der Zeit gehabt haben, denn während mir eine Menge schöner Dichtersprüche unbeachtet vorüber gingen, trafen mich die, welche sich auf Kürze der Zeit bezogen, immer wie Blitze, waren mir hell und klar und prägten sich meinem Gedächtniß für ewig ein.

Ich habe fast nie in meinem Leben die Feder angesetzt, ohne mich sogleich mit Betrachtungen der Zeit zu beschäftigen und welche Periode meiner Thätigkeit ich auch bedenke, ich finde darin stets eine große Menge von Zeit auf die Contemplation der Zeit verschwendet.

Bald schien es mir, als sähe ich sie, die flüchtigen Horen, wie eine Schaar von Vögeln über mein Haupt hinflattern, bald, als fühlte ich sie wie Schatten an mir vorüberschweben und wie Nebel zerfließen. Bald erblickte ich sie wie Sandkörner, eine nach der andern hinabrinnen.

Wie oft habe ich nicht den Inhalt meines Lebens berechnet — nach Jahren, Monaten, Wochen, Tagen und Stunden. Wenn es hoch kommt, währt es 70 Jahre; 70 Jahre sind nur 840 Monate oder 3640 Wochen, und was

noch erschreckender ist, nur 25,550 Tage oder 613,200 Stunden.

Ich glaube, am besten machen wir uns die Kürze unseres Lebens unter der Anzahl der Tage fühlbar. Siebzig Jahre scheint uns ein bedeutend großer Zeitraum, denn ein Jahr selbst kommt uns lang vor und wir umspannen seine Kürze mit unserer lahmen Phantasie nicht so leicht.

Ein einziger Tag aber, wie wir ihn täglich erleben, ist offenbar nur eine Spanne und von solchen kurzen Zeitspannen sind uns, „wenn es hoch kommt", nur 25,550 gegeben, eine Zahl, die nicht so groß scheint, daß wir sie nicht auch leicht sollten von Anfang bis zu Ende überblicken können.

Ich habe viele Menschen, die nie die Anzahl ihrer Tage berechnet hatten, gebeten, mir auf der Stelle, ohne sich zu besinnen, zu sagen, wie viel Tage sie wohl glaubten, daß das menschliche Leben enthielte. Sie kamen gewöhnlich bis in die Hunderttausende hinein und erschraken, wenn ich ihnen vorrechnete, daß es nur 25,000 seien. Diese 25,000 Tage enthalten nur 36 Millionen Minuten und von diesem Minutenschatze streicht jeder Tag uns beinah anderthalbtausend. In jeder Minute ließe sich was Nützliches beschaffen, was Hübsches bedenken. Aber zu Tausenden verträumen, verschlafen, vergeuden, verprassen wir sie — diese kleinen kostbaren Minuten.

„Gieb, daß keiner meiner Tage mich einst, Herr! bei dir verklage, er sei ganz von mir entweiht“! so lautete ein Gebet, das wir in unserer Jugend lernten und diese Worte fielen mir besonders schwer auf die Seele. Wenn wir uns doch einmal eine solche genaue Rechnung über die Benutzung unserer Zeit aufstellen wollten, wie wir sie über Ausgaben anderer Art zu machen pflegen.

Es giebt Tausende von Menschen, die hierin so pünctlich und genau sind, daß sie über jeden Groschen und über jeden Pfennig gewissenhaft Buch führen, oft zerbrechen sie sich Tage lang den Kopf darüber, wenn die Rechnung nicht bis auf den letzten Heller stimmt. Und doch läßt sich verlornes Geld wieder erwerben.

Wollten diese selben Menschen einmal ebenso pünctliche Rechnung machen über die Verausgabung ihrer Zeit, die sich nie wieder erwerben läßt, welch Staunen und Schrecken würde sie wohl über das Facit einer solchen Rechnung ergreifen! Am Tage des Gerichts wird uns dieß Facit dereinst in übersichtlicher Klarheit vor Augen gelegt werden. Da werden Tausende von Stunden und Tagen uns verklagen, sie seien ganz von uns entweiht.

Wenn ich bedenke, daß in dieser Zeit, in dieser Stunde, in dieser Minute, welche ich durchlebe, viele Millionen von Erdenwesen mit mir leben und an dem großen Werke der Menschheit arbeiten und daß mit mir und mit den vielen

Millionen von Erdenwesen zugleich alle die Bewohner der zahllosen Gestirne und Sonnen auch diese selbe Stunde durchleben und daß mit uns die ganze große Welt eine Stunde reifte und fortschritt und daß Gott sie uns gab zur Förderung der Werke seiner Schöpfung: so erfüllt mich der Beginn jedes neuen Zeitmomentes mit neuer Ehrfurcht und mit neuem Eifer.

Es ist nicht der Weiser meiner kleinen irdischen Uhr, der da fortschritt. Ich höre und vernehme deutlich das rastlose Räderwerk der großen Weltuhr und sehe ihre Weiser geflügelten Schrittes auf dem großen Zifferblatte des Aethers sich rauschend schwingen.

Die Griechen gaben den Jahreszeiten und den Tageszeiten in den Horen eigene Göttinnen. Jede Minute, welche im Laufe der Zeiten dahin rinnt, ist so kostbar, so inhaltreich, daß sie verdiente, ihre eigene Hora, eine eigene ihr präsidirende Göttin zu haben. Eine Minute enthält sechzig Secunden und die Astronomen theilen sie in so und so viele tausend Terzen, Quarten und Quinten.

Sie ließe sich noch bis in's Unendliche theilen. Wir Menschen sind nur so erstaunlich plumpe und unbeholfene Wesen, daß wir von den kleinen Theilen einer Minute gar keinen Gebrauch mehr zu machen verstehen. Ich kann mir rasche, feine, gewandte Geister mit behenderen Organen, als wir sie haben, denken, die selbst von den Quinten, Quarten, Terzen noch Gebrauch zu machen wissen und die in einer Secunde so viel beschaffen, wie wir an einem Tage.

Da das Weben und Wirken des Gedankens überhaupt nicht an die Zeit gebunden ist, so ließen sich ja in dem tausendsten Theile einer Secunde ungeheure Dinge durchdenken.

Durch eine feine und raffinirte Erziehung, durch eine aufmerksame Anspannung unserer Kräfte könnten wir es dahin bringen, uns jenen behenderen Geistern etwas zu nähern. So wie wir aber gewöhnlich sind, verbrauchet unser träges Gehirn, an dessen körperliche und räumliche Bewegungen unsere Gedankenoperationen geknüpft sind, immer eine ganze Reihe von Augenblicken, um einen einzigen neuen Gedanken zu gebären, um eine einzige neue Vorstellung zu gewinnen.

Welche Wonne wird es sein, wie reich werden wir, wie voll wird jeder Moment uns erscheinen, wenn wir erst einmal ohne Vermittelung dieser groben Organe, als reine Geister operiren werden! Ich kann mir wohl einen Begriff von einer solchen rein geistigen Existenz machen und meine grobe Hülle wird mir daher oft lästig und zuwider.

In der That, ich komme mir manchmal wie ein plumper Cyklope vor, der nichts zu beginnen und zu beenden weiß ohne einen entsetzlichen Aufwand von kostbarer Zeit. Bis ich mich nur besonnen habe, sind hundert Secunden entflohen; eben so viele, bis ich meinen Gegenstand in's Auge gefaßt. Bis sich diese ganze langsame Gedankenmaschine, die in meinem Kopfe steckt, widerspenstig, träge und knarrend in Thätigkeit gesetzt hat, bis alle Räder sich munter und lustig schwingen, bis ich nur ein bischen in Gang

komme und endlich das elektrische Fluidum in meinen Adern flüßig auf- und niederwallet, sind wohl gar dreißig und vierzig der den Minuten präsidirenden Horen an mir vorübergehüpft, eine jede mit einem ganzen Gefolge von Terzen und Quinten.

Und doch — mit der inneren Maschinerie ginge es noch wohl an, könnte man nur gleich die Worte finden, die zu den Ideen passen, welche aus der inneren Quelle hervorsteigen, hätte man nur gleich eine Daguerreotype bei der Hand, welche die Bilder auf dem Papiere fesselte, so wie sie am Geiste vorüberziehen. Nun aber diese umständliche und zeitverschwendende Arbeit des Niederschreibens! Wie mögen jene feingebildeten Geister, von denen ich oben sprach, da um mich her spotten und lachen, wenn sie mich so unbehilflich beschäftigt sehen.

Kühne Gedanken und edle Pläne hätte man wohl, aber wenn nur nicht die grenzenlose felsen-, gruben-, klüftenreiche und hindernißvolle Unebenheit dieser irdischen Bühne wäre, auf welcher der Mensch seine Gedanken und Pläne zur Reife und zur That bringen muß.

Alexander's des Großen Welteroberungsgeist drang mit seinen Plänen durch Kleinasien, Persien, Indien bis an den Ganges, bis nach Taprobane und China und darüber hinaus, bis an den Ocean und an die äußersten Enden der Welt. Wären die vielen Gebirge und die unerwarteten Wüsten,

wären die zahllosen wilden Barbaren nicht gewesen, wären seine Soldaten nicht aufsätzig geworden und hätte er noch hunderttausend kernige, unermüdliche Macedonier mehr zu seiner Disposition und ein hundert Jahre Lebensdauer dazu gehabt, er hätte gewiß den ganzen Erdkreis erobert.

Mein Geist ging nicht mit einem Buche, sondern mit einer Bibliothek schwanger. Hätte ich so viel Arme wie Briareus, so viel Gesichter wie die Götter der Buddaisten und so viel Jahre wie Methusalem gehabt, so hätte ich gewiß meine Bibliothek geschrieben. Ich begreife nicht, warum die Kräfte unseres Geistes so wenig zu denen unseres Leibes in Proportion stehen. Jene sind unbegrenzt und diese haben einen so engen Horizont, daß dieser unter den Anstrengungen und Bestrebungen des ersteren gewöhnlich sich aufreibt und unterliegt.

Es ist entsetzlich, wie langsam der Mensch reift und wie viele anderweitige und seinen eigentlichen höchsten und einzigen Zwecken ganz fremdartige Bedürfnisse er erst befriedigen muß, bevor er nur einmal daran denken kann, diesen seinen eigentlichen und höchsten Zweck, als welchen ich keinen andern erkennen kann, als die Förderung seines geistigen Heiles, in's Auge zu fassen. Fast ein ganzes Jahr lang, d. h. dreihundertfünfundsechzig Lebensalter der Ephemeriden, liegen wir als kleine unbeholfene Würmer in der Wiege und

verbringen alle diese Zeit mit Schreien und Schlummern, Milcheinsaugen und Milchausgeben.

Wir fangen nur an zu lächeln und zu lallen und die ersten Zeichen der Liebe von uns zu geben, wenn die kleinen Vögel, die mit uns zu derselben Stunde geboren wurden, schon die ganze Sprache ihrer Eltern auswendig wissen.

Die Hausthiere thun längst nützliche Dienste, wenn das edle Menschenkind noch lange für Unartigkeiten bestraft werden und sich Jahre lang die Finger verbrennen muß, bevor es nur klug genug wird, handgreifliche Gefahr zu meiden.

Sollte man nicht denken, daß die Natur dem edelsten ihrer Geschöpfe die Sache der Entwickelung und der Erziehung einigermaßen hätte erleichtern können? Wie ungeheuer viel wäre es werth, wenn auch uns das von Natur gegeben wäre, was den Thieren schon von Haus aus durch Instinct angeboren ist, was wir uns aber erst durch vielfache und mühselige Erfahrungen aneignen müssen.

Die Elephanten, die Hirsche, die Krähen, denen ein eben so langes oder gar ein noch längeres Leben als dem Menschen zugetheilt ist, sind gleich in ihrem ersten, zweiten oder dritten Jahre so klug, wie sie ein ganzes Jahrhundert hindurch bleiben werden. Und sie thun mit diesem Jahrhundert ihres Lebens doch nichts Anderes als Würmer fressen, den Staaren und Sperlingen die Eier stehlen oder den Menschen ihre Korn- und Reisfelder verderben.

Wir, die wir zum Denken und zum geistigen Fortschritt

geboren sind, müssen uns durch einen höchst langsamen und zeitraubenden Proceß von den hilflosesten Geschöpfen zu geist- und kunstvollen Menschen emporarbeiten. Könnten wir nur gleich von der Basis der thierischen Bildung und Ausstattung aus unseren weitgehenden Wettlauf beginnen!

Was wäre es nicht werth für uns, wenn wir mit dem Geruche der Hunde, mit den Augen des Luchses, mit der wetterprophezeienden Kraft der Vögel begabt wären! Wenn wir schon von vornherein die Stärke des Löwen, den Flug des Adlers, das Lebensalter und die Gesundheit einer Krähe besäßen, wie weit würden wir dann nicht erst mit unseren Gedanken und mit unseren Erfindungen zu gehen im Stande sein und was würden wir dann nicht mit unserem Leben beginnen können!

Wie langsam lernen wir! Wie viel Zeit verbrauchen wir zu unserer geistigen und leiblichen Erholung! Wie viele Stunden verschwenden wir auch außerdem in Nichtsthun oder mit völlig zwecklosen Dingen!

Als ich dreißig Jahre alt war, stellte ich einmal folgende Berechnung über die Verwendung meiner Lebenszeit auf: Ich verschlief und verträumte, weil es meine Natur erforderte, etwa acht Jahre. In einem höchst unnützen Zustande zwischen Wachen und Schlafen verbrachte ich beinahe fünf Vierteljahre. Mit Speisen und Zechen vergeudete ich mindestens eine Zeit von zwei Jahren.

Das A-B-C und das Einmaleins zu erlernen, kostete mir

über drei volle Monate meines Lebens. Ueber den lateinischen und griechischen Grammatiken hing ich mit schwerem Kopfe vielleicht mehr als dreitausend Stunden.

Mit Schreien und Weinen, mit Murren, mit Schelten und finsterm Grollen, in höchst unnützer Unzufriedenheit verbrachte ich täglich gewiß im Durchschnitt eine halbe Stunde — ich schließe dann auch ein das unnütze Keifen und Grollen mit mir selber — und innerhalb meines ganzen dreißigjährigen Lebens war ich also finster und mißgestimmt volle acht Monate hindurch.

Die Zahnschmerzen, Kopfschmerzen, die Masern, Pocken, Scharlachfieber und die tausend anderen leiblichen Uebel machten mich wenigstens ein Jahr hindurch völlig untauglich zu allen geistigen Genüssen, zu aller geistiger Anstrengung. Zwei oder drei Jahre lang spazierte ich in meinem Zimmer oder auf Fluren und Feldern oder in den Gassen der Städte müßig und flatterhaft umher, ohne meinen Geist mit etwas Solidem zu beschäftigen.

Zwei Jahre wenigstens verlor ich im Lesen schlechter Bücher, die mich in gar nichts weiter förderten. Ein halbes Jahr lang saß ich gebückt und krumm, dumpf und dumm im Kopfe oder seekrank im Magen, auf Schlitten, Postwagen, Diligencen und in Schiffscajüten.

Man kann sich denken, wie wenige Jahre, Monate, Wochen, Tage und Stunden, wenn ich alle jene Dinge abrechnete, noch übrig blieben, während deren ich wirklich rein als

denkendes Wesen existirte. Wie klein war die Summe aller der Augenblicke, während deren ich meinen Geist sichtbarlich weiter schreiten und seiner Entwickelung entgegengehen sah, wie klein die Summe aller der Stunden und Minuten, während deren ich reine menschliche und geistige Freuden genoß.

Wie wenige widmete ich der Liebe und Freundschaft und der aufopfernden Thätigkeit für das Wohl Anderer? Wie selten empfand ich den Aufschwung und den reinen Enthusiasmus, die wohlthuende Gluth einer erhabenen geistigen Existenz, wie sie die Engel ewig genießen! Wie gering ist die Anzahl der Momente, in denen ich aufgelöst in meiner irdischen Nichtigkeit im Gebete vor dem Angesichte meines Schöpfers lag, in sein Anschauen verloren, da es doch heißt: „Wir sollen stets in ihm leben, weben und sein"! Wie lange existirte ich in dieser Periode von dreißig Jahren als ein so edles geistiges Wesen, wie es der Mensch zu sein fähig ist!

In der That — wie eine sehr dünne Rahmschicht schwimmt diese kurze Zeit auf der ganzen übrigen breiten wässerigen Milchmasse meines Lebens.

Und doch giebt es vielleicht Lebensweisen, die noch weniger auf das Hohe in der Bestimmung des Menschen gerichtet waren als die meinige. Denn das Gebet: „Gieb, daß keiner meiner Tage, mich einst, Herr! bei dir verklage", — wie Viele beten es und wie Wenige bedenken es.

Ich muß gestehen, keine Art von Geiz und Habsucht hat mich in meinem Leben mehr gepeinigt, als der Geiz mit der Zeit, die ich hatte, und die Habsucht nach mehr Zeit, die ich zu haben wünschte, und überhaupt sind meine Verbrechen, die ich begangen habe, um mehr von diesen edlen Dingen zu gewinnen, unzählig. Um Zeit zu gewinnen, habe ich die Wahrheit verhehlt. Um Zeit zu gewinnen, bin ich ein Dieb geworden und habe die Zeit, die ich den Angelegenheiten Anderer zu widmen versprochen hatte, rechts- und pflichtwidrig abgekürzt und sie zum Nutzen meiner Meditationen verwandt.

Tausendmal bin ich ärgerlich, grob, heftig und ungerecht gegen andere Menschen geworden, die mir von meiner Zeit raubten. Ja, ich mag sagen, daß ich alle die Lächerlichkeiten und die Verbrechen, die der Geizige in Molière's Avare des Geldes wegen beging, des Gewinns der Zeit wegen begangen habe.

Wie der Geizige sein Gold, so habe ich beständig meine Stunden gezählt. „Heute hast du zwölf völlig ungestörte Stunden vor dir, gestern hast du nur zehn gewonnen, in der nächsten Woche kannst du dir wenigstens siebzig unabhängige und ungestörte Stunden verschaffen". Wie der Geizige seinen eigenen Pferden seinen eigenen Hafer stiehlt, so beknappe ich mir knickrig die für meine Erholung bestimmte Zeit.

Die Briefe meiner Freunde beantwortete ich entweder

gar nicht, oder in einer abscheulichen und flüchtigen Schreibart, um keine Zeit zu verlieren. Gesellschaftliche Freude genoß ich nur wenig oder nur halb, weil ich an die kostbare Zeit dachte, die ich dabei verschwendete. Bei allen meinen Engagements, die ich einging, war meine erste Bedingung: „vorausgesetzt, daß ich so und so viel Zeit dabei für mich übrig behalte". Oeffentliche Aemter wünschte ich mir nicht, weil mir zu viel Zeitverlust dabei zu sein schien.

Ich bin, so lange ich denken kann, in einer ewigen Berechnung der Zeit verloren gewesen. „Heute beendigst du dieß, morgen das. In einem Monat kannst du das und das zu Stande bringen. Für dieses wirst du wohl den ganzen Winter gebrauchen. Und im Sommer unternimmst du dann Jenes".

Wenn ich Biographien anderer Menschen las, und hörte, daß sie in ihrem fünfzehnten Jahre schon Dieß oder Jenes, in ihrem zwanzigsten noch etwas Größeres ausgerichtet hätten, so verglich ich unwillkürlich und unermüdlich mein eignes Lebensalter damit und sagte: „Ich habe jetzt zwanzig Jahre und sechs Monate, oder vierundzwanzig und sieben Monate und habe noch längst nicht so viel vollbracht. Wie weit werde ich wohl in meinem dreißigsten Jahre sein"?

„Giebt das Schicksal mir nur noch zwei und ein halbes Jahr", sagte ich einmal in meinem sechsundzwanzigsten Jahre zu einem Freunde, „so werde ich Etwas geleistet haben, das

mir Ehre bringen soll". So sicher ich glaubte gerechnet zu haben, so schoß ich doch wie gewöhnlich zu kurz. Die Zeit verann mir wie Dampf unter den Fingern und ich hatte noch nichts ausgeführt.

Man hat den Geiz mit der Zeit für einen höchst edlen Geiz ausgegeben. Man hätte lieber sagen sollen, die weise Sparsamkeit mit der Zeit sei edel. Denn dieser Geiz, wie ich ihn habe, ist gewiß ein eben so bedauernswerthes Laster, wie jeder andere Geiz. Schon, daß er mich nicht glücklich gemacht, sondern mich mein ganzes Leben hindurch wahrhaft geplagt und gehetzt hat, ist ein Beweis dafür.

Insani sapiens nomen ferat, aequus iniqui
Ultra quam satis est, virtutem si petat ipsam.

Ich weiß keine Leidenschaft, die mir tiefer eingewurzelt gewesen wäre, als der besagte Geiz, und ich betrachte es daher als einen ziemlich starken Beweis meiner Empfänglichkeit für großmüthige Gesinnungen, daß selbst in Bezug auf den Gebrauch der Zeit zuweilen großmüthige Perioden in meinem Leben vorkommen. Die Liebe, die Freundschaft, der Eifer, Andern zu dienen, insbesondere aber freilich die Eitelkeit und die Lust, mich bei Andern beliebt zu machen, waren zu Zeiten im Stande, mich zur Aufopferung von ganzen Stunden, selbst von ganzen Tagen und Wochen zu vermögen. Ja, ich könnte sogar einige bedeutend längere Perioden aus meinem Leben auszeichnen, welche ich frank und frei, ohne Sorge und Kummer, ohne Zaudern und Reue dem

Müssiggang und dem Genusse, den Freunden und der Geselligkeit als Opfer auf dem Altare niederlegte.

Da die Tugend der Zeitsparsamkeit in mir zum Laster des Zeitgeizes geworden war, so sehe ich denn auf solche zeitverschwenderische Perioden meines Lebens gewissermaßen mit Wohlgefallen, als auf tugendhafte Lebensstunden zurück, so wie Jemand, der immer in der Angst des Irdischen befangen ist, seinen Leichtsinn und seine sorgenlose Ausgelassenheit mit einer Art von Genugthuung betrachten wird.

Weil die Idee von der Flüchtigkeit der Stunden mir in der Regel zu lebhaft gegenwärtig ist, weil ich zu tief fühle, daß unser ganzes Leben nur ein flüchtiger Traum ist, und weil die Tage und Jahre mit mir in einem Sturmwinde sich dahin drehen, drum erlahmt oft mein Muth, und es gehört immer etwas Ueberwindung dazu, bis ich eine dieser munteren Horen ergreife und im Tanze mich frisch mit ihr herumdrehe. Ich weiß doch, daß, wenn ich kaum im besten Tanzen begriffen bin, die Musik plötzlich aufhört, d. h. die Glocke zwölf, eins oder fünf schlägt, wo ich zu Tisch oder zu Bett muß, oder sonst etwas Anderes vorzunehmen genöthigt bin.

Kaum mag ich mich eines neubeginnenden Jahres freuen; denn ich weiß, kaum habe ich den Januar begonnen, so sehe ich den Februar auch schon nahen, und kaum hat uns dieser

eine Zeit lang angefröstelt, so huschen auch März, April und Mai vorüber und so geht es fort bis zum December des Jahres und bis zum December des Lebens, der mir immer so nahe zu stehen scheint, daß ich glaube, ich könnte ihm gleich die Hand reichen.

Hätte ich nicht diese Gier nach der Zeit, hätte ich mir eine sinnige, ruhige und wohlgeordnete Sparsamkeit mit diesem kostbaren Capitale angeeignet, so würde ich auch ruhig meine Schritte weiter gehen, und so würde eben die Idee, welche mich jetzt zuweilen erlahmen läßt, mich in einer beständigen wohlthätigen Spannung erhalten, einer Spannung, der ich Meister wäre und die ich nach Belieben und nach Bedürfniß erhöhen oder vermindern könnte. So wie ich bin, arbeite ich so lange, bis meine Kräfte ermatten, und stehe still, nicht wenn die Vernunft es gebietet, sondern, wenn physische Unmöglichkeit eingetreten ist, nicht wie ein Pferd, das man nach tüchtiger Arbeit zur nöthigen Ruhe in den Stall führt, sondern wie ein Thier, das sich überrannt hat, und das aus Kraftlosigkeit zu Boden sinkt.

Daß die Zeit, daß jeder Tag, jede Stunde etwas unendlich Kostbares ist, giebt Jeder im Allgemeinen zu, weil man mit allem Gelde in der Welt einen verlornen Augenblick nie zurückkaufen kann. Nur ist die Zeit Jedem in einer andern Rücksicht kostbar.

Dem Einen, weil man in einer Stunde viel Kaffee oder

viel Tabak oder viel Staatspapiere verkaufen und viel Geld verdienen kann, dem Andern, weil man an einem Tage viel gerichtliche Processe abzuthun vermag, dem Dritten, weil man, wenn man früh Morgens um vier Uhr zu dreschen beginnt und erst Abends sieben Uhr aufhört, in diesem Zeitraume viele Garben abdreschen kann, dem Vierten und Fünften aus andern Gründen.

Wie weit aber sind wir in der Regel davon entfernt, unsere Zeit auf die rechte Weise abzuwägen, jeden dieser Augenblicke, die wir leben, als ein Glied in der großen Kette von Augenblicken zu betrachten, von denen nur ein Ende aus der Ewigkeit hier auf die Erde herabhängt. Wie weit sind wir davon entfernt, hienieden als Menschen, als Christen, als Geister, als Ebenbilder Gottes, als halbe Engel unsere Zeit zu schätzen, und wie nahe sind wir dabei, bloß als Kaufleute, als Richter, als Diplomaten, als Genußsüchtige ihren Werth zu bestimmen.

Es ist merkwürdig, daß diejenigen Menschen, welche den herrlichsten Dingen, denen der Mensch sich widmen kann, ausschließlich leben, den geistigen Speculationen, den schönen Künsten, ihrer eigenen Ausbildung durch Lectüre und Nachdenken, in der Regel eine weit weniger strenge Ordnung im Gebrauche ihrer Zeit eingeführt haben, als die, welche erst den Mitteln zu dieser Muße nachjagen.

Mit wie großer Eile sieht man nicht die Kaufleute oder ihre Diener auf den Straßen auf- und abrennen? Sollte man nicht glauben, es gälte das Heil ihrer Seele? Nichts weniger als Das. Es gilt nur, ein Paquet Briefe zur rechten Zeit auf die Post zu schaffen, welche Nachrichten über die Preise des Zuckers und Getraides enthalten.

Mit welcher raffinirten Pünctlichkeit, so daß kein Moment verloren geht, sind nicht alle Geschäfte des Handelsmanns eingerichtet! Früh Morgens ist er mit den Seinigen schon bei der Hand. Jede Läßigkeit wird streng geahndet, jede Saumseligkeit unnachsichtig gerügt. Wie sind da die Federn geschäftig, wie sind da die Augen unabläßig auf die Bücher geheftet, als gälte es, die kostbarsten Gedanken auf dem Papier zu fesseln. Die Fuhrleute kommen ab und zu, verladen und verpacken die Waaren (eitlen, irdischen Staub!) mit einer Promptheit und mit einem Aufwande von Kunst und Berechnung, die Bewunderung erregen.

Die Wagen, die Locomotiven, die Dreimaster, die Pyroskaphe gehen genau auf die Minute ab und kommen pünctlich an. Alles eilet, rennet, fliegt. Zu welchem großen Zwecke? Um so und so viel Pfund Chinarinde, von der es noch sehr zweifelhaft ist, ob sie der Menschheit wirklich eine so heilsame Arznei sei, oder so und so viel Fässer Tabak, mit denen man die Atmosphäre aller Zimmer verpestet, oder so und so viel Lasten Opium, welches ein entschiedenes Gift ist, an Bord zu bringen. Hätten doch die Menschen densel-

ben wundervollen Aparat, dieselbe prompte Maschinerie, um ihre geistigen Angelegenheiten zu besorgen! Aber ihre irdischen Geschäfte sind alle trefflich organisirt und die geistigen Interessen werden, wie es scheint von Lahmen und Hinkenden gefördert.

Es giebt auch viele Menschen, die da glauben, daß im Ganzen nicht viel daran verloren sei, wenn wir dieses unser sogenanntes irdisches Leben zum größten Theile mit irdischen Geschäften hinbringen. Jedes Ding, sprechen sie, hat seine Zeit. Diese irdische Welt ist gut für die irdischen und weltlichen Geschäfte. Das herrliche „zukünftige" Leben wird dereinst für die himmlischen Geschäfte und für das Singen eines ununterbrochenen Hallelujahs geeignet sein.

Allein ich vermuthe, daß jene Menschen darin sehr irren, wenn sie dieses unser irdisches Leben in so scharfen Contrast mit dem darnach folgenden Leben setzen und wenn sie es aus der großen Kette von Lebensformen, die unserem Geiste noch bevorstehen, herausreißen. Würde es nicht viel vernünftiger und zweckmäßiger sein, wenn wir dieses irdische Leben schon selbst als einen Theil des ewigen Lebens und der ganzen genuß- und leidensvollen Existenz unseres Geistes betrachteten? Sagt nicht Christus, daß wir schon hinieden in Gott leben sollen?

Ist der Schöpfer nicht ewig und allgegenwärtig und überall mit uns? Wölbt sich sein Himmel nicht nahe über uns wie

ein Dach und haben wir nicht stets den Blick hinaus in das große weite Weltgebäude, in welchem wir selber auf unserem kleinen Globustropfen umher kreisen? War nicht die Welt, so wie sie ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit und wird sie nicht so bleiben von Ewigkeit zu Ewigkeit, stets im Ganzen dieselbe, stets im Einzelnen sich abändernd? Leben wir nicht jetzt schon in dem großen, herrlichen, himmlischen Leben und ertönt das göttliche Hallellujah der Engel und aller Wesen nicht aus allen Winkeln der Schöpfung, nicht von allen Sternen des Firmaments? Warum will denn der Mensch allein sich da herausschälen und isolirt hinstellen, mit einem besondern irdischen und menschlichen Leben?

Ich glaube, nur phantasielahme, bequemliche und arbeitsunlustige Menschen, schmeicheln sich mit der Idee eines ewig heiteren, ewig müßigen, ewig sorgenlosen, ewig freudenvollen Jenseits. Wie unbegreiflich ist eine solche paradiesische und nichtsthuerische Ewigkeit. Für eine Spanne Zeit, die wir hier verlebten und die sich zu der Ewigkeit verhielte, wie ein Atom zum Erdball, sollten wir sie ererben und sie ererben in dem unvollkommenen Zustande, in welchem wir von hier scheiden?

„Arbeit ist königlich“ sagt Alexander der Große. Wie viel erquicklicher, wie viel vernünftiger für einen freien, regen, kräftigen Geist ist die Idee eines ewigen Fortschrittes, einer ununterbrochenen Arbeit, einer fortgesetzten Läuterung,

eines endlosen Ringens und Steigens von Stufe zu Stufe, einer Kette von Siegen und Triumphen!

Ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß wir auch in der künftigen Welt wieder sogenannte weltliche Geschäfte, wenn vielleicht auch anderer Art, haben werden? Wollen wir nun auch da wieder die weltlichen Geschäfte für die Hauptsache halten und sprechen: „Wir wollen mit unserem geistigen Heile warten, bis wir in eine bessere Welt kommen"? Und wollten wir es dann in der dritten, vierten und fünften Welt und Lebensform eben so machen, so ist nicht abzusehen, wie wir je dahin gelangen wollen, auf unser Inneres unsere Thätigkeit zu kehren und unsern Geist zu veredeln.

Es ist daher Zeit, daß wir schon hienieden die Werkzeuge ansetzen und aus allen Kräften in und an uns arbeiten. Bereits hienieden ist die himmlische Werkstatt, hier schon das heilsame aber nicht versengende Fegefeuer, in welchem unser Geist geläutert werden soll. Wir müssen jetzt gleich schon jede Stunde so heilig halten, als wäre sie eine Stunde aus dem Himmelreiche.

Es scheint etwas Unbegreifliches, wie Menschen bei gesundem Leibe und Geiste Langeweile empfinden können. Kenntniß verlangt immer von selbst und ihrer Natur gemäß nach Vermehrung und so lange ein solches Verlangen unsere Zeit ausfüllt, ist es unmöglich, daß Langeweile in ihr Platz gewinne. „Bildung ist ein Feuer", sagt Dr. Johnson,

„welches erst von Außen her angezündet werden muß, dann aber durch sich selbst weiter greift". Langeweile bei einem gebildeten Menschen, der Gelegenheit hat, dem in ihm angezündeten Feuer tausenderlei Stoff zu gewähren und der seine Zeit auf hunderterlei Weise interessant und angenehm zu machen wissen könnte, scheint daher etwas ganz Unnatürliches. Und doch lehrt die Erfahrung, daß die Langeweile fast ausschließlich nur ein Product der Bildung ist. Die Ungebildeten empfinden sie fast nie.

Es ist ein wahres Glück, daß wir Uhren und Kalender haben, die uns ein immer richtiges Maaß von dem gleichmäßigen Fortschritt der Zeit geben. Denn sollten wir die Stunden und Zeitabschnitte immer bloß nach unserem innern Gefühle bemessen, so würden wir wohl bald sehr zu kurz schießen und bald weit über das Ziel hinausgehen.

Die Kinder schätzen die Zeit am ungleichmäßigsten, weil ihre Gemüthszustände selbst so äußerst ungleich sind. Die Geister der Kinder fließen wie Waldbäche, bald schnell, bald langsam dahin, bald tummeln sie sich unermüdlich wie die Wellen in den Kaskaden, bald stagniren sie und verfallen in Unthätigkeit wie das Wasser zwischen Felsen in einem Bergsee.

Wir hören daher Niemanden mehr und aufrichtiger als die Kinder sich verwundern, wenn wir ihnen ankündigen,

daß eine Stunde schon verstrichen, oder daß ein sehnlichst erwarteter Augenblick noch nicht gekommen sei.

Je mehr ein Erwachsener den Kindern gleicht, desto ungleichmäßiger wird ihm seine Zeit zu verfließen scheinen; je mehr dagegen sein ganzes innere Wesen einem in der Ebene ruhig dahinfließenden Strome gleicht, je mehr er seine Gefühle beherrscht, je gleichmäßiger sein ganzer Gedankengang ist, desto mehr wird sein innerer Chronometer mit dem äußeren übereinstimmen.

Ich könnte eine gewisse Periode in meinem Leben bezeichnen, für deren Länge ich in mir selbst gar kein, auch nur annähernd bestimmtes Zeitmaaß finde und die ich für eine Ewigkeit halten würde, wenn ich nicht aus gewissen mir gegebenen Daten mit Bestimmtheit wüßte, daß es nur vier Jahre gewesen wären.

Merkwürdiger Weise war dieß gerade diejenige Periode meines Lebens, in welcher jedes Partikelchen der Zeit mir so schnell verrann wie nie früher oder später und von der mir doch das Ganze, zusammen genommen, so unendlich lang schien.

Ich wohnte damals in einem entlegenen Lande, theils mit meiner eigenen innerern Ausbildung, theils mit der anderer Menschen beschäftigt. Nach dieser Zeit kam ich einmal wieder zu meinen alten Bekannten in meine Geburtsstadt zurück und ich konnte mein Erstaunen kaum mäßigen, daß ich hier Alles noch so beim Alten fand. Ich hätte meine Freunde wirklich wie der ungläubige Thomas betasten mögen,

um mich fest zu überzeugen, daß sie noch ganz dieselben wären. Ist es wahr, daß du noch lebst? Bist du wirklich noch eben so, wie du warst und trägst du noch diesen alten Namen, diese alte Gesichtsbildung? Wie ist es möglich, daß ich alle diese Gestalten wieder sehe, aus einer längst, längst verflossenen Zeit?

Es war mir wie Ulysses zu Muthe, als er in die Unterwelt reiste und den Schatten seiner Jugendfreunde mit dem Blute der geschlachteten Widder wieder Fleisch und Leben gab.

Die Zeit ist im höchsten Grade elastisch. Sie wird durch unsere Beschäftigungen, durch unsere Gedanken und Stimmungen ins Unendliche ausgedehnt und unsere Phantasie wiederum vermag sie bis auf ein kleines Pünctchen zusammenzupressen. Mein Leben enthält Stunden, die mir wie Tage — Wochen, die mir wie Monate — Jahre, die mir wie Ewigkeiten vorkommen, wenn ich sie isolirt betrachte und doch bedenke ich das Ganze, wie es zwischen Anfang und Ende dasteht, so ist es mir Alles wie ein kurzer Tag, wie ein flüchtiger Traum.

Es giebt Menschen, welche die Vergangenheit mehr beschäftigt als die Gegenwart und Zukunft. Dieß sind die Reumüthigen, die Poëten und die Alten. Andere beschäftigt, drückt oder erfreut mehr die Gegenwart. Dieß sind die Phantasielosen, die Gelangweilten und Stagnirenden. Und Viele erschüttert und entzückt mehr der Hinblick auf die

Zukunft, dieß sind die Kinder, die Enthusiasten und die Fortschreitenden. Wenige nur blicken ruhig auf Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart zugleich. Dieß sind die verständigsten, die selbstbewußten, die besonnensten und tüchtigsten Männer, welche die Augen nach allen Seiten richten.

Was mich betrifft, so gehöre ich entschieden zu den Zukunftsmenschen. Ich habe mein Gesicht immer nach vorne gerichtet auf Das, was da kommen wird, auf Das, was ich thun werde. Daher mein beständiges Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung in Bezug auf die Dinge, die in der Gestaltung begriffen sind. Alle von Furcht und Hoffnung abwechselnd erfüllten Gemüther sind wesentlich von der Vergangenheit abgezogen. Sie sitzen neugierig und in gespannter Erwartung stets vor dem Schleier, der die Zukunft bedeckt und aus dem alle neue Geburten hervortauchen.

Daher bin ich auch wenig zur Reue aufgelegt. Ich vergesse leicht, was ich Böses gethan oder was ich Unvollkommenes geleistet und denke: „Es ist geschehen. Ich kann es nicht ändern. Gott wird es vielleicht nach seiner Güte verzeihen. Wir müssen sehen, wie wir in Zukunft vernünftiger, klüger und tugendhafter handeln, wie wir Vollkommneres leisten mögen“.

Ebenso wenig wie mit der Bereuung meiner schlimmen Thaten, ebenso wenig halte ich mich auf mit der Betrachtung derer, die ich etwa meine guten nennen könnte. Ich

mag nicht davon hören, daß ich Dieß oder Jenes wohlgethan hätte und das Lob darüber erfreut mich kaum. Sagt man mir aber: „Du zeigst, daß du etwas leisten könntest, daß du vielleicht noch Besseres leisten wirst", so bin ich froh und finde, daß dieser Ausspruch mit einer Stimme in mir harmonirt.

Ein Mensch, der fast keine andern Thaten hat als seine Gedanken und Schriften, muß immer wieder auf diese zurückkommen. Ich schreibe gern und möchte immer fort und fort schreiben. Ich könnte mich für alle Ewigkeit an meinen Sitz annageln lassen und schreiben und schreiben, wenn mein Leib dabei nur ewig jung bleiben sollte.

Ich wollte, ich hätte einen kleinen Stern für mich, den ich mir zum Schreibzimmer einrichten dürfte und der mit mir immer weiter und weiter durch die Welt flöge. Ich würde mich dann verpflichten, beständig zu schreiben und meine Manuscripte würde ich, so wie sie fertig wären, auf die Erde hinunter werfen.

Denn Schreiben ist mir Denken und Denken ist mir Leben. Könnte ich ohne Schreiben denken, so würde ich auch das Schreiben aufgeben. Allein, dann müßte ich reden und es müßte mir ein Auditorium folgen. Denn es käme mir zu egoistisch und zu wenig rühmlich vor, für mich allein zu denken. Ich möchte — aus Eitelkeit, aus Thatendrang — mich stets gern in und vor der Welt thätig sehen.

Weil ich stets an die Zukunft denke, so gehen mir unaufhörlich eine Menge neue Bücherthemate, die ich bearbeiten könnte, durch den Kopf. Die, welche ich bearbeitet habe, vergesse ich. Sie sind mir als abgethan sogar zuwider und, obgleich ich schon Mehres habe drucken lassen, so habe ich doch noch beinahe nie etwas Gedrucktes von mir gelesen, außer den Druckbogen, mit deren Durchsicht und Correctur man mich mehre Male fast um's Leben gebracht hat. Es dunkelt mir immer vor den Augen, wenn ein Freund mir etwas Gedrucktes von mir zeigt, die Buchstaben werden mir undeutlich und es ist mir, als könnte ich es nicht lesen.

Daher fühle ich meinen Geist, leider nicht so meinen verwelkenden Leib, jeden Tag neu und jung. Und selbst die alten Gedanken, wenn sie wiederkehren, kommen zurück in neuer Gestalt. Ich habe wohl hundert Mal denselben Gedanken gehabt, aber hundert Mal auf eine andere Weise, in neuen Combinationen.

Und selbst diese stete und unaufhörliche Rückspiegelung, diese fortwährende Beobachtung meines Selbst, die ich als einen Beweis ansehen könnte, daß ich ebenso wesentlich auf das Vergangene als auf das Zukünftige gerichtet wäre, geschieht nur in Bezug auf die Zukunft.

Ich bedenke meine Vergangenheit nur, um mir darüber klar zu werden und um dann auf der gewonnenen soliden Basis in Zukunft weiter schreiten zu können. Ich hänge aber

nicht mit einer gewissen zärtlichen und anhänglichen Sentimentalität an meiner Vergangenheit und betrachte sie nicht ihrer selbst wegen. Ich benutze sie nur wie ein Mittel zum Zwecke. Und eben daher, weil ich mich von dieser Sentimentalität frei fühle, habe ich auch die Ueberzeugung, daß ich über mich vollkommen die nackte Wahrheit zu sagen im Stande bin.

Ohne Scheu schildere ich mich ganz und gar in meiner Fehlerhaftigkeit, weil ich Denen, welche mich deßwegen verachten wollen, entgegensetze: „Seht! So war ich. Kreuzigt mich nicht für Das, was ich that. Ich denke, besser zu werden. Ich hoffe auf die Zukunft. Ich habe gute Vorsätze".

Natürlich liegt es eben darin auch begründet, daß ich leider mehr gute Vorsätze als Thaten, mehr Blüthen als Früchte besitze. Den Gedanken und den Thaten, die vor mir herflattern, laufe ich unermüdlich nach. Sie kommen mir schön und wunderherrlich vor. Wenn ich sie hasche, so glaube ich einen trefflichen Fang gethan zu haben. Aber so wie ich sie dem Gebäude meiner Bücher und meines Lebens einverleibte, erscheinen sie mir unbefriedigend.

Ich habe in meiner Einsamkeit schon ganze Bücher mit Ideen und Notizen angefüllt, von denen jede mir einst wie ein Stern leuchtete und die mir jetzt alle wie erloschene Meteore vorkommen.

Wer dieß hörte, könnte denken, daß diese Umstände mich entmuthigen müßten. Allein, mein Streben und mein Drang in die Zukunft hinaus ist so groß, daß mich kein Mißglücken

entmuthigt und daß ich mich täglich und stündlich von Neuem derselben Täuschung überlasse. Ich sehe noch weite Strecken herrlichen Landes, voll schöner Blüthen, voll herrlicher Schätze, voll wundervoller Thematas des Nachdenkens vor mir.

Wenn nur unser Leibliches ebenso noch vorwärts strebte. Wäre dieß, so wüßte ich dann wohl, ich hätte nur erst angefangen zu denken, ich hätte kaum begonnen, mich zu besinnen, ich hätte nur erst die Lippen gespitzt, um das Wort auszusprechen, das mir auf der Zunge schwebet. Den eigentlichen Punct, über den ich sprechen möchte, habe ich noch nicht berührt. Ich hoffe, wenn ich mich erst einmal über mich selbst ausgeredet habe, mich dem Ziele um einen bedeutenden Schritt genähert zu haben.

Auch daß sich in mir die Phantasie stärker als das Gedächtniß ausgebildet hat, ist ein Beweis dafür, daß ich von Haus aus mehr der Zukunft als der Vergangenheit zugewandt bin. Von der Gegenwart weiß ich fast nichts, weil sie mir immer unter den Fingern, so zu sagen, zerrinnt. Mir sind daher auch solche zärtliche Gefühle fremd, mit denen Manche auf ihr ganzes früheres Leben zurückblicken.

Meine Kindheit ist mir sehr lieb, ja sie ist mir so lieb, daß ich fast jetzt noch in ihr fortlebe. Aber eben deßwegen sehne ich mich nicht nach ihr und wünsche sie nicht zurück.

Aber sind dieß vielleicht alles nicht Eigenthümlichkeiten meiner Seele, sondern nur Eigenthümlichkeiten meines Al-

ters? Ich möchte freilich, daß es immer so bliebe. Aber wie veränderlich sind wir Menschen je nach Zeit und Umständen. Vielleicht wird sich mein ganzes Wesen mit dem Alter noch einmal umkehren und vielleicht werde ich noch einmal dahin kommen, wie Condillac rückwärts der Zukunft entgegenzuschreiten, mit dem Gesichte der Vergangenheit zugewendet.

Es giebt, wie ich sagte, Menschen, die gerade umgekehrt eben mit allen ihren Zweigen in die Vergangenheit hineinstreben, wie die Zukunftsmenschen in die Zukunft. Es sind dieß die gemüthlichen, freundlichen, weichmüthigen, poëtischen und bequemlichen Seelen. Man lebt gern mit ihnen. Die Zukunftsmenschen sind wesentlich unruhig und von Natur nicht umgänglich und man kommt nicht leicht mit ihnen aus.

Jene, die Vergangenheitsmenschen, freuen sich über jede Stunde, die sie als Gewinn dem Schatze ihres Lebens zulegen, während für diese jede Stunde, so wie sie die Linie der Gegenwart passirt, stirbt und abgethan ist.

Da, wo Diesen der güldene himmlische Hoffnungsschein, welcher die fernen Dinge umgiebt, verschwindet und wie ein Schatten erbleichet, da beginnt er für Jene, wie ein stets an Glorie wachsender Heiligenschein. Jene blicken auf ihr vergangenes Leben zurück, wie auf einen schönen wohlangelegten Park, in dem es sich mehr und mehr mit Bäumen füllt. Im Rücken Dieser bleibt immer eine Leere, daher sie sich auch

nicht umzublicken wagen. Diese vergessen Alles und bleiben arm, familien-, stand-, amt-, rang- und titellos, wie sie sind. Jene werden täglich klüger, weiser, reicher und bedeutender in Amt und Würden.

Jene wissen unterhaltende und lehrreiche Dinge zu erzählen, diese wissen höchstens etwas zu prophezeien. Jene sind abgeschlossen und eingefriedigt wie ein Garten. Diese sind nach allen Seiten hin offen und Gutes und Böses streicht wie der Wind durch ihr Gehöfte. Jene haben den Messias und beten ihn in Liebe an. Diese hoffen auf ihn bis an ihr Lebensende und gewinnen nie seinen Trost. Jenes sind die treuen, die beständigen, die liebevollen, die thränenreichen und bußfertigen Seelen, dieses sind die Thränen und Liebe entehrenden, die Begierigen, die zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Gemüther.

Die Vergangenheitsmenschen sind besorgter um die Erhaltung des Schatzes, den sie bereits gewonnen haben und sie denken daher weniger an Das, was ihnen noch bevorsteht. Die Zukunftsmenschen dagegen betrachten immer die Kürze der Frist, die ihnen noch gegönnt ist und sie sehen mit Schrecken, wie rasch sich dieser Rest vor ihren Augen in Nichts auflöst.

Wenn, wie ich oben sagte, jeder Moment unseres irdischen Lebens einen unendlichen Werth dadurch bekommt, daß er ein Theil jener großen Kette von Augenblicken ist, welche von Ewigkeit zu Ewigkeit dahinrauschen, so bekommt er wo

möglich einen noch höheren Werth durch die Gewißheit, daß diesem Abschnitt unserer Existenz, welchen wir das irdische Leben nennen, ein baldiges Ende, daß uns der Tod bevorsteht.

An kein einziges von allen zukünftigen Ereignissen glauben wir so sicher und fest, wie an den Tod. Wir haben Gelegenheit, es an tausend Beispielen aus unserer eigenen Erfahrung und an Millionen Beispielen aus der Geschichte zu lernen, daß dieser Leib nicht unsterblich ist und daß wir der Auflösung entgegengehen. Wir greifen den Tod täglich mit Händen und Augen. Und vielleicht ist auch uns selbst ein Gefühl des Todes unseres Leibes angeboren, wie uns ein Gefühl der Unsterblichkeit unseres Geistes angeboren ist. Und wir würden daher vielleicht auch den Tod ahnen, selbst wenn wir ihn nicht mit Händen griffen.

Eben so gewiß wie es ist, daß der Tod uns überhaupt bevorsteht, eben so gewiß ist es, daß er uns in jedem der kommenden Augenblicke erreichen kann. In der That, es ist sicher, daß der Tod sogar auf den Schultern der nächsten zu uns herbeitanzenden Hore erscheinen kann.

Alle Minuten, die aus der großen Urne des Gottes der Zeit zu uns heranrollen, sind gleich willig, uns den Tod zuzuführen. Bei jeder Stunde die wir im Kalender verschrieben finden, können wir vielleicht ein Fragezeichen machen und denken: „Ist es vielleicht deine Todesstunde"?

Jedes der Loose, das wir aus dem großen Loostopfe des

Saturnus ziehen, kann möglicherweise das eine schwarze sein, das er hineingemischt hat.

Man mag im Kugelregen dem Feinde gegenüberstehen oder in einem wohlgemauerten Palaste auf Polstern ruhen, man mag in einem Kerker schmachten oder mit fröhlichen Frauen auf blumigen Wiesen spazieren, man mag zu Schiffe auf dem Meere fahren oder sein Haus auf einen Felsen setzen, so ist der Tod immerhin, sowohl in dem nächsten als in jedem der folgenden Momente, möglich.

Die Bäume reißt der Wind um und sie erschlagen uns, die Steine fallen von den Dächern und tödten uns. Die Felsen erbeben und werfen uns in Abgründe. Die Erde thut sich auf und verschlingt uns. Du sitzest auf deiner Gartenbank und liesest ein angenehmes Buch, bist du sicher, daß du die Seite zu Ende lesen wirst? Schau dich um, vielleicht zuckt eben jetzt schon ein Mörder den blinkenden Dolch auf deine Brust.

Du tanzest in fröhlicher Gesellschaft, der Vergangenheit und Zukunft vergessend im Genusse der Gegenwart. Sieh dich vor! Vielleicht lösen sich in diesem Augenblicke die Fugen der Balken aus der Wand und im nächsten stürzest du mit allen deinen Freudengenossen zum Orkus hinab. Seit des glückseligen Saturnus Zeiten hat sich so etwas unzählige Mal auf dem Erdenrunde ereignet.

Du athmest frei und froh wie ein Vogel in der Luft. Du siehst nicht die Schlange der Krankheit, die dir längst im Busen, in deinem eigenen Blute liegt und die im Begriffe ist zu

erwachen, dich mit einem Schlage zu tödten. Du hast keine Ahnung davon, daß dein körperlicher Bau längst untergraben ist, und daß er, vom Hauche des Windes berührt, zusammenstürzen wird, wie eine Mumie von Staub. Tausendfältig sind die Namen der Krankheiten, die dich heute ergreifen und morgen ins Grab führen können.

Der Tod ist ein geschickter Feind und wenn er will, so bringt er dich wohl gar mit einer Fischgräte oder mit einer Vogelfeder oder mit einer Blume ums Leben. Es haben Menschen mit der Fingerspitze gegen einen Pfosten und andere mit der Fußzehe gegen ein Steinchen gestoßen und die irdische Welt über diesen faux pas eingebüßt.

Vielleicht öffnete sich eben zur Unzeit die Thüre, es blies mich zur bösen Stunde ein verrätherischer Luftzug von Außen an und ich habe das Fieber, den Tod schon in meinen Adern. Die allermeisten Todesarten sind solche unbewußte und unvorhergesehene. Ueberrascht uns der Tod nicht in der Regel mitten in unserem Leichtsinn? Sind es nicht äußerst seltene Fälle, wo er ruhig und geduldig uns am Ende unserer Laufbahn erwartet, und uns als matte Greise mit offenen Armen sanft und tröstend empfängt?

Millionen sterben schon unversehens in der Wiege hin. Mehr als die Hälfte aller menschlichen Wesen, die das Licht der Welt erblickten, tauchen, noch ehe sie die Kinderschuhe ganz vertreten, in die Finsterniß, aus der sie hervor kamen, ganz plötzlich wieder unter.

Die, welche das zwanzigste Jahr erreichten, haben tausend Chancen, im einundzwanzigsten und im zweiundzwanzigsten oder im dreiundzwanzigsten höchst unerwartet zu sterben und die, welche bis zum dreißigsten oder gar bis zum fünfunddreißigsten leben, gehören schon unter die Bevorzugten.

Den Einen faßt es mitten in seinen Studien, den Anderen im Honigmonate seiner Ehe, den Dritten beim Beginnen seiner bürgerlichen Carrière, den Vierten gerade, als seine Affairen anfingen, einen besseren Gang zu nehmen. Den Cäsar trifft's in dem Augenblicke, wo er nach der Krone greift, den Alexander, als er die Früchte seiner Mühen zu genießen anfangen will.

Man rechne einmal in den eigenen Familien nach, man denke an den Tod der Brüder, der Schwestern, des Vaters, des Großvaters, des Urgroßvaters und so weit man kommen kann, ob nicht die meisten einen gänzlich unerwarteten Tod erlitten. Ich kenne ganze Geschlechter, in denen Jeder, vom Vater auf Sohn, ein höchst außerordentliches Ende nahm.

Ein Bräutigam, den der Tod an demselben Abende, an welchem er seine junge Braut zu umarmen gedachte, ereilte, beklage sein Schicksal nicht als ganz unerhört. Kommt er in's Paradies, so wird er hunderttausend Jünglinge finden, die ihm erzählen werden, daß es ihnen einst ganz eben so erging wie ihm.

In der That, wir können nichts so Absonderliches erlei-

den, das wir nicht auf dieselbe Weise, so zu sagen, in sehr großer Gesellschaft erlitten, und könnten die Todten nur reden, so würden wir uns nie beklagen, wie wir wunderbarer Weise fast immer thun: daß für uns das Geschick ganz besonders giftige Pfeile aufgespart habe.

Wahrlich, bedenke ich, wie gegen den Tod keinerlei Verschanzung hilft, wie er allgegenwärtig und sein Schwert zu jeder Zeit gezückt ist, wie er aus allen Winkeln und Ecken hervorblickt, wie er auf Schritt und Tritt auf uns lauert, erwäge ich, wie wir nicht bloß an der Ferse, wie Achilles, sondern auf jedem Puncte unseres Leibes für ihn empfänglich sind, so muß ich in der That den Muth und Leichtsinn bewundern, mit welchem wir gewöhnlich in's Leben hineingehen.

Was soll ich thun? Was soll ich beginnen? Fliege ich an's Ende der Welt, so bist du da. Verberge ich mich in die Erde, so bist du auch da. Weine ich, so bist du mir nah. Lache ich, so bist du mir nah. Du Knochenmann, du wandelst hinter uns her wie unser Schatten, du steigest mit uns in das Schiff, du setzest dich mit uns auf's Pferd, du legest dich mit uns zu Bette, du scherzest mitten unter uns in fröhlicher Gesellschaft, du hängst uns auf dem Schooße, du lispelst uns beständig in die Ohren: „Memento mori"!

So viel Menschen als da sind, so viele Damocles

giebt es auf Erden, mit scharfen Schwertern an dünnen Haaren über dem Haupte. Es ist ein Wunder, daß wir nicht alle Tage einmal vor Angst sterben. Und unsere Gedankenlosigkeit und die Lahmheit unserer Phantasie — nicht die Energie unseres Muthes — erklärt allein dieses Wunder.

Kennte Jeder von uns genau die Annalen des Todes, hätte Jeder statt dessen nicht andere Dinge im Kopfe, vergäße er, in der Behaglichkeit seines warmen, gesunden, frischen Lebens sitzend, nicht aller irdischen Gebrechlichkeit, könnte er zwischen den Zeilen dieses großen Buches des Lebens lesen, wären seine Augen nicht so grob, daß sie nur das Handgreifliche sähen, und hätte er das innere Auge geöffnet, mit welchem er die Seelen von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde, den Tod und die Engel sehen könnte, schliefe nicht seine Phantasie im Todesschlafe, die, wenn sie wachte, ihm wohl ein solches Bildniß vormalen würde von allen den Schlachten und Kämpfen, die stündlich und secundlich in allen Erdenecken mit dem Tode gerungen werden, die ihm ein Gemälde hinzeichnen würde von dem allaugenblicklichen Werke der Zerstörung und Auflösung und der fortwährenden Metamorphosirung, in welcher die Menschheit und die ganze Natur begriffen ist, hätte seine Seele eine so zarte Empfänglichkeit, daß sie jeden Ton des Schmerzes oder des Entsetzens aus dem großen Concerte von Schmerzenslauten, das ununterbrochen zum Himmel aufsteigt, vernehmen und von ihm tief gerührt und ergriffen werden könnte: so möchte ich

sehen, wie viele hundert unter Millionen Menschen noch muthwillig und leichtsinnig bleiben würden. Ich vermuthe, die Hälfte von ihnen würde sich zu Trappisten machen.

Tod giebt es so viel in der Welt als Luft. Wir befinden uns hienieden in der Atmosphäre des Todes. Und doch leben die Menschen in der Regel so, als sollte und müßte es bis in alle Ewigkeit so fortgehen. Scheint es nicht, als glaubten sie gar nicht an den Tod? Sie glauben nur an das Leben und halten an seiner Realität, wie sie sagen oder wie wir Todesfreunde sagen, an seinem Schein- und Trugbilde fest.

Nicht wenig, wie ich glaube, trägt dazu, daß die Welt so wenig an den Tod glaubt, die Eigenthümlichkeit des Todes bei, daß er seine Werke so im Geheimen treibt. Er predigt nicht so auf allen Straßen, wie das sich überall so unendlich breit machende Leben, obgleich sein Reich gerade eben so weit geht wie das des Lebens, denn bei einer richtigen Berechnung wird man finden, daß das Facit des Todes dem des Lebens vollkommen gleich ist, indem gerade eben so viel Dinge und Wesen zu den Thoren des Todes eingehen, als aus den Pforten des Lebens hervortraten.

Ich sage, der Tod und seine Wirksamkeit ziehen sich von der Oberfläche zurück und halten sich in der Regel vor unseren Augen verborgen. Wir sehen täglich Hunderte und Tausende von lebendigen, gesunden und munteren Menschen vor

unseren Augen. Aber während unseres ganzen Daseins bekommen wir, wenn wir nicht gerade zu den Todtengräbern oder soeurs grises gehören, gewöhnlich nur sehr wenige Sterbende zu sehen.

Die ergreifenden Eindrücke, welche der Tod auf uns macht, sind daher nicht dauernd und bald, wenn wir die Märkte oder die Theater oder unsere Zimmer von Lebendigen wimmeln sehen, glauben wir wieder an's Leben.

Man wandle durch die Straßen einer Stadt, wo ist da für gewöhnlich etwas vom Tode, von Krankheit, von Jammer zu spüren? Alles ist Leben, Lust und regsame Geschäftigkeit. Die Stadt steht schon so zweitausend Jahre und seit zweitausend Jahren wimmelt es so lebendig darin, sollte man nicht an die Ewigkeit des Lebens glauben?

Wo sind die Kranken, die Sterbenden? Sie verstecken sich in ihren stillen Gemächern und wenn man vorn im Hause einen Ball giebt, so schafft man die Kranken und Sterbenden, theils ihrer selbst, theils der Lebendigen wegen in's Hintergebäude. Auf den Märkten, in den Rathhäusern, in den Parlamenten, auf den Postwagen, auf den Dampfschiffen, in den Soiréen, auf den Bällen — überall sehe ich ja gesunde, blühende, fröhliche Menschen. Wo sind denn da die Agonisirenden, Sterbenden und Seufzenden?

Der Tod scheint eine Chimäre. Fühle ich mich nicht wohl und munter und stark? Habe ich nicht Enthusiasmus, Alles zu unternehmen? Habe ich nicht Muth, die Welt zu

durchfliegen? Wie äußerst selten hört man doch davon, daß ein Mensch einmal gestorben ist! Nur dann und wann, höchstens alle acht Tage einmal begegnet mir in den Straßen der Stadt ein trauriger Leichenzug, mit schwarzen Behängen, mit melancholischen Todesgesängen, mit schluchzenden Begleitern. Ich sehe ihn mit großem Ernste an. Alle Leute kommen vor die Thüre und blicken ebenfalls mit Seufzen und mit frommer Miene darauf hin. Doch schlüpfen sie bald in ihre Häuser zurück und spinnen weiter an ihrem heiteren Lebensteppiche.

Hinter einem einzigen unheilvollen Leichenwagen, der dann und wann erscheint, rollen gleich tausende von lebenvollen Equipagen her, es ist ein vereinzelter trauriger raschverklingender Mißton in dem großen Concerte des Lebens. Es ist ein einziger dunkler Streifen in dem großen Farbenmeere des Lebens, der rasch verschwindet, wie ein erschreckender Blitz. Der Tod scheint auf diese Weise kaum der Beachtung werth. Gewiß, er ist beinahe ein Chimäre.

Unsere Zeitungen sprechen zwar täglich von furchtbaren Todesarten, von Morden, von Verunglückungen allerlei Art und sie summiren beständig die Todes- und Krankheitsfälle auf. Wir lesen es. Aber wer ist denn dabei gewesen? Wie wenig Menschen haben diese Sache mit eigenem Auge in der Nähe gesehen! Und wir? — Wir glauben nur, was wir mit Händen betasten. Das Leben habe ich mit meinen Augen und Händen tausendmal gespürt und ich spüre es unausge-

setzt in mir und um mich. Den Tod — ich sah ihn fast nie, er scheint nur ein Trugbild.

Der Tod scheut sich gewissermaßen vor dem Leben, wie die Finsterniß vor dem Lichte. Wie sich am hellen Tage und auf der Oberfläche fast überall nur Tugend, Anstand und Höflichkeit zeigen, so zeigt sich auf der Oberfläche auch überall nur Gesundheit und Leben. Die Sterbenden haben Scheu vor den Lebendigen und halten sich daher vor ihnen verborgen. Sie ziehen selbst ihre Gewänder über ihr sterbendes Antlitz, wie es Cäsar that, als er den Tod in sein Herz einziehen fühlte.

Die Griechen, die feinen und geschmackvollen Ceremonienmeister des Lebens, duldeten selbst nicht einmal, daß auf der Bühne eine Nachahmung des Todes dargestellt werde. Wie Antigone, so mußten alle Die, welche zum Tode schritten, hinter die Coulissen treten, um dort ihr Ende zu erwarten.

Die Sterbenden schämen sich und die Lebendigen fürchten sich. So wie jene sich daher gern und freiwillig zurückziehen, so suchen diese sie noch mehr auf die Seite zu bringen, damit sie durch die Realität des Todes immer nur so kurz als möglich in dem Traume ihres Lebens unterbrochen werden möchten. Man verbrennt die Todten, damit keine Spur von ihnen übrig bleibe, oder vergräbt sie tief in die Erde und bepflanzt ihre Leichenhügel mit Blumen, damit es hübsch lebendig aussehe.

Wie wäre es, wenn wir unsere Todten einbalsamirten, mit conservirendem Firniß überzögen und sie in unsere Wohnungen stellten, wie die alten Egyptier dieß thaten? Wie wäre es, wenn die Sterbenden sich entschlössen, statt im Geheimen, lieber ganz öffentlich auf dem Markte mitten in der Versammlung ihrer Mitbürger und Mitbrüder ihren Geist aufzugeben? Welchen Eindruck könnten da ihre letzten prophetischen Worte zuweilen auf die Gemüther der Umstehenden hervorbringen!

Der Häßliche hat Angst vor dem Schönen und verbirgt sich vor ihm; der Schwache hat Furcht vor dem Starken und versteckt sich vor ihm; so hat der Arme auch Furcht und Schaam vor dem Reichen und hält sich zurück. „Die Kranken verbergen ihre Krankheiten, als wären es Sünden", sagt die Königin Christine in ihren Maximes, und daher kommt es denn, daß wir vor uns sich überall ein starkes, anmuthiges, schönes, wohlgefälliges, gleißendes, wohlhabendes und gesundes Leben sich bewegen sehen, und daß es so viele Leute giebt, die eben so wenig an die Armuth und das Elend, als an den Tod denken und glauben wollen.

Das Geheimniß, das den Tod umhüllt, ist ein allgemeines Phänomen in der ganzen Natur. Die Hirsche, die Gemsen und viele andere gesellig lebende Thiere ziehen sich von der Heerde und von den Versammlungen der Ihrigen zurück,

wenn sie das Nahen des Todes merken, erdulden ihr Geschick ganz im Stillen und in irgend einer unzugänglichen Wildniß. Die Schmetterlinge und Vögel flattern nur so lange vor unseren Augen umher, als sie munter und lebendig sind. Wenn sie sterben oder sich verpuppen wollen, verstecken sie sich unter dunklem Gebüsch und unter den Blättern des Grases.

Alle wilden Thiere, sogar die kleinen Würmer selbst, verbergen sich in ihren Höhlen, um in Ruhe und von Niemandem belauscht, zu verscheiden. Selbst die sterbenden Fische tauchen in die Tiefe und verkriechen sich sterbend im Schlamme.

In der That, es ist mir ein wahres Wunder, wenn ich bei mir überlege, wie unzählig viele lebendige Wesen ich schon in meinem Leben gesehen habe, und wie es mir noch kaum geglückt ist, auch nur ein einziges dieser Thiere im Augenblick des Todes zu überraschen; die Mücken und Nachtvögel, welche sich an meiner Studierlampe die Flügel verbrannten, die Würmer und Käfer, welche ich mit meinen ungeschickten Füßen zertrat, und die Vögel und Thiere, welche ich etwa mit meinem Jagdgewehre ermordete, ausgenommen.

Ich erinnere mich einmal, ich weiß nicht mehr wo, eine ganz vortreffliche und detaillirte Schilderung des natürlichen Todes eines Schwanes, den ein Naturforscher Gelegenheit hatte, zu beobachten, gelesen zu haben. Es giebt sehr we-

nige solche Schilderungen unter den Schriften der Naturforscher, obgleich täglich und stündlich Millionen von Thieren rund um uns herum, ja dicht neben uns verscheiden. — So geheimnißvoll ist der Tod!

Wenn wir im Frühling hinaustreten in die blühende Natur und alle Gebüsche von dem lieblichen Gezwitscher der Vögel ertönen hören, nirgends Seufzer, nirgends Stöhnen, nirgends Klagen vernehmen, so fragen wir wohl verwundert, und dem Anscheine nach ganz mit Recht: „Ihr Schrecken des Todes, wo seid ihr"?

Der Frühling ist die wahre Zeit des Lebens und der Lust, wo die Natur die schönste Larve, mit der sie alle stillen Leiden verhüllt, vorlegt. Allein selbst im Herbst, der Zeit des Todes, wo offenbar so ungeheuer viel Lebendiges in das Nichts zurücksinkt, auch da gelingt es uns selten, den Tod in seiner Arbeit zu überraschen.

Keine ergreifenden Seufzer, keine Schreie des Entsetzens, keine herzdurchbohrende Schmerzenslaute ertönen in der Natur, wie man sie im Herbste, dieser großen Erntezeit des Todes, ganz natürlich finden würde.

Die Vögel, die einst so laut waren, geben im Sterben nur leise kaum vernehmbare Töne von sich. Die Insecten, die Mücken, die Käfer, die im lebendigen Fluge summten, setzen sich still hin und sind lautlos, indem Todesschauer ihr Inneres durchwühlen und empfangen den letzten Stoß des des Sensenmannes, wie es scheint, in ruhiger Resignation.

So gehen Millionen von Geschöpfe leise zum Orkus ein und geben der Erde in aller Stille zurück, was sie von ihr empfingen. Und so werden allmälig die Wiesen und die Gebüsche, die von so vielfachem Gesumme und Gezwitscher ertönten, vollkommen leb- und lautlos. Man begreift nicht, wie es zuging. Man sah das Leben und man bemerkte nicht das Werk des Todes. Und doch ist es gewiß, daß kein Zauber hier waltete. Der Tod erstahl sich unbemerkt alle jene Millionen Opfer eines nach dem andern. Wie auf der Wiese des Insectengetümmels, eben so geht es auch auf der Bühne des menschlichen Lebens zu.

Dem Allen nach also, sage ich, ist es wohl erklärlich, wie wir Menschen uns so leicht in dem süßen Traume des Lebens berauschen, daß wir den Tod gewöhnlich so ganz vergessen, und daß wir leben als seien wir hienieden für die Ewigkeit geschaffen.

Gott selbst hat zwar jene Ordnung in die Natur gebracht. Er hat es selbst so gewollt, daß das Leben immer über den Tod zu siegen scheine, obgleich in der Wirklichkeit der Tod beständig über das Leben siegt. Er hat es selbst so gewollt, daß alle Schrecken und alle Leiden dieses Daseins sich unter der anmuthigen Hülle des Lebens versteckten. Denn, wäre dieß nicht, müßten wir auf Schritt und Tritt das Werk der Zerstörung in seiner ganzen Wahrheit sehen und hören,

wollte jedes Leiden und jeder Todesschmerz in der Welt sich mit lautem Geschrei und Geseufze Luft machen, wollten der Tod und seine röchelnden Opfer sich auf allen unseren Wegen in ihrer ganzen Blöße zeigen: so würde kaum weder das Leben noch der Tod zu ertragen sein. Das Leben nicht, weil der Tod und die trüben Gedanken es verbitterten, der Tod nicht, weil er keine Linderung und keinen anmuthigen Schmuck vom holden Leben entlehnen könnte.

Allein Gott wollte doch auch nicht, daß uns die liebliche Oberfläche der Welt sicher mache, berausche und einschläfre, und er läßt daher auch noch immer Warnungszeichen genug mitten an diesem lächelnden Himmel des Lebens erscheinen, die dazu dienen sollen, uns wach zu erhalten, auf daß wir bereit sind, zu der Stunde, wo er uns abruft.

Es ist eine große Kunst und es erfordert viel Lebensweisheit, wachend und doch ohne ängstliche Spannung zu leben, zu genießen und doch nicht zu vergessen; zuweilen wohl sich gar zu berauschen — und doch in die Bahnen des Ernstes wieder einzulenken; des Todes stets eingedenk zu sein — und doch sich von dem Gedanken nicht bedrücken zu lassen; des Lebens schmucke Seite immer zu sehen, es innig zu lieben — und doch auf den Abschied sich stets vorbereitet zu halten; das memento mori beständig im Sinne zu hegen — und doch kein Trappist zu werden; immer das Ende vor Augen zu haben — und doch mit Ruhe und

ohne Uebereilung fortzuschreiten; den Tod nahe an unserer Brust zu wissen — ohne jedoch zu erschrecken; in jedem Momente den Tod sich möglich zu denken und zum Sterben bereit sein — und doch in jedem Augenblicke neuen Daseins und Schaffens-Muth zu besitzen; auf der Höhe der Lebenskraft und mitten in der größten Fülle des Wohlseins und der Gesundheit zu sprechen: „Herr! Hier bin ich. Nimm mich hin, wenn es dir gefälllt", — und sogar auf dem Todtenbette noch mitten im Todeskampf seinen Posten zu behaupten und wie ein muthiger Krieger, selbst wenn man schon am Boden hingestreckt liegt, dem Feinde noch das Angesicht zuzukehren.

Wenn ich mich und mein Leben frage, so finde ich, daß ich von Jugend auf Todesgedanken in mir gehegt und gepflegt habe.

Ich weiß, daß ich mir als Kind schon sehr frühzeitig die Worte „Tod und Sterben" merkte, und daß ich sehr bald begriff, was damit gemeint sei. Von keinem Mönchsorden war ich als Knabe begieriger, etwas zu hören, als von dem, dessen Mitglieder bloß die einzigen Worte „Memento mori" aussprechen dürften und ich wünschte, eine Zeit lang nichts sehnlicher, als in diesen Orden eintreten zu können.

Ich hatte schon damals eine große Freude an der Lectüre von Lebensbeschreibungen, und wenn ich auch nicht alle durchlesen konnte, die mir in die Hände fielen, so las ich doch

wenigstens die Schilderung des Todes des Mannes, wie manche Romanleser bloß das Ende ihrer Romane lesen.

So erinnere ich mich z. B. einmal, von Hume's Geschichte der englischen Könige bloß immer das Lebensende jedes Königs gelesen zu haben. Und noch jetzt, wenn mir eine Biographie in die Hände fällt, suche ich, fast unwillkürlich nach den Seiten, auf denen der Tod des Biographirten geschildert wird.

Eins der unvergeßlichsten Gemälde, welches ich als Knabe zu sehen bekam, war der Todentanz in der Marienkirche in Lübeck, auf welchem der Sensenmann mit einem Individuum aus jedem Stande vom Kaiser bis zum Bettler dahin tanzt. Diese Idee gefiel mir außerordentlich. Und bei meinen beständigen Speculationen und Grübeleien darüber, wie Alles hienieden, das Höchste, Erhabenste und Schönste dem Tode geweiht sei, fiel mir immer jener Todentanz wieder ein. Nur das Einzige mißfiel mir dabei, daß man den Tod unter einer so häßlichen Larve darstellte.

Ich dachte mir den Tod in der Regel unter der Gestalt eines Engels und konnte es den christlichen Völkern nicht verzeihen, daß sie ihn sich unter dem Bilde eines schrecklichen Gerippes vorstellten.

Ich liebte weit mehr die Mythe der Griechen, die aus ihm einen reizenden jungen Gott machten und einen Bruder des Schlafs. In der That, die Sache ist nicht unwichtig. Könnten wir unsere Vorstellungsart vom Tode umwandeln, es

würde vielleicht nicht ohne Einfluß auf unser Krankenbetten und Sterbenden sein. Ich bin überzeugt, daß die Vorstellung von unserm „Sensenmanne“ von unserm lebendigen „Todtengerippe“ nichts weniger als tröstlich und besänftigend an unsern Todtenbetten wirkt. Unsere Kirchen, unsere Friedhöfe, unsere Bücher sind alle mit Bildern und Darstellungen von dieser schreckhaften Personification des Todes angefüllt und eben so auch unsere Köpfe und unsere Phantasien.

Ich meines Theils bin gewiß, daß mich dieß auf meinem Todtenbette anfechten wird. Warum schicken wir den armen Sterbenden, die ohnedieß schon mit der herben Wirklichkeit zu ringen haben, noch ein solches Schreckensbild zu? Hätten wir nicht lieber gerade für sie lauter Liebliches erfinden sollen? Den Griechen mußte es weit leichter werden, dem „Bruder des Schlafs“ in die Arme zu nken.

Die berühmten Todtengespräche jenes französischen Schriftstellers waren schon frühzeitig meine Lieblingslectüre, so wie ich „Youngs Nachtgedanken“ bloß, noch ehe ich sie kannte, schon des Namens wegen willkommen hieß. Auf keine Stelle in der Odyssee präparirte ich mich als Schüler sorgfältiger, als auf die, wo Ulysses in die Unterwelt hinabsteigt und mit den Schatten redet, und von Flaxmann's Illustrationen zum Homer ergriff mich keine so sehr, als die, wo Mercurius die schwebenden Scharen der Schatten in die Unterwelt hinabtreibt. Ich trug es mein ganzes Leben lang

als einen lange und stets wieder gehegten Wunsch herum, daß ich auch im Stande sein möchte, solche Todtengespräche zu schreiben, wie der berühmte Franzose. Ja ich machte schon einmal als Knabe dazu den Anfang.

Die Todtengräberscene aus Hamlet und die Gruftscene in Romeo und Julie gehörten natürlich zu meinen Lieblingsscenen. Und es wurde bei mir später eine Gewohnheit, wo ich hinkam und reiste, die Kirchhöfe fleißig zu besuchen und die alten und neuen Grabmonumente, die frisch aufgeworfenen Grabhügel und die ebengegrabenen Grüfte zu betrachten und mit den Todtengräbern unterhielt ich mich eben so gerne wie Hamlets Begleiter.

Als ich dieß einmal in London that, wo noch jetzt, wie zu Shakespeare's Zeiten, ein Todter immer den andern aus seiner Stelle treibt und die Gerippe daher beim Umgraben häufig zerhackt werden, stieß ich auf einen Todtengräber, der mir, eben so wie jener dem Hamlet, ein paar Todtenköpfe vor die Füße warf und zwar nicht solche weiche, aus Papiermachee, wie man sie auf der Bühne der Thalia gewöhnlich herausschleudert, sondern ein paar ächte, harte, knöcherne, modrige, hohläugige und „gräßlich riechende".

Im Grunde ist auch wenig Wunder dabei, daß ein Wesen, welches schon als Opferthier für den Tod geschmückt ist, um die Gräber und was damit zusammenhängt, umherzustreifen liebt. Lieben es nicht Die, welche zur Hinrichtung bestimmt sind, das Schaffot anzusehen, können sie sich enthal-

ten, das Beil, mit dem man ihnen das Haupt abschlagen will, aufzuheben und seine Schärfe zu erproben?

So wie die wilden Thiere umherschweifen um die Stellen, wo sie wissen, daß sie Speise finden könnten, so liebt es umgekehrt der Mensch, der Stelle sich zu nähern, wo er weiß, daß er als Speise dienen soll. Die Anziehung ist gegenseitig, so wie die Sperlinge die Schlangen, in deren Rachen, und die Vögel das Feuer, in dessen Flammen sie untergehen sollen, zu umflattern lieben.

Ich hatte, während einer Periode meines Lebens das große Glück einer Frau von ausgezeichnetem Genie nahe zu stehen, die trotz ihrer Jugend und Schönheit und ihres blühenden äußeren Glückes das Memento mori, so wie ich, zu ihrem Wahlspruche genommen hatte. Ich hatte mit dieser jetzt längst Entschlummerten fast tägliche Unterredungen und wir mochten beginnen mit welchem Gegenstande wir wollten, so wendete sich jedesmal bald unser Gespräch auf den Tod. Diese Unterredungen mit jener Freundin, waren mir gerade wie ein Selbstgespräch, denn unsere Gedanken waren in so wunderbarer Harmonie, daß, wenn ich einen Gedanken vorbrachte, sie mit einer Idee einfiel, die nur eine Entwickelung der meinigen enthielt, worauf ich wieder mit einer Aeußerung fortfuhr, die nur eine Bestätigung und Fortsetzung ihres Ausspruchs war. Ich wollte, ich hätte alle diese Gedanken und Gespräche aufgezeichnet, denn ich bin überzeugt, daß

ich mir dann darin manche eigenthümtiche und beachtenswerthe Idee aufbewahrt hätte.

Man redet, denkt und schreibt manchmal, so zu sagen, über seine Kräfte und durch eine Art Inspiration über seinen Horizont hinaus. Dieß war damals, glaube ich, mit mir der Fall, zumal findet eine solche Steigerung der Kräfte dann Statt, wenn man eine Seele gefunden hat, mit der man in besonders intimen Rapport steht, wie Eisen und Magnet, die gegenseitig ihre Kräfte in und durch sich selbst erhöhen. Fällt so eine Seele von uns ab, so fallen wir wieder in unsere gewöhnlichen Kreise zurück.

Ich habe nicht nur fast beständig in meinem Leben an den Tod gedacht, sondern ich habe auch zuweilen gewünscht, ja, was noch schlimmer ist, ich habe auch zuweilen darauf gesonnen, wie ich ihn herbeiführen könnte.

Es steckt ein gränzenloser Widerspruch in meiner Seele und ich wundere mich oft, wie es möglich ist, daß so viel Leichtsinn, so viel Lebenslust neben so viel Todes- und Mordgedanken in derselben Menschenbrust wohnen können.

In der That, ich liebe zugleich das Leben, ich verachte nichts daran, ich schätze alle seine anziehenden und schönen Seiten hoch. Ich bin aufgelegt, jeden Genuß, den es einem Menschen gewähren kann, gelten zu lassen uud fühle mich fähig, jede dieser Freuden zu empfinden.

Der Genuß dieser Freuden geht mir wahrhaft zu Herzen und doch sind nebenher die Todesgedanken das eigentliche Element, in welchem ich mich bewege. Es ist, als sähe ich mit demselben Auge immer zwei Seiten an allen Dingen, die schöne, von der Lebenssonne beschienene Lichtseite und die trübe vom Tode und der Zerstörung geschwärzte Schattenseite. Ich habe eine, ich muß wohl sagen, unglückliche Gewandtheit, vermöge deren ich es vermag, mich bald ganz der Melancholie des Todes hinzugeben und bald mit einer andern Wendung mich ganz wiederum der Freude des Lebens zu überlassen.

Der Tod hängt mir wie ein schweres Gewicht an den Füßen und das Leben heftet sich mir wie eine leichte Blase an den Händen. Ich drücke diese Blase zusammen und gehe mit dem Gewicht des Todes unter und steige in finstere Abgründe hinab. Ich lasse der Blase wieder freien Raum und schwinge mich mit ihr auf die lächelnde Oberfläche des Lebensmeeres zurück.

Zuweilen weiß ich nicht, was in mir überwiegt. Aber da fast in jeder Seele etwas zu überwiegen pflegt, so glaube ich dann, daß ich, Alles in Allem genommen, eigentlich in der Höhle des Todes wohne und von da aus mir nur kleine enge Gänge und Luftlöcher nach dem Leben gemacht habe, an dessen Spiel ich mich mitunter ergötze.

Das Leben macht mir Alles anmuthig, ansprechend und genießbar, aber der Tod macht mir Alles erst wahrhaft interessant und das Merkwürdigste ist dabei, daß er mir den Le-

bensgenuß, insoweit ich dessen fähig bin, in nichts verbittert. Nicht nur in meiner Einsamkeit fallen mir die Gedanken an den Tod ein, nicht nur etwa, wenn ich krank war, quälen sie mich. Vielmehr scheint es mir fast, als zögen sie sich in der Krankheit etwas von mir zurück.

Ich erinnere mich, daß ich einmal wirklich ein arges und, ich glaube, lebensgefährliches Fieber hatte, in welchem mich alle möglichen andern Gedanken, nur nicht die an den Tod beschäftigten. Vielleicht liegt in jeder Krankheit Etwas, was uns für den Tod reifer macht und ihn uns also natürlicher, gleichgültiger und weniger außerordentlich erscheinen läßt. Auch in der Einsamkeit ist es so. Auch da, wo Alles still und ruhig und dem Grabe schon ähnlicher ist, ist die Idee an den Tod natürlicher und minder außerordentlich und der Contrast mit der Umgebung nicht so stark.

Mitten in dem rauschenden Treiben der Städte aber, wo Alles von Leben und Kraft strotzt, da erscheint mir durch den Gegensatz die Gottheit des Todes am häufigsten und in klarster Gestalt. Begegne ich einem Freunde, der ruhig dahin schlendert, so denke ich bei mir: „Du Kind des Todes! wohin gehst du so gelassen? Du auf der brausenden Welle des Lebens Umhergeschleuderter, warum verziehst du so träge? Eile, eile! Dein Ende naht"!

Wenn ich in einer anmuthigen Gesellschaft bin, da schwelge ich in Todesgedanken und desto mehr, je anmuthiger die Gesellschaft ist. „Ihr schönen Sterblichen", denke ich, „wie

sitzt ihr so leichtfertig schwatzend da. Ihr wunderliches poëtisches Geschlecht, wie hübsch geziert habt ihr eure hinfälligen Hüllen und genießet im fröhlichem Rausche die gewichtigen Stunden des Weltalls! Der Wind bläst und stürmt von der Wiege her und führt euch dem Grabe zu, das schon für euch bereitet wird und ihr schläfert euch ein in liebliche Träume. Ihr taumelt am Abgrunde des Untergangs hin und lacht kühn und muthig ins blinkende Gläschen hinein. Ihr befahrt alle die stürmische Woge des Meeres, die euch hebet und senket und die euch hierher reißt und dorthin; Manchen von euch hat sie vielleicht bereits auf den Gipfel genommen und ich sehe ihn schon mit dem überschlagenden Schaume in die Tiefe hinabstürzen".

Ich taumle dann in einer solchen Gesellschaft umher und freue mich meines Lebens, wie sie. Naht mir ein jugendlich blühendes Geschöpf, so lächle ich es unwillkürlich an und fühle mich entzückt im Anblicke seiner Schönheit und dabei denke ich: „Du holdes Wesen! Du siehst nicht, daß Saturnus dich in seinen Armen hält und er dich und deine Schönheit auf Adlerfittigen von dannen trägt. Wie deine holden Augen strahlen! Könnte ich weinen, ich würde Thränen um sie vergießen; denn bald wird ihr Glanz verlöschen. Wie deine Wangen blühen! Sie werden rasch verblühen und nichts von dir übrig bleiben als Staub. Deine Lippen schwellen. Bald werden sie verschrumpfen und zu eisiger Kälte erstarren. Wie wird sich dein Leichnam im Tode ausnehmen?

Die Aeuglein so trüb, die Wangen so bleich, die Locken so matt, dieß Händchen so starr, der schlanke Nacken so steif. Schon sehe ich ein schwarzes Todtenhemd deine schlanken Glieder umarmen, schon erblicke ich das Kreuzlein auf deiner Brust liegen. Möchte es doch möglich sein, daß dein Tod so sanft sei, wie dein Leben! Ich will dich in nichts erschrecken. Aber vernimmst du nicht den Gesang der Parzen in diesem Saale? Siehst du wirklich nicht die Atropos, die Klotho, die Lachesis dort, hier, da zwischen uns umhergehen? Hörst du nicht, wie die erste hier mitten in der Gesellschaft singt:

„Mich, die älteste zum Spinnen,
Hat man dieß Mal eingeladen;
Viel zu denken, viel zu sinnen
Giebt's beim zarten Lebensfaden".

und weiter:

„Wolltet ihr bei Lust und Tänzen
Allzu üppig euch erweisen
Denkt an dieses Fadens Gränzen!
Hütet euch! Er möchte reißen".

Wer ein klein wenig Erfahrung in der Welt gemacht und einige Male gesehen hat, wie die anmuthigen geselligen Cirkel hienieden zusammenkommen und zerstieben, wird mich wohl nicht der Uebertreibung anklagen. Ja, wäre ich nur erst ein Greis und hätte etwas mehr noch von dem Wechsel hienieden erfahren, so würde ich wohl viel eindringlicher und wahrer von der Absonderlichkeit unserer alltäglichen Ereignisse und Zustände reden können.

Zu dem wird mich, glaube ich, auch Niemand tadeln

können, daß ich solche Gedanken nicht lieber in mir unterdrücke, denn ich bin deßwegen nicht minder froh als Andere und ich kann in Wahrheit wie der Herr von Montaigne von mir sagen: „je ne ridois non plus le front de ce pensement là, que d'un autre“.

Der Tod ist mit mir und in mir aufgewachsen wie das Leben und er ist mein vertrautester Freund geworden, den ich ein und für alle Mal nie wieder von mir lasse, das heißt in Bezug auf meine Contemplationen. Ob ich ein so starker Philosoph bin, daß ich den Tod auch in Bezug auf das, was er mir selber einmal anthun wird, meinen Freund zu nennen wagen darf, das glaube ich nicht. Denn ich bin nicht sicher, daß ich mein Lebensende mit der Standhaftigkeit ertragen werde, wie es z. B. Sokrates und andre edle Männer ertragen haben.

Ihn selbst, den Herrn des Schattenreichs, und seine Ankunft ertrüge man nun noch eher, insofern er nichts uns ankündigte als das Ende dieses Lebens und den Uebergang in eine andere Welt, wenn nur nicht das ganze lange Gefolge von Krankheit, Gebrechlichkeit, Altersschwäche, Blindheit, Taubheit, Geisteslahmheit, Folterqualen aller Art, das er gewöhnlich voraufschickt, ihm vorherginge. Es geht dem Tode, so wie manchem Könige. Unser König ist gut, sprechen die Leute, wenn nur nicht alle seine Diener und Beamten wären. Eine Fortdauer meines Geistes halte ich für ausgemacht, Ich hoffe und vertraue auf die Existenz eines

allliebenden und nachsichtigen Vaters, ich halte die Menschen, die das nicht glauben, für bedauernswerthe Blinde oder für ganz Verirrte.

Ich kann mich daher über den Tod, als über ein bloßes „Ende dieses Lebens“ einigermaßen zurecht finden, obgleich ich gestehe, daß er allerdings auch als solches namentlich für sehr gemüthliche und zärtliche Seelen sehr viele Schrecken haben mag.

Unsere irdische Existenz ist uns im Laufe unseres Lebens auf Erden so vertraut geworden und aus ihr in eine andere übergehen zu müssen, hat für uns eine entsetzliche Unbequemlichkeit. Es giebt Leute, die ihr Heimathland aus alter Gewohnheit so lieb gewonnen haben, daß es ihnen fast so arg scheint, wie der Tod, wenn sie dieses Land verlassen sollen.

Ich habe in Rußland selbst, wo das Volk doch sehr an Veränderung gewöhnt ist, Leute von Haus und Hof ziehen sehen, mit einer Traurigkeit und Verzweiflung, daß es schien, als hielte man sie nur mit Mühe davon ab, sich nicht das Leben zu nehmen. Und doch blieben sie innerhalb der Gränzen ihres Vaterlandes. „Herr, laß uns auf dem alten uns liebgewordenen Erbstück unserer Väter“, ist eine Bitte, welche die russischen Bauern fast beständig an ihren Leib- und Brodherrn richten.

„Herr, laß uns auf unsrer lieben alten Mutter-Erde, dem Erbstücke des guten traulichen Menschengeschlechts“, ist eine Bitte, welche wir Menschen beständig an Gott richten.

Die Norweger, obgleich sie einen unfruchtbaren Boden bebauen, sind dennoch nicht zur Auswanderung nach Amerika zu bewegen und böte man ihnen dort auch Ländereien an, die so fruchtbar wären, wie das Nildelta.

Und doch ist es ausgemacht, daß die Norweger in Amerika sich noch viel bekannter und heimischer vorkommen würden, als wir Menschen in jenem unbekannten Reiche, von dem uns kein Columbus Nachricht brachte.

Wir sind so sehr daran gewöhnt, diese hübschen Sterne über uns zu sehen. In dem Lande, wohin wir kommen, mag es wohl schönere Sterne geben, aber doch nicht diese lieben trauten Bilder, die wir zu schauen gewohnt sind. Die Wesen um uns her sprechen unsere Sprache. Wir verstehen sie so gut. Unser Ohr saugt ihre lieben Töne mit solcher Freude ein. Welche Sprache wird man dort denn reden? Wie soll ich dort die Leute anreden? Wie werden sie mich willkommen heißen?

Wie ist es möglich, daß es etwas Milderes, etwas Schöneres gäbe als diese holde Sonne, das herrlichste Wunderwerk von Gottes Schöpfung? Wie kann denn nur im Himmel eine bessere Sonne scheinen? Und Alles, Alles, was wir hienieden sehen, es ist so trefflich, so zweckmäßig und gut für den Gebrauch der Menschen eingerichtet, daß keine Phantasie sich eine Welt zu denken vermag, die uns mit Vernunft begabte Wesen mehr ansprechen, besser mit uns harmoniren könnte als sie. Und giebt es auch auf Erden

etwas Pein und Leiden — auch sie wollen wir gern ertragen, nur, Herr! laß uns noch diese deine herrliche, deine wunderbare irdische Luft athmen und laß uns noch hienieden bleiben.

Die Wege rund um unsre Hütte sind uns so bekannt. Jedes Blümchen, jedes Büschlein ist uns von Jugend auf befreundet. Viele haben wir selber gepflanzt, oder doch unsere Aeltern und Großväter haben sie gepflanzt. Tausend Mal ging ich jenes Weges dahin. Ach! werde ich ihn nun nie wieder gehen?

Hätte man doch wenigstens nur diesen einen Punct uns zugestanden, daß wir nur zu Zeiten einmal unsere alte gute Erde, den Schauplatz unsrer geistigen Jugend, wieder besuchen könnten. Oder könnten wir doch als Geister wenigstens nur zuweilen einmal aus der Ferne zu ihr heranschweben und sehen, wie sie treu und nach alter Gewohnheit ihren uralten Lauf um die Sonne vollbringt, wie sie gleich einer emsigen Spindel sich um sich selber dreht, wechselnd im Sonnen- und im Sternenschein.

Ja, dürfte ich von Weitem nur einmal erblicken die Zeichnung der Welttheile, die Küsten von Amerika, von Asien und vom lieblichen Europa, die sich mir von Jugend auf in den Kopf geprägt! Dürfte ich nur bis in das Luftmeer hinabtauchen und diese schöne frische irdische Atmosphäre trinken!

Vielleicht entdeckte ich dann mein Heimathsland von

ferne. Ach! und wäre dann in mir luftigem Geiste nur noch eine Spur von Gefühl, würde ich bei diesem Anblicke nicht eine Fluth von Thränen herabsenden auf die Mutter Erde? Ich sehe den Lauf der schönen Flüsse, der rauschenden Gewässer, die klaren Brunnen und Quellen, die vom Gebirge herabsteigen und deren Krystall mit dem der kastalischen Quelle wetteifert.

Ist es nur möglich, daß im Paradiese ein schöneres Element sprudeln kann als dieß irdische Wasser? Kann es reizendere Landschaftsscenen dort geben als unsere Bächlein, die Wasserfälle, die Gebüsche, die laubreichen Bäume, die hellen Flußkiesel und die Blümlein am Ufer sie bilden?

Mögen wir hienieden auch etwas leiden, ja mögen wir auch viel leiden. Aber, o Gott, laß uns dennoch recht lange hier auf unserer thränenreichen Erde! Auch die Thränen vergießen wir ja so gern und du hast es ja so eingerichtet, daß selbst auch den schlimmsten Schmerzen immer einige Freuden im Gefolge sind.

Und sollten wir doch selbst im Uebermaß unserer Leiden einst um den erlösenden Tod bitten, sende ihn uns nicht gleich. Er wird uns dennoch erschrecken. Laß ihn noch etwas verziehen. Zwar willst du uns nach dieses Lebens Ende zu dir nehmen, allein du bist ja auch hienieden schon stets bei uns. Und wo sonst können wir dir noch näher sein, als wir es schon hier sind?

Dieß, sage ich, sind die Gefühle die uns bewegen,

wenn wir unser irdisches Theil, unsern Leib in seinem Sitze bedrängt fühlen, wenn wir merken, daß der Ritter, mit dem Jeder einmal einen Strauß durchfechten muß, die Lanze angesetzt hat und dabei ist, uns aus dem Sattel zu heben.

Hat nicht der Schöpfer selbst diese Welt, diese unsere Heimath für uns so vollkommen gut eingerichtet, daß es auch selbst Denen unter uns, welche mit der glühendsten Phantasie begabt sind, völlig unmöglich ist, sich eine bessere und schönere und anmuthigere Welt zu denken, als diese ist, welche wir bewohnen?

Zwar haben alle Nationen von einer schöneren Welt geträumt. Aber man lasse einmal alle ihre Paradiese, so viel unbestimmt und undeutlich gezeichnete Herrlichkeiten sie sich auch dabei denken mochten, eine strenge und vernünftige Kritik passiren, so ist es klar, daß sie alle sammt und sonders vor der Erde, dieser besten aller dem Menschen denkbaren Welten, die Segel streichen müssen.

Das magische Licht, welches im Elysium der alten Griechen und Römer herrschen soll, kann gar nicht schöner sein, als wir es hier auf Erden haben und wenn dieß magische Licht nicht zu Zeiten mit Sturm, Regen, Schnee und Hagel abwechselt, so möchte uns doch bald die Freude daran vergehen.

Die schönen grünen Wiesen in ihrem Elysium können nicht schöner sein als die Wiesen in den englischen Parks

oder als eine blumige, kräuterreiche Wiese auf den schweizer Alpen. Und das ewige und unaufhörliche Ringen und Wettkämpfen und das beständige Auf- und Abwandeln der Schatten auf diesen Wiesen, wie es im Homer beschrieben wird, spricht die Phantasie nicht im Geringsten an. Daß der Boden die Früchte von selbst trägt und der Ackersmann daneben in Unthätigkeit ruht, muß geradezu der Gipfel der Langeweile sein, denn man kann sich kein süßeres Brot denken als das, was man sich mit Mühe, Fleiß und Arbeit erworben und erzielt hat.

Man lese die Schilderungen aller der „gelobten Länder", aller der Eden und Elysiums, welche die Dichter sich ersonnen haben, ob sie nicht sämmtlich nach dem Modelle des vollkommensten und schönsten Lebens, was wir kennen, nämlich des irdischen Lebens, gebildet sind.

Und in der That, ihre Phantasiebilder sind dann desto schöner, je mehr sie unserer Erde gleichen, je treuer sie das Sonnenlicht und die schönen irdischen Luftphantome und die lieblichen Naturscenen aufgefaßt und wiedergegeben haben. Sie können in den paradiesischen Flüssen nun einmal nichts Anderes als Wasser fließen lassen. Ja, sie können sich die Bäume nicht einmal anders denken, als sie hier in der Wirklichkeit sind. Nicht einmal eine einzige anders gestaltete Blume können sie sich ersinnen, als sie hier existiren und als sie hienieden sie gesehen haben.

Kein feineres und reizenderes Metall kann ihre Phan-

taste schaffen als Gold, keine glänzenderen und anziehenderen Krystalle als Krystalle, keine schönern Diamanten als Diamanten. Das einzige Reelle, was die Dichter für ihre Paradiese thun, ist, daß sie Mühe, Arbeit, Krankheit und körperliche Plage daraus weglassen.

Und damit thun sie allerdings zum Theil etwas Vernünftiges, aber nur zum Theil. Denn, was die Mühe und Arbeit und auch hie und da einige Noth betrifft, so nehmen sie damit eigentlich allen Freuden und Genüssen ihres Paradieses die Würze. Sie sagen freilich, daß unsere Seele dort anders sein wird als hier, daß sie dort keine Abwechselung von Freude und Leiden, von Lust und Schmerz nöthig haben wird, sondern daß sie dort einer ewigen und ununterbrochenen Seligkeit nicht nur genießen, sondern ihrer auch fähig sein wird.

Dieß ist aber bloß so gesagt und nicht bewiesen. Was ich behaupte ist eben, daß sie uns von einer solchen Fähigkeit der Seele nicht den geringsten klaren Begriff geben können. Nach unseren Vorstelluungen verfällt jede Seele ohne alle Mischung der Freuden und des Schmerzes und ohne alle Abwechselung der Genüsse in Ueberdruß und Trauer.

Selbst Krankheit möchte ich nach meinem menschlichen Sinne nicht einmal völlig aus diesem Paradiese verbannt haben. Es giebt allerdings eine Menge schrecklicher, durch die Sündhaftigkeit der Menschen hervorgebrachter Krankheiten, die man dort gar nicht vermissen würde. Allein wer da er=

fahren hat, in wie hohem Grade der Mensch, der aus einer Krankheit hervorgeht, sich wieder von Neuem gewissermaßen gebiert; welche Lust und Seligkeit ihn durchströmt, wenn er merkt, wie der Schmerz ihn verläßt, wenn seine Kräfte von Neuem sich heben, wie alle seine Pulse dem Genusse der Natur, der Liebe, der Freundschaft und allen zarten Gefühlen mit frischer Empfänglichkeit entgegenschlagen: der möchte aus einem vollkommenen Zustande unseres Geistes — natürlich so weit wir uns ihn denken können, denn nur von einem solchen ist hier die Rede — auch Krankheit und Leiden nicht gern völlig verbannt wissen. Die ewig Gesunden leben in einer Art Stupidität dahin. Krankheiten und Genesungen sind Wiedergeburten und Anfrischungen der Seele, und wir können uns nicht vorstellen, daß solcher Anfrischungen unser Geist nicht benöthigt sei.

Mit einem Worte also, die Dichter mögen sich gebehrten wie sie wollen, sie bringen mit dem Aufwande aller Phantasie kaum ein schöneres Dasein heraus, als es Gott uns hier auf Erden bereitet hat. Und alle Versuche, uns ein solches auszumalen, sind vergeblich und halten vor der Ueberlegung nicht Stich.

„Kein Auge hat gesehen", sagt Paulus, „und kein Ohr gehöret, und ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben". Und diese Unmöglichkeit, uns eine Vorstellung von Dem zu machen, was Gott uns bereitet hat, uns ein Leben zu denken, welches ge-

nußreicher und anmuthiger und traulicher sei, als unsere Existenz hienieden, ist es eben, was uns, ich möchte sagen, frösteln macht bei der Idee an den Uebergang aus dieser Welt in eine andere; wie die Raupe fröstelt, zittert und in inneren Krämpfen sich sträubt, wenn sie ihre alte Haut abstreifen und den Schmetterling gebären soll. Kann ich mir nicht die geringste Vorstellung davon machen, wie eine andere Welt ist, in welche ich wandern soll, greift meine Phantasie immer in den leeren Raum hinaus, ohne auf irgend ein Gebilde zu stoßen, so ist es so gut, als wäre für mich gar nichts da und diesen Schauder, das schöne sichere Etwas mit einem Nichts zu vertauschen, in das große Vacuum, das wir nicht aufüllen können, hinausgestoßen zu werden, macht unserem Fleische die Auflösung so entsetzlich.

Etwas besonders Schlimmes ist es, daß uns der Tod gewöhnlich nur allein trifft. Gingen wir in Gesellschaft hinüber mit allen unseren Bekannten und Verwandten und Freunden auf ein Mal, ja dann wäre es ein Leichtes. Daher es auch den Kriegern in der Schlacht viel leichter wird, muthig dem Tode entgegenzugehen, weil da immer Viele zusammen Dasselbe dulden.

Allein meistens erkiest er uns unter Tausenden als sein einziges Opfer aus und wirft uns auf ein einsames Krankenlager, wo viel mehr Muth und Tapferkeit dazu gehört, seinen Angriffen Energie und Ergebenheit entgegenzusetzen als

in der Schlacht. Wir sehen unsere Freunde im trauten Bunde auf dieser lieblichen Erde zurückbleiben und wir allein werden hinausgestoßen.

Selbst Den, welcher vielleicht ohne Verwandten und Freunde in der Welt dasteht, selbst den Eremiten, den alten Greis, trifft der Schlag schmerzlich, weil er doch noch, ohne es sich selbst bewußt zu sein, mit tausend Fäden an die Menschheit geknüpft ist. Mit den Menschen Gespräche zu pflegen, mit ihnen freundlichen Umgang zu haben, mit ihnen sich zu freuen, sich zu betrüben, mit ihnen zu jauchzen und zu klagen, ja! oder auch sie nur am Fenster vorüberpilgern zu sehen, diese Wesen von unserem Fleisch und Bein, diese unsere Brüder — dieß Alles aufzugeben, wie schwer wird es uns!

Man wird vielleicht sagen, daß meine Gedanken unchristlich und sehr unphilosophisch seien. Ich sage dagegen, sie sind menschlich. Das Christenthum und die Philosophie trösten und erleuchten uns zwar auf eine ganz andere Weise über Das, was uns dorten bevorsteht. Allein wir mögen nun Philosophen oder Nichtphilosophen, Christen, Muhammedaner oder Heiden sein, so bleiben wir immer nebenher auch Menschen und ich glaube, daß ich die Gefühle der Furcht, welche die schwache und irdische alte menschliche Adamsnatur bei jenem Uebergange bewegen, in dem Obigen richtig interpretirt habe.

Selbst der Philosoph wird auf dem Todtenbette oder

auch nur bei den Gedanken daran etwas von jenem Schmerze empfinden, der den Egmont ergriff, als er von dem Aufgeben der „freundlichen Gewohnheit des Daseins" sprach.

Also, ich wiederhole es, der Tod erschreckt schon als ein bloßes Ende dieses Daseins unsere irdische Natur bis in ihre innersten Tiefen, bis in ihre äußersten Wurzeln, die alle, wie die Wurzeln eines Baumes, den man ausgräbt, herausgerissen werden, aus dem Boden, in dessen Schooß sie saugend lagen.

Der Tod hat für jedes Individuum gleichsam so viele Schrecken, als ein völliger Untergang der ganzen sichtbaren, hörbaren und fühlbaren Welt. Geht der Sterbende für diese Welt unter, so geht diese Welt für ihn unter. Alle Menschen fallen von ihm ab, scheinen ihn zu verlassen und zu verrathen auf dem Gange, den er allein zu wandeln im Begriffe steht. Die ganze Luft verpestet sich für ihn, sie stockt und läßt sich nicht mehr athmen. Die Sonne verdunkelt sich für ihn und Nacht und Finsterniß breitet sich um ihn aus. Die harmonischen Töne mißgestalten sich in seinen Ohren und was ihm bisher verständlich war, wird unverständlich und unfaßbar.

Die Wärme verliert ihre Kraft und Kälte durchschauert seine Fiebern. Der feste Boden schwankt und wankt unser seinen Füßen und der ganze Weltbau stürzt vor seinen Augen zusammen und Alles, Alles verfließt in Graus. Die

Erde entzieht sich ihm mit Allem, was sie enthielt, schrumpft zusammen wie ein Punct und verschwindet in Nichts.

„Miser, o miser, ajunt. — omnia ademit,
Una dies infesta mihi tot praemia vitae“!

Die Religion verheißt uns ein schönes Leben nach diesem, die Philosophie verspricht uns Dasselbe; eine liebliche Hoffnung auf diesen Gewinnst beseelt uns. Ja wir glauben daran. Nichts aber ist für unsere sinnliche Natur, die eine wahre und unverbesserliche Thomasnatur ist und die das am sichersten glaubt, was sie mit Händen greift, sicherer, als daß wir diese Erde mit allen ihren Schätzen, so lange wir leben, besitzen und daß wir sie, wenn wir sterben, verlieren.

Was wir gewinnen werden, das hat uns Keiner noch mit Augen gezeigt, das hat uns Keiner noch mit Händen zu betasten gegeben. Selbst die Elendesten hienieden, so scheint es, dünken sich im Vergleich mit den Todten in Pracht und Herrlichkeit zu leben und fast Keiner ist so jammervoll, daß er willig zu den Todten ginge.

Ich war in Polen und besuchte die armen Juden in ihren irdischen Jammerhöhlen, die sie dort in den Kellern der Städte bewohnen. Ich traf in einer dieser pestilentialischen Kellerwohnungen, die so hoch mit Wasser überschwemmt war, daß sie eher für Fische als für Menschen bestimmt schien, eine kranke Frau auf einem faulen Strohlager liegen. Unter die Beine ihres Bettes hatte sie Steine geschoben, damit

das Wasser nicht hineinlaufe. Sie wohnte mit ihrer Familie in dem einen Winkel des Kellers, während die drei anderen Winkel von drei anderen Familien bewohnt waren, die mit ihren halbnackten Kindern und mit der ganzen Ausstellung ihrer Lumpen und Scherben und Möbelbruchstücke und mit allen ihren elenden und bleichen Gesichtern ein Bild des Jammers gaben, wie man es in jenem Lande häufig sehen kann. Die Frau fing an, mit schwacher und winselnder Stimme mir auf das Erbarmenswürdigste zu klagen, daß sie fürchte, sie müsse — sterben. Ich sagte ihr, daß sie es dort drüben wohl besser haben würde wie hienieden in diesem Keller. Und doch sagte sie, ihr einziger Wunsch wäre wieder zu genesen und weiter zu athmen, zu leben!

In dem Lande, wo ich jetzt wohne, begegnete mir kürzlich eine arme alte Frau, die auf einem Platze, wo man einen Baum gefällt hatte, Holzspähne zusammensuchte, um sich ihre Suppe daran zu kochen. Sie sagte mir, sie sei dreiundachtzig Jahre alt, und ich lud sie ein, mit mir in meine Hütte zu treten. Dieß schlug sie aus, „denn", sagte sie, „es wird schon dämmrig und ich muß auf dem Heimwege noch über eine Brücke gehen. Ich hätte gleich den Tod davon, wenn ich von der Brücke in's Wasser hinabfiele".

„Aber ich denke, Alte, Ihr hättet hienieden nicht viel mehr zu verlieren. Sehnt Ihr Euch nicht nach dem Tode? Habet Ihr nicht dort in der anderen Welt alle die Lieben, die Ihr hier verlort? Habt Ihr nicht dort Gott und die

Engel? Und hier müßt Ihr Euch kümmerlich ernähren, habt Elend und Noth, geht auf Krücken, athmet aus enger Brust, besitzt als Kleider nur Lumpen. Solltet Ihr nicht den Tod fast als einen Erlöser segnen? Sagt mir"? — „Gott schütze, Herr, wie Ihr redet! Den Himmel bitte ich alle Tage, daß er mich nur vor dem Tode bewahre! Lebt wohl, Herr"!

So gierig klammert sich Alles an die Kette des Lebens. Wenn es nur Athem ist, wenn es nur Leben ist, so schätzen sie sich schon glücklich.

Debilem facito manu,
Debilem pede, coxa,
Lubricos quate dentes —
Vita dum superest, bene est.

Engel? Und hier möcht Ihr Euch [illegible] [illegible]. Ach!
Elend und Noth, geht auf Krücken, [illegible] und [illegible]
[illegible] als Bettler [illegible]. Sollen Sie nicht [illegible]
[illegible] als einen Gelübde [illegible] [illegible]" — „[illegible]
[illegible], Herr, wie Ihr redet! [illegible] [illegible] ist alle Tage,
daß er mich nur vor dem [illegible] [illegible] [illegible], Herr." I
So gierig klammert sich Alles an die Seite des Lebens.
[illegible] nur [illegible] ist, wenn es nur Leben ist, so schätzen
sie sich schon glücklich.

Die Autoren,

ihren vollendeten Arbeiten gegenüber.

„Daß ich redlich mich beflissen,
Was auch werde, Gott mag's wissen".

XXVIII.

Die Autoren, ihren vollendeten Arbeiten gegenüber.

Saussure sagt, er habe von Jugend auf schon aus den Straßen seiner Vaterstadt Genf mit der Spitze des Montblanc geliebäugelt. Er habe sich Jahre lang darnach gesehnt, den Gipfel des Berges zu erreichen und zahllose Pläne sowohl, als auch vergebene Versuche zu seiner Besteigung gemacht.

Diese Besteigung des Montblanc, sagte er, sei die fixe Idee seines Lebens und ihre Ausführung ein gewöhnlicher Gegenstand seiner Gedanken, ja seiner täglichen Gebete zu Gott geworden.

Als er aber endlich nach Ueberwindung vielfacher Schwierigkeiten im funfzigsten Jahre seines Daseins wirklich dazu gelangt sei, dem obersten Scheitel jenes Riesen seinen Fuß auf den Nacken zu setzen, habe er sich gewundert wahrzunehmen, daß ihn dieser Moment bei weitem nicht mit dem Gefühl von Freude erfüllt habe, die er sich davon versprochen. Die Stärke seiner triumphirenden Empfindungen, seine Siegesgefühle hätten in jenem Momente so wenig der unsäglichen Länge seines vieljährigen Feldzuges entsprochen, daß

er sich kaum habe überreden können, dieß sei nun wirklich die Spitze des Montblanc und er in der That der Saussure, der sich nach ihr ein langes Leben hindurch so unmäßig gesehnt. Ja, im ersten Augenblicke habe er, statt wie Columbus die neue Erde zu küssen, unwillig den Berg mit Füßen getreten, als hätte er, wie der heilige St. Georg, ein besiegtes Ungethüm, das ihm so viel Plage gemacht, endlich unter sich gekriegt.

Die Geschichte berichtet von Feldherren, welche sich nach ihren Siegen mürrisch erwiesen und, sich den Augen ihres Heeres entziehend, die Einsamkeit in ihren Zelten aufsuchten. Ja, es hat mehr als einen Sieger gegeben, der auf dem Kampfplatze Thränen vergossen.

Man kann sagen, daß die Erfüllung fast jedes gehegten Wunsches eine Enttäuschung ist und daß auf den Gipfeln der Berge, wie auf den Siegesfeldern, auf der Schwelle der Hochzeitskammer, wie an allen Zielen, die wir endlich umarmen, eben so viel bittere als süße Gefühle unserer harren.

Den Schriftsteller erreichen sie in dem Momente, wo er, wie Torquato Tasso, vor seinem Gönner niederfällt und ihm das fertige Werk überreicht, oder seit der Erfindung der Buchdruckerkunst in dem Augenblicke, wo der Buchhändler ihm das von allen Druckfehlern gesäuberte, mit Titel und Vignetten ausstaffirte, hübsch broschirte Werk übersendet und er nun inne wird, daß er den seit lange erstrebten Hafen erreicht hat. Was wird er nun machen? Wird er das Buch,

wie Columbus das Land küssen oder wird er es behandeln wie Saussure die Spitze des Montblanc oder wird er darüber trauern, wie Scipio auf den Feldern seines Sieges?

Viele haben das Verhältniß eines Schriftstellers zu seinen Werken oft mit dem Verhältniß einer Mutter zu ihren Kindern verglichen und diese liebt ja ihre Kinder gewöhnlich trotz aller ihrer Fehler und Unartigkeiten.

In der That, nach den vielen Gedankenwehen, die der Schriftsteller gelitten, nach den unsäglichen Mühen, denen er sich bei allen Operationen unterzogen, welche die Erziehung Ausbildung und Vollendung seines Buches nothwendig machte, sollte man wohl denken, daß er nun wie eine Mutter in ihrem wohlerzogenen Sohne, so in seiner beendigten Arbeit jetzt eine neue feste und sichere Stütze seines Geistes erhalte. Wird er nun nicht sein Buch, wie der Kaufmann seine Schätze, als ein Capital niederlegen, das er sauer erworben, sich und Andern zum Genusse?

Es wäre, scheint es, wohl billig und gerecht, wenn die Dinge vom Schicksale so geordnet wären.

Allein dieß ist leider so wenig der Fall, daß der Act, wo der Buchhändler seinen Laden öffnet, das Buch in alle Welt hinaus zu lassen, für den Schriftsteller nicht selten dem Oeffnen der Büchse der Pandora gleicht, aus der ihm nur neue Aufregungen und Sorgen hervorgehen, Sorgen, von denen er bisher noch keine Ahnung hatte.

Das Erste, was ihm beim Anblick des gedruckten Wer-

kes auf die Seele fällt, ist der Gedanke, daß die Sache nun unabänderlich dasteht. Es ist dies ein unheilvoller Gedanke, der dem Schriftsteller ausschließlich eigen ist. Denn den Werken anderer Künstler, z. B. des Malers, sogar auch denen des Bildhauers, ist fast keine Grenze der Verbesserlichkeit gesteckt. Diese können ihre Arbeiten immer wieder vornehmen und daran retouchiren, feilen und corrigiren, während der Autor dagegen, mit der Beendigung des Druckes seiner Thätigkeit eine unübersteigliche Barrière vorgeschoben sieht.

Die Fehler, welche er jetzt noch etwa entdecken möchte, gehen nun ohne Widerrede tausendmal vervielfältigt in die Welt hinaus und werden tausendfachen Irrthum verbreiten oder vielzüngigen Tadel und Widerspruch erwecken.

Die Millionen Worte, wie sie nun dastehen, sind gleich Millionen Pfeilen, die der Bogen entsandte und keine Reue zurückruft.

Wie manchen dieser Pfeile hätte man nun gern noch einmal wieder in Händen, um ihn noch einmal zu prüfen, zu schärfen oder anders zu schleifen und anders zu befiedern.

Selbst bei dem größten Fleiße, der einem Werke gewidmet wurde, selbst bei dem ausgezeichnetsten Talente, das bei seiner Abfassung präsidirte, wird es noch immer eine Menge solcher Worte, Fehler und Irrthümer und einer Verbesserung fähiger Phrasen geben. Da pflegt die Schärfe des Auges nie größer zu sein, als wenn die Möglichkeit zur Verbesserung am Geringsten ist. Und der Schrifsteller, wenn er seine

vollendete Arbeit durchblickt, um sich wie Schillers Glockenmeister an den wohlgelungenen Formen zu erfreuen, wird bald genug in trübe Betrachtungen versinken und das Machwerk schnell sich aus den Augen schaffen.

Die Glockenmeister, die Tischler und alle Handwerker haben wirklich eine hohe Befriedigung bei der Vollendung ihrer Schöpfungen, denn sie können mit sicherem Blicke die Zweckmäßigkeit und die Abrundung des Ganzen schätzen. Ihre Zirkel und Winkelmaße sagen ihnen, daß sie das Rechte getroffen. Der Schriftsteller hat keine solche zuverlässige Maßstäbe in Händen, die ihm diese Versicherung gäben und die ihn gewiß machen, daß er auf keiner Seite das Maß überschritten.

So lange die Arbeit noch unter seinen Händen war, befand er sich gleichsam in einem fieberhaften Zustande, der ihm in mancher Hinsicht die klare kritische Einsicht blendete. Die Begeisterung für die Sache, die beständige Erzeugung neuer Ideen, der Eifer der Thätigkeit selbst und ihr Fortschritt — dieß waren lauter angenehme, anregende, fast berauschende Gefühle, die kaum eine nüchterne Betrachtung aufkommen ließen.

Jetzt auf einmal steht die Arbeit nun still, der Eifer empfängt keine neuen Impulse, die leuchtenden Ideen, die wie Blitze uns umflogen, liegen in en schwarzen Lettern wie ausgebrannte Meteore vor ns. Nichts ist mehr in Fluß, Alles erstarrt, krystallisirt und fest, und wir halten

nun das winzige Resultat scheinbar so gewaltiger Bestrebungen in Händen.

Dem Schriftsteller, scheint es, geht es auf diese Weise gerade umgekehrt, wie jener Prinzessin in Tausend und Eine Nacht, die nach dem „Wasser des Lebens“ und dem „redenden Vogel“ pilgerte. Sie wurde von zahllosen gräßlichen Gestalten und schreckhaften Stimmen begleitet, die sich aber alle hinter ihrem Rücken hielten und in dem Moment schwanden, als sie den Tempel berührte, in welchem jener köstliche Born entsprang.

Jenen dagegen verlocken auf seiner Bahn viel tausend liebliche Gestalten und verführerische Sirenen. Stimmen, die während der Arbeit vor ihm herhüpfen, bis er seine Bahn zurückgelegt hat. Da verlassen sie ihn verrätherisch, und so wie er denkt, in dem Garten des Ruhms sich einen Zweig jenes schönen, den Dichtern gewidmeten Baumes zu pflücken, erheben sich nun die schreckhaften Stimmen hinter ihm, vor ihm, ja! und — was das Schlimmste ist — auch in ihm.

Die Gedanken, die ihm neu waren, als er sie in sich erzeugt, sind ihm nun, nachdem er sie nicht nur erzeugt, sondern auch in Worte gebracht, in Zusammenhang gesetzt, oft überschaut, häufig gefeilt, geändert und corrigirt hat, etwas sehr Altes und sie haben nichts Elektrisirendes mehr für ihn selbst. Ist sein Werk ein Roman oder sonst eine großartige Dichtung, so enthält es für ihn keine solche Ueberraschungen wie für den Leser. Er weiß längst schon, wie die Intrigue sich ent=

spinnen wird und kennt die Rolle, die jeder Charakter darin spielen, ja, er weiß an den Fingern auswendig, was Jeder darin sagen wird. Etwas Kunst und Künstelei, etwas Rechnung auf Effect ist immer bei jedem schriftstellerischen Producte und in gewisser Beziehung und in gewissem Grade verhält sich der Autor zu seinem Werke auch ohne alle Charlatanerie, ungefähr wie ein Theaterdirector zu Dem, was auf seiner Bühne vorgeht.

Er weiß genau die Entwickelungs-Geschichte jedes seiner Gedanken, er weiß wo er hie und da, wenn auch nicht auf eine directe und grobe Weise sündigte. Sein Gewissen sagt es ihm genauer an, als es irgend ein Kritiker vermag, was er sich einzig und allein selber verdankt, was nicht, was aus reiner Begeisterung und Liebe zur Wahrheit, was vielleicht aus persönlichen Rücksichten, die in jedem Werke, es sei welcher Art es wolle, eine weit größere Rolle spielen, als ein Leser es ahnt, gesprochen wurde.

Er kennt natürlich besser als die Andern den ganzen Umfang seiner Aufgabe, mit der er sich so lange beschäftigte und erblickt da große Lücken, wo die Leser fast nichts entbehren.

Die Feldherren, welche in der Schlacht commandirten, sind sich genau bewußt, wie wenig Verdienst am Siege sie sich selber zuschreiben können, wie viel sie dem günstigen Zufalle oder dem Fatum geben müssen. Ihnen sind die kritischen Momente, in denen ihr und der Ihrigen Geschick an einem Faden hing und wo die Entwickelung der Ereignisse durch

einen günstigen Zufall eine ganz andere Wendung bekam, nicht entgangen, während die Menge, von der sie nun zum Siege gratulirt werden, nichts von jenen Momenten spürte.

So kennt auch der Schriftsteller sehr gut, was er den Umständen, was nur sich zuschreiben muß, und zwar besser als Andre, die ihn nun für Alles ohne Unterschied loben oder tadeln.

Dieß Alles nun wirkt dahin, daß wir bei der Vollendung unseres Werks nicht der großen Freude theilhaftig werden, die wir uns versprochen hatten, und daß wir oft gerade dann, wenn die Andren rufen: „Heil dir, es ist dir gelungen"! ermattet und wie aus einem Fiebertraume entkräftet erwachend in eine Verzweiflung versinken, aus der uns nur vielleicht eine neue Idee, ein neuer erweckender Plan wieder erretten kann.

Selbst da, wo Andre entschieden und klar seine starken Seiten sehen, kann der Autor keinen Trost und keine Freude schöpfen, weil er sich dieser Stärke, nur so lange er sie übte, freudig bewußt sein konnte. Es scheint einem Schriftsteller mit seinem Werke gerade umgekehrt zu gehen, wie einem Reisenden mit seiner Reise. Diesem bleiben nur die schönen und hellen Momente der Reise in tröstlicher Erinnerung, während die Mühen und Schatten vor seinem Gedächtnisse verschwinden. Jenem dagegen treten umgekehrt alle Schwächen, alle Lücken, alle Mängel und Fehler so hell und so erschreckend vor die Augen, daß ihm die Erinnerung an seine guten Ideen den Schmerz und die Reue nicht aufwiegen kann.

Gleich wie eine Schöne, die ein Muttermal verunziert, beständig glaubt, Aller Augen seien auf dieß Muttermal gerichtet, so fühlt der Schriftsteller seine Blößen, aber empfindet keine gleiche Genugthuung von den bedeckten und wohlverwahrten Stellen.

Auf diese Weise wird ihm denn sein Buch gerade in demjenigen Augenblicke feindlicher als je, wo seine Freundschaft mehr als je nöthig wäre, in dem Augenblicke nämlich, in welchem er es seinen Lesern übergiebt und wo gerade eine richtige Selbstschätzung gegen die eindringende Fluth von unfehlbar sehr verschiedenartigen Urtheilen Anderer ihm die rechte Zuversicht und den rechten Halt gewähren sollte, und wo es eben mehr als je zu bedauern ist, daß jene richtige Selbstschätzung eine so sehr schwere Aufgabe ist.

„Wie ein Arzt seine Krankheiten", sagt Montaigne und mit ihm könnte es beinahe jeder Schriftsteller sagen, „so kann ich meine eigenen Arbeiten nicht recht würdigen. Fast immer achte ich sie entweder zu hoch oder zu niedrig".

Beides ist zu der Erlangung der Festigkeit, die wir nun der Kritik gegenüber nöthig haben, sehr nachtheilig. Denn schätzen wir uns zu niedrig, so werden wir selbst dem gerechten Lobe Anderer nicht zugänglich sein, und schätzen wir uns zu hoch, so wird uns sogar der gerechte und gelinde Tadel schmerzen und wehe thun.

Ich sage dieß Alles nur so im Allgemeinen, und nicht in besonderer Beziehung auf die hier vorliegende Schrift. Denn was diese Schrift betrifft, die mir hier, ich weiß nicht recht wie vom Tische fällt, so giebt es für sie keinen andern Schluß als Stillschweigen. Wollte ich alle entstellenden Mängel, Fehler und Schattenseiten beschönigen, entschuldigen, beklagen, so müßte ich ein neues Werk schreiben. Und wo wir zu viel zu sagen haben, da verstummen wir.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.